

150

BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



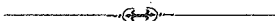
Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

XV. Jahrgang 1909.

Mit 2 Tafeln, 60 Textabbildungen und 10 Notenbeispielen.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XV. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Verzeichnis der Abbildungen	V
I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.	
Elsa Brockhausen: Blumenstalen aus dem Kaunsertal. (Mit 1 Textabbildung und 2 Figurentafeln.)	1
Anton Dachler: Baden und Badestuben. (Mit 2 Textabbildungen.)	6
Prof. Dr. L. Karl Moser: Bevölkerungsgruppen des Küstenlandes. (Mit 2 Textabbildungen.)	19
Dr. M. Höfler: Gebärbrote bei der Geburts-, Wochenbett- und Tauffeier (Geburts- und Namenstag). Mit 21 Textabbildungen	81
Prof. Dr. L. Linsbauer: Die „Weißbergoas“. (Mit 2 Textabbildungen.)	112
Josef Blau: Alt-Eisensteiner Bauernhabe	117
J. R. Bünker: Heaßzische Volkslieder	127
Konrad Mautner: Unterhaltungen der Gößler Holzknechte. (Mit 23 Textabbildungen.)	161
Wilhelm Tschinkel: Zur Gottscheer Volkskunde	169
II. Kleine Mitteilungen.	
Josef Blau: Ein Weihnachtslied aus dem Böhmerwalde	39
Karl Reiterer: Freßglocken in den Alpen. (Mit 1 Textabbildung.)	40
Elise Wendlinger: Adventspiele in der Windau	41
Elise Wendlinger: Des Tiroler Unterländer Bauern Heimfahrt von der Alm	41
Elise Wendlinger: Der Erzbischof von Salzburg und der Bauernknabe vom Brixental	42
Otto R. Maresch: Lieder, Ballade und Gstanzen aus dem Kuhländchen	43
Konrad Mautner: Vierzeiler aus dem Innviertel	44
Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer: Flasche = Schandstein	45
Karl Rhamm: Probleme bajuvarischer Hausforschung. (Mit 2 Textabbildungen.)	45
Dr. V. v. Geramb: Eine Betrachtung der ostalpinen Bauernhaustypen nach den Grundrissen der Wohnraumanlage	138
Anton Dachler: Noch einmal die ostalpinen Bauernhaustypen	140
Anton Dachler: Zu K. Rhamms Problemen bajuvarischer Hausforschung	144
Dr. Eugen Frischauf: Zur Ortsanlage von Eggenburg	147
Anton Dachler: Hexen- und Gespensterglaube	147
Albert Binna: Absagen	148
Oswald v. Zingerle: Gerichtsdienstpflichtige Höfe	149
Josef Fischer: Der Anbau und die Verarbeitung des Flachses im Altvatergebirge vor zirka fünfzig Jahren	150
Josef Fischer: Die Holzschachtelerzeugung im Altvatergebirge	152
Josef Fischer: Die Leinözübereitung im Altvatergebirge	152
Georg Schmidt: Palmsonntagszweige in Westböhmen	153
Heinrich Moses: Die Sonnwendfeier in Niederösterreich in alter Zeit	179
Robert Eder: Der Bock als Entdecker der Weintraube, der „Weißerbock“ und die „Weißbergoas“. (Mit 1 Abbildung.)	180
Robert Eder: Aus dem Leben der niederösterreichischen Hauerbevölkerung	182
H. v. Preen: Einkeilen von Krankheiten im Innviertel	184
H. v. Preen: „Fraisbetter“	184
Konrad Mautner: Zur Verbreitung von Volksliedern	185
Karl Reiterer: Acht alte Krippenlieder aus Steiermark. (Mit 9 Notenbeispielen.)	192

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Seite

Internationale Volkskunstausstellung in Berlin S. 51. — Verein zur Erhaltung der Volkstrachten, Volksgebräuche und Volkskunst in Obersteiermark S. 51. — Gründung des Musealvereines „Alt-Braunau“ S. 52. — Alt-Innviertler Trachtenfest (mit 5 Textabbildungen) S. 155. — Ausseer Volkstrachtenfest S. 206. — Die Volkskundemuseen im südöstlichen Europa S. 207. — Die volkskundliche Sektion des Verbandes deutscher volkskundlicher Vereine S. 210. — Gründung einer volkskundlichen Sektion des deutschen Philologentages in Graz 1909 S. 210. — „Kleiner Führer für das Städtische Museum in Mödling“ S. 211.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.**I. Besprechungen.**

1. Rudolf Reichardt: Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. (Dr. M. Haberlandt.) 53
2. Österreichische Kunsttopographie. Band I. Die Denkmäler des politischen Bezirks Krems. (Dr. M. Haberlandt.) 54
3. Dr. Hans Widmann: Geschichte Salzburgs. Erster Band. (Dr. M. Haberlandt.) 55
4. Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. II. Band: Bremberger Gedichte Von A. Kopp. — III. Band: Die Tiroler Bauernhochzeit. Von F. F. Kohl. (Josef Blau.) 55
5. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. IX. Bd. 1. Heft. Josef Schramek. „Das Böhmerwaldhaus.“ (Anton Dachler.) 57
6. Dr. Alfred Lehmann: „Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart.“ (Dr. Otto Jauker.) 57
7. Anton Dachler: „Dorf- und Kirchenbefestigungen in Niederösterreich.“ (Doktor Otto Jauker.) 59
8. Karl Müller-Fraureuth: Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. (Josef Blau.) 60
9. Paul Schultze-Naumburg: „Die Entstellung unseres Landes.“ (Josef Blau.) 61
10. (Dr. Oswald v. Zingerle: Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg. (H.) 212
11. Hans Tschinkel: Grammatik der Gottscheer Mundart. (Dr. M. Haberlandt.) 212
12. Dr. Michael Urban: Gsängla as der westbäimischen Haimat. (—a—) . . . 212
13. Wörter und Sachen. (Dr. M. Haberlandt.) 213
14. Künstlerpostkarten, österreichisch-ungarische Volkstypen. (Dr. M. Haberlandt.) 213
15. Ludwig Diehl: Der Altertümersammler. (Dr. M. Haberlandt.) 214
16. Prof. Josef Šima: Studien über nationale Stickereien aus Böhmen, Mähren und der ungarischen Slowakei 214
17. Alois John: Unser Egerland. XIII. Jahrg. 1909 214
18. Dr. Moritz Hoernes: Natur- und Urgeschichte des Menschen 215
19. Hans Widmann: Geschichte Salzburgs 215

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

- Jahresbericht für 1908, erstattet vom Präsidenten Grafen Johann Harrach 62
- Tätigkeitsbericht für 1908 des Museums, erstattet vom Museumsdirektor Dr. M. Haberlandt 65
- Kassabericht für 1908, erstattet vom Kassier Julius Thirring 68
- Vereinsleitung 69
- Verzeichnis der Stifter, Ehrenmitglieder, Korrespondenten und Mitglieder 70
- Tauschverkehr und Widmungsexemplare 77
- Vereinsnachrichten 78, 159, 216
- Museumsnachrichten 79, 159, 217
- Nachruf für † Graf J. Harrach 216

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Fig. 1. Haus aus dem Kaunsertal	1
Fig. 2. Badestubenofen aus Småland	15
Fig. 3. Badestubenofen aus Dalarne	15
Fig. 4. Mandriere mit „Verkindisch“ und Frau aus Miramare	22
Fig. 5. Frauen und Mädchen aus Groß-Mune	27
Fig. 6. „Freßglocke“ in Trieben, Steiermark	40
Fig. 7. Dorfgestalt aus Priekopa, Komitat Turócz-Szent Márton	48
Fig. 8. Dorfgestalt aus Hrussó, Komitat Hont	49
Fig. 9. Opferschwein auf einem Altare für die Juno Lucina	83
Fig. 10. Die drei geburtshilflichen Parzen der Römer	83
Fig. 11 <i>a b</i> Nürnberger Kerzendreier	93
Fig. 12—13. Schildkrötenmodel (Oberbayern)	95
Fig. 14. Lebkuchenkrebs, ein Wickelkind zwischen den Scheren haltend	96
Fig. 15. Sackschlupfen	103
Fig. 16. „Sie-Mann“, Marzipanbrot aus Leipzig	104
Fig. 17. Vierzipf (Böhmen)	100
Fig. 18. Krotten, Strohsackl (München, Regensburg, Böhmen)	100
Fig. 19. Luciabrot (Göteborg, Schweden)	100
Fig. 20. Neujahrsweck, Bubenschenkel	101
Fig. 21. Strohsackl (Böhmen)	101
Fig. 22. Julkuse (Schweden)	101
Fig. 23. Patenwecken (Eger)	102
Fig. 24. Kindsfoot aus Deutsch-Evern bei Lüneburg	102
Fig. 25. Schrütpe (Berlin)	105
Fig. 26. Durchschnitt der Spaltgebäcke	105
Fig. 27. Mutschel, Ulmer Geige, Mutzen	105
Fig. 28. Schiedle (Furtwangen)	105
Fig. 29. Typus des Knaufigebäckes	107
Fig. 30. „Weißbergoas“	112
Fig. 31. Holzgestell der „Weißbergoas“	113
Fig. 32. Hochzeitszug in Taufkirchen	155
Fig. 33. Bauer aus Taufkirchen	156
Fig. 34. Fuchs durchs Loch treiben	157
Fig. 35. Landler (Der „Eckerische“)	158
Fig. 36. Schwerttanz	158
Fig. 37—59. Holzknechtspiele in Gößl	162—167
Fig. 60. Faßboden mit St. Noah und Weinbeerbock	180

Tafel I—II, Blumenstalen aus dem Kaunsertal.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Blumenstalen aus dem Kaunertal.

Von Elsa Brockhausen, Wien.

(Mit 1 Textabbildung und 2 Figurentafeln.)

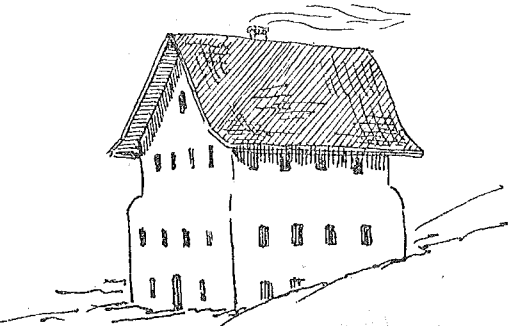


Fig. 1. Haus aus dem Kaunertal.

Einen kleinen Beitrag zur Erforschung der Volkskunst wollen diese Zeilen und die Tafeln I und II bringen.

Sie handeln von gesägten, geschnitzten und bemalten Stalen, das sind vor die Fenster gehängte Blumenbretter, die den einzigen Schmuck, die einzige Kunst und Farbenfreude der so einfachen Häuser des Kaunertales bilden. Denn das Kaunertal ist ein ziemlich weltverlassenes Hochtal, das von der großen Heerstraße des Oberinntales, die

von Landeck zum Stilfserjoch führt, bei Prutz in südöstlicher Richtung abzweigt und mit dem Gepatschferner endet.

Wohlhabenheit ist dort kaum zu finden; selbst das bekannte Tiroler Haus ist hier einem einfacheren Typus (siehe Vignette) gewichen. Es ist im wesentlichen ein Blockbau, den man von außen nicht mehr als solchen erkennt; ist er doch in seinem Erdgeschoß ummauert, in seinen Obergeschossen mit Latten benagelt, die einen Verputz aufnehmen. So steht das ziemlich nüchterne weiße Haus da; bloß eine charakteristische Einschnürung oberhalb des Erdgeschosses verrät seine Konstruktionsweise, und selbst die belebenden Fensterläden fehlen. Aber gerade jener Mangel ermöglicht die bequeme Anbringung der erwähnten bunten Stalen, die ihren Namen von »stellen« ableiten und sich der größten Verbreitung im Kaunertale erfreuen. Einmal auf sie aufmerksam geworden, gewahrt man mit Freude die zahlreichen und originellen Varianten, in denen primitive Bauernkunst dies schlichte Thema abgewandelt und ausgestaltet hat. Wie so viele vor mir war ich achtlos an diesen bauerlichen Kunstprodukten vorübergegangen, und erst als mir die besonders schöne Stale Nr. 2 auf Tafel I aufgefallen war, schien es, als ob mir der Star gestochen sei; ich fand sie an den meisten Häusern und konnte eine ganze Sammlung der verschiedensten Formen in meinem Skizzenbuche anlegen. Auch außerhalb des Kaunertales, in Prutz und Ried, fand ich meine Stalen wieder. Der Pfarrer von Feuchten im Kaunertal, Herr Johann Lorenz, schreibt mir, daß er, durch mich angeregt,

nun auch in anderen Teilen des Oberinntales, besonders in Grins bei Landeck, zahlreiche und recht originelle Formen antraf.

Erstaunlich ist es, daß sie meines Wissens bisher keine literarische Behandlung erfahren haben. Weder das große Bauernhauswerk des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines noch Deiningers »Bauernhaus von Tirol und Vorarlberg« bringen diese Stalen. Nur bei Deininger ist an einem Vorarlberger Sommerschopf (Art Veranda) ein blumenbrettartiger Abschluß des Holzgeländers zu sehen. Solche Stalen wurden offenbar nicht als integrierende Schmuckteile des Hauses betrachtet und daher auch nicht in diese Literatur aufgenommen; sie sind ja tatsächlich nur lose angehängt und werden im Winter abgenommen.

Da meine Sammlung schon auf dem Papier das sachverständige Wohlgefallen des Herrn Direktors Haberlandt erregte, so daß er ihr freundlichst in diesen Blättern Raum geben wollte und überdies einige Belegexemplare für das Museum für österreichische Volkskunde zu erwerben wünschte, wandte ich mich an den kunstliebenden Pfarrer Lorenz mit der Bitte, einige Musterstalen anzukaufen, sie aber nicht eher an das Museum zu senden, als bis sie kopiert und diese Kopien an die Stelle der Originale gesetzt seien — handelt es sich doch hier nicht um einen ausgestorbenen, sondern einen noch lebenden Kunstzweig. Durch diesen Vorgang sollte die Bevölkerung auf den Wert ihres kleinen Kunstbesitzes aufmerksam gemacht, sie vor eventueller Verschleuderung gewarnt und zu weiterem Schaffen angespornt werden.*)

So erwarb denn das Museum für österreichische Volkskunde die sechs auf Tafel I abgebildeten Stalen durch die dankenswerte Hilfe des Pfarrers Lorenz, der mich in ausführlichen Briefen über die Entstehung und Ausbreitung dieses bäuerlichen Kunstzweiges aufklärte. Seine mit Humor gewürzten Briefe sind so informativ, daß ich nichts Besseres tun kann, als sie in ihren Hauptstellen wiederzugeben.

»Die Liebhaberei für Blumen und Blumenstalen ist hier nicht sehr alt; in den früheren Zeiten, vor zirka hundert Jahren, hatte man auch Stalen, einfache Bretter vor den Fenstern; aber auf dieselben wurde Käse zum Trocknen gelegt... Vor zirka sechzig Jahren kannte man nur zwei Gattungen von Blumen: Rosmarin und Nelken. Beide Blumen hatten vielfach symbolische Bedeutung. Ein Zweiglein Rosmarin und eine Nelke dazu steckte das Mädchen ihrem Geliebten auf den Hut. Ein besonders schönes Sträußchen dieser Blumen wurde und wird jetzt noch dem Symbol der Bündnisse, der Statue des heil. Schutzengels (Jünglinge), der Unbefleckten (Jungfrauen) an den Bündnistagen

*) Es freut mich zu hören, daß Dr. Reinhold v. Zingerle diesen Vorgang dem Verein für Heimatschutz in Tirol, dessen Sekretär er ist, zur Nachahmung empfehlen will.

und bei Prozessionen in die Hand gebunden u. s. w. Mit der Blumenliebhaberei an den Fenstern entstand auch das Bestreben, die Stalen entsprechend schön zu gestalten. Da die Pflege der Blumen Sache der Mädchen ist, spielt hier wohl auch das ewige Lied der Liebe mit; wenigstens weiß ich einen bestimmten Fall, wo das Mädchen (als causa motiva) den Anlaß gab und der Bursche (als causa formalis) den schlummernden ‚Kunstsinn‘ zu entfachen suchte, um dem Mädchen mit einer schönen Stale eine Freude zu machen. Bemerkenswert muß werden, daß Geschick zur Tischlerei und Schnitzerei eine Spezialität der Kauner und Kaunertaler ist.

»Aus dieser Gegend stammen ja auch namhafte Künstler: Zauner (Reiterstandbild Josefs II. in Wien), der berühmte Architekt Gfall, Horer u. s. w.

»Die verschiedenen nach Art der Laubsägerei hergestellten Formen an den Balkonen, Giebeln etc. von Praxmarers Gasthaus hat auch ein einfacher Tischler aus Kauns ohne jede Vorlage gemacht, so versichert der Wirt. Der Tischler heißt Hann, und Praxmarer sagt, er habe halbe Tage lang probiert, das heißt verschiedene Formen ‚ausgekopt‘. Hann ist allerdings in der Welt etwas herumgekommen und hat manches gesehen. Übrigens ist er ein gewöhnlicher Bauernkünstler. Was den Bildschnitzer Huter betrifft, der die Kapelle in Gepatsch ausschmückte (Altar, Schnitzereien), so hat dieser bei einem einfachen Landkünstler in Tarrenz Lernjahre durchgemacht.«

Nun lasse ich die Bemerkungen folgen, die der Herr Pfarrer zu den einzelnen Stalen auf Tafel I macht.

»Nr. 1 hat mein Nachbar Johann Mark, Bergführer, vor zirka zwölf Jahren gemacht. Von ihm stammen auch die Rundbogenstalen (siehe Tafel II). Wie Sie richtig vermuteten, ist jene Stale am Hause des Lentsch (Nr. 7 auf Tafel II) von demselben, jedoch wurde diese nicht früher, sondern später gemacht. Hier kann man also eine absteigende Formenbewegung beobachten. Das erste, schönste Blumenbrett wurde noch in der Jugend, den Schwestern zuliebe, mit Sorgfalt gemacht; das zweite jedoch auf Bestellung, und die etwas nüchternen Rundbogenstalen, die jetzt, scheint's, Mode werden, sind schon vom Hastigen, Schablonenhaften der auch hier eindringenden modernen Zeit bestimmt.

»Übrigens ist diese letzte Rundbogensorte doch interessant, um zu beobachten, wie die Bauern zu den Formen kommen. Die Form hat sich Johann Mark, offenbar in Stunden ‚besonderer Andacht‘ am Kommuniongitter hiesiger Kirche abgeguckt.

»Als weiterer Beweis folgendes: Ich brauchte eine Schnitzerei für eine kreisrunde Füllung. Nun kommt eines Tages mein ‚Leib- und Hof-Schnitzer‘ Johann Praxmarer mit einer recht netten Zeichnung, die er in Papier ausgeschnitten hat. Nach einigem Nachforschen kam

ich darauf, daß er sich das Muster aus den Kirchenfenstern herausgenommen und einige passende Abänderungen vorgenommen hat. ‚Ös seid’s a Mordskerl!‘ sagte ich. Der Mann hat auch nicht den Schimmer eines Zeichenunterrichtes je gesehen, macht aber sehr schöne Sachen, zum Beispiel: Tisch mit Einlegearbeit.

»Nr. 2 (Kaunerberg) hat ein gewisser Josef Eiterer von Kaunerberg vor zirka zwanzig Jahren gemacht. Er war Knecht beim betreffenden Bauern, wo die Stalen noch sind, und hat in freien Stunden dieselben hergestellt. Eiterer ist, wie mir der Bauer sagt, ein ‚Mordskamp!‘, der sehr schöne Sachen machen kann, wenn er will. Die Zeichnung hat sich aber Eiterer sicher am Widum in Kaltenbrunn abgeguckt, wo das Original noch ist. Dasselbe hat der kunstsinnige Pfarrer Förg, der sich in der Renovierung der Kirche ein Denkmal geschaffen hat, selbst angefertigt. Ein Vergleich zeigt jedoch, daß der Knecht Eiterer das Muster ganz nett in den Bauernstil übersetzt hat, namentlich in der bunt-bauernmäßigen Bemalung.«

Ich hatte jedoch ein anderes Exemplar von Eiterers Stalen zu Gesicht bekommen und skizziert, das sich nur durch Pfostensäulchen statt der friesartigen Umrahmung von Nr. 2 unterscheidet; es ist Nr. 8 auf Tafel II. Ich teilte dies dem Pfarrer mit und seine Antwort hierauf lautete:

»Die Stale Nr. 2 stammt von demselben Hause und von demselben Eiterer, wie die Ihrige mit Pfostensäulchen. Jedenfalls haben Sie hier einen Beweis, daß der Knecht nicht mechanisch arbeitete, sondern auch kleine Veränderungen anzubringen wußte.«

Hier möchte ich den Leser noch auf das besonders freie Schalten des „Künstlers“ aufmerksam machen, indem er sich bei der Längenbemessung der Stalen durchaus vom Bedürfnis, nicht aber vom Muster leiten ließ, wodurch auf der rechten Seite ein Kreis gekappt erscheint. Weiter im Text des Herrn Pfarrers:

»Nr. 3 und 4 in Vergötschen hat ein gewisser Josef Gfall gemacht, vor zirka zwanzig Jahren. Gfall hat als Kaiserjäger in Bosnien gedient, wo seine Jugendkraft gebrochen wurde. Er kam siech und krank zurück und hat durch ‚Paschlerei‘ (leichtere Arbeiten bäuerlicher Hausindustrie) sich die traurigen Jahre seines unheilbaren Siechtums erleichtert. Der Mann hatte viel Anlage, das sah ich an einem recht niedlichen Tintengefäß, das Gfall aus verschiedenem Holz geschmackvoll zusammenstellte.«

Zu Nr. 3 wäre zu bemerken, daß ich es als ein offenbar beliebtes Muster in verschiedenen Varianten wiederfand und daß ich da ebenfalls ein anderes Exemplar als das eingesandte skizziert hatte: Nr. 9 auf Tafel II. Weiters heißt es in den Briefen:

»Nr. 5, das ich noch aus eigenen Stücken beilegte, ist richtige Bauernarbeit, originell, aber etwas massiv. Unser Talkomiker, der weißhaarige Daniel Wolf, hat es gemacht, seines Zeichens: Bergführer,

Schuster, Schöffler, Tischler, Zimmermann, Maurer, Korbflechter, Sagschneider, Maler, Buchbinder, Krautschneider u. s. w. Was wollen Sie noch mehr von dem Mann? Sie konnten es allerdings nicht finden, es war bereits in die Rumpelkammer gewandert. Es schmückte früher das Gasthaus Praxmarer. Daniel Wolf hat es vor fünfundzwanzig Jahren gemacht. Wegen seiner Derbheit mußte es am Gasthofe selbstverständlich vor dem Fortschritte der Kultur die Flucht ergreifen und konventionelleren Formen weichen.

»Sämtliche Künstler haben wohl nach Originalideen geformt; natürlich, sie hatten ja keine Vorlagen. Weil es aber keinen eigenen Bauernstil gibt, sind wohl alle Formen abgespinnene Fäden aus der Kunkel des herrschenden Kunststils.«

Es erübrigen mir nach diesen gründlichen Erläuterungen des Herrn Pfarrers nur noch ein paar Worte über die Technik der Arbeit und über die restlichen der in meinem Skizzenbuche gesammelten Stalen.

Die Technik ist fast immer einfache Brettsägearbeit, mit Ausnahme von Nr. 2 auf Tafel I und Nr. 8 auf Tafel II.

Bei Nr. 1 ist das auf profiliertem Bodenbrett stehende Stirnbrett aus einem Stück, einschließlich der muschelförmig vertieften Randzacken, und bloß die ausfüllenden Kreuze bilden ein extra eingefügtes Gestäbe. Dies ist bei Nr. 7, Tafel II, einfach weggeblieben.

Nr. 2 hat das massivste Brettchen, aus der rückwärtsliegenden Füllung mit Kerbschnitt in zweifacher Anwendung und aus stark profilierter Randleiste bestehend.

Nr. 3 besteht aus Seitenbrettchen, einer Gesimslatte und einem Frontstück, bei dem die Bogen und der Zackenabschluß aus einem Stück sind.

Bei Nr. 4, das besonders bäuerlich durch den steifen, eckigen Schwung der Ranken wirkt, greifen diese Ranken im unteren Teile ganz unbekümmert in den Rand ein, weil es offenbar mit dem Platz nicht ausging. (Der analoge Vorgang zum letzten Kreis rechts bei Nr. 2.) Die mit der Rahmung in einer Fläche liegende Füllung (die überdies aus einem Stück bestehen), ist durch eingekerbte Blattrippen und Stiele gegliedert und dadurch die klobige Form etwas belebt.

Nr. 5 ist auch bis auf Pfosten und Bodenbrett aus einem Stück gesägt und geschnitzt, so wenig man dies der Stale ansehen würde; die Vorderseite plastisch herausgearbeitet, die Rückseite in einer Fläche liegend.

Nr. 6 markiert mit Glück durchgesteckte Stäbe, das Stirnbrett ist trotzdem ebenfalls aus einem Stück gefertigt.

Die auf Tafel II reproduzierten Stalen konnte ich nur mit annähernder Genauigkeit wiedergeben, da sie bloß meinem Skizzenbuche entnommen und nicht wie die nun im Museum befindlichen gemessen werden konnten.

Nr. 7 ist vom Hause des Lentsch in Feuchten von Joh. Mark, wie unter Nr. 1, Tafel I, besprochen. Der Grund ist hier weißlich, die Zacken rot und ein grüner Streifen darüber hinlaufend.

Nr. 8 ist von Josef Eiterer von Kaunerberg und in den Farben sehr ähnlich mit Nr. 2, Tafel I.

Nr. 9. Aus dem Orte Kauns ist eine der vielen Varianten von Nr. 3, Tafel I, und hier an den Rändern grau, die Bogen grün gefärbt.

Nr. 10 vom Hause des Lentsch in Feuchten, ist weißlich gefärbt, die inneren Herzblätter abwechselnd grün und gelb.

Nr. 11 von demselben Hause. Umrahmung rotbraun, Füllung hellgrün mit dunkelgrünen Randstreifen.

Nr. 12 von der Tabaktrafik in Feuchten (woher auch Nr. 6, Tafel I), von Daniel Wolf stammend. Farbe des oberen Rundstabes und der Füllung grünlichblaues Weiß. Der Seitenpfosten und das Bodenbrett ein grünliches Drap. An den beiden letzteren finden wir die an bäuerlichen Geländern gebräuchliche Form der Reihung ausgeschnittener, aufgestellter Brettchen zum erstenmal wieder.

Nr. 13, 14 und 15 sind die bei Nr. 1, Tafel I, bereits besprochenen Rundbogenstalen, und zwar demnach von Joh. Mark; obwohl die beiden ersteren bäuerlich in Form und Farbgebung sind, während das letztere mit seinen durchaus nicht bäurischen, kräftigen Profilen, seiner gelb und braunen Färbung auf Beeinflussung von außen hinweist. Leider findet Nr. 15 heute die größte Verbreitung.

Nr. 16 und 17 hängen in Feuchten am Hause gegenüber dem Lentsch, sind grauweiß gefärbt und das eine hat rotbraune Rahmung.

Nr. 18 bis 22 fand ich in Ried. Die drei letzten sind besonders mühsame Arbeit, die schon aus dem eigentlichen Stil der Bauernstalen herausfällt. Der Tiroler-Adler auf Nr. 20 ist rot, die Buchstaben weiß, die Rahmung grün.

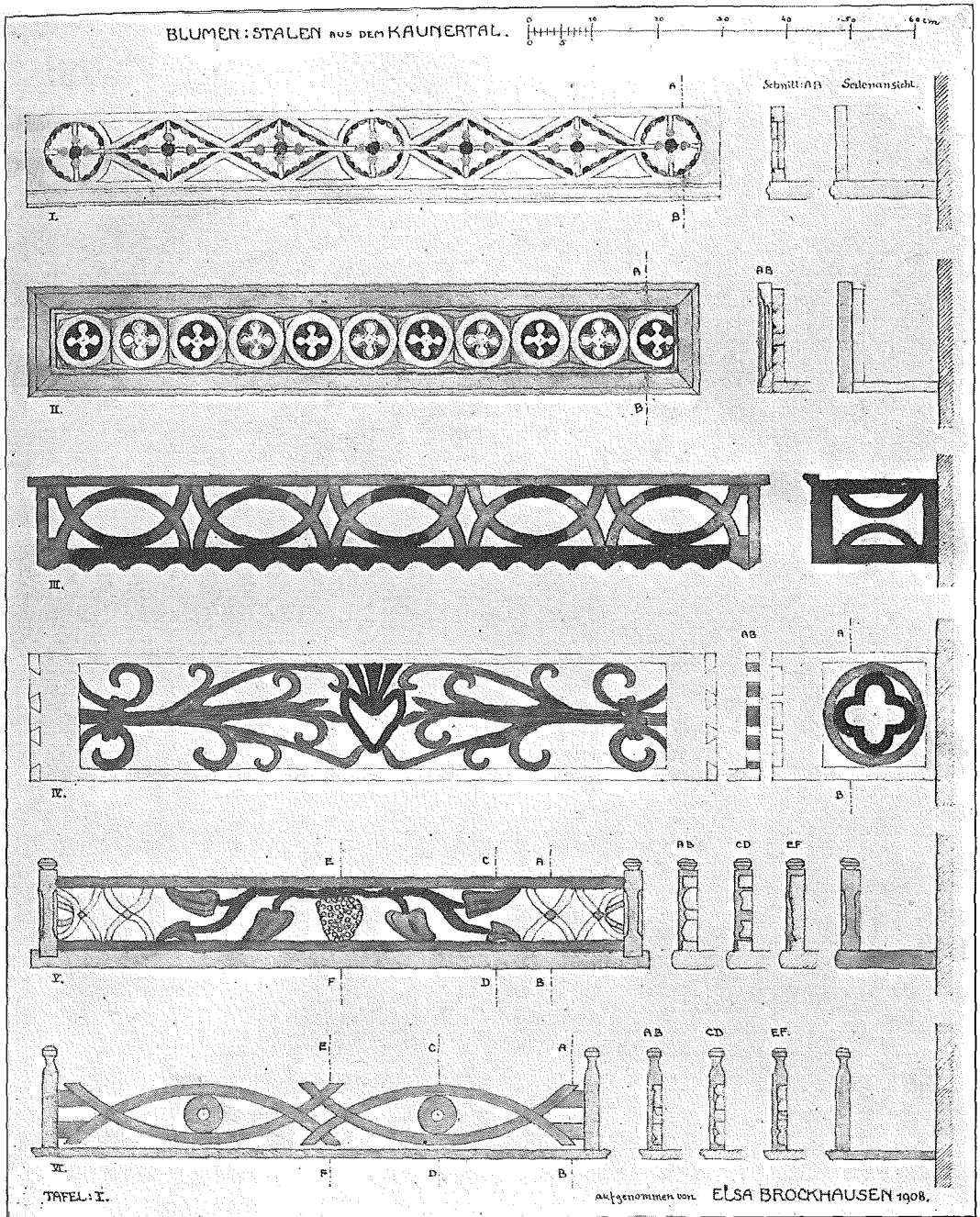
Nr. 21 und 22 sind von lustigem Naturalismus, in zwei Tönen grün gehalten; sie stammen vom Gasthof „Zum weißen Kreuz“, und eine dritte dortselbst befaßt sich bloß damit, anzuzeigen, daß sie aus dem Jahre 1882 stammen.

Baden und Badestuben.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 2 Textabbildungen.)

In vielen Gegenden Europas gibt es aus früherer Zeit Gebäude, in denen entweder wirklich gebadet wird, andere, welche dafür bekannt sind, daß sie dazu dienten, und solche, welche zwar Badestuben heißen, bezüglich welcher unter den Bewohnern jede Erinnerung an einstmaliges Baden verschwunden ist und die gegenwärtig anderen, stets gleichbleibenden Zwecken dienen. Aber auch diese sind fast überall als wirkliche Badestuben urkundlich bezeugt. Bekanntlich versteht oder verstand man früher unter Stube stets ein

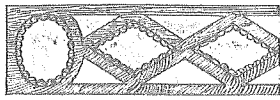


- I. Fond weißlich, Zierate abwechselnd rot und blau (Feuchteu).
 II. Rahmen blaßgrünblau, Zwickel zwischen den Kreisen abwechselnd gelb und orange, Kreisfüllungen rot, deren Außenränder weißlich, innere Kreisränder abwechselnd grün und blau (Kauerberg).
 III. Kräftig grün mit rotbraun (Vergötschen).
 IV. Rahmen lichtblau, Füllung grün und braunrot, im Querschnitt der Seitenansicht grellblau (Vergötschen).
 V. Pfosten und Fußbrett hellgraublau, Leisten braun, Stiele rotbraun, Blätter grün, Traube und Kleinigkeiten grellblau (Feuchten).
 VI. Weißlichgrau und hellstes Drap (Feuchten).

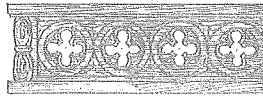
TAFEL: I.

aufgenommen von ELSA BROCKHAUSEN 1908.

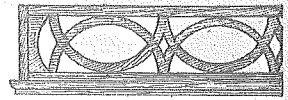
BLUMENSTALEN.



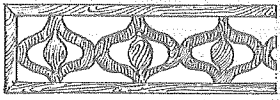
VII.



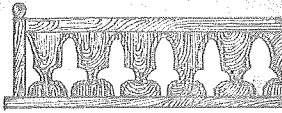
VIII.



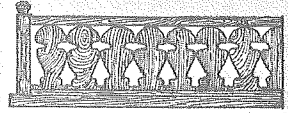
IX.



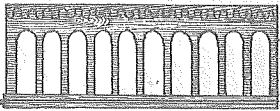
X.



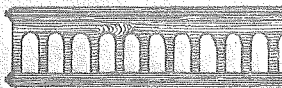
XI.



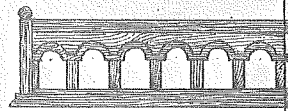
XII.



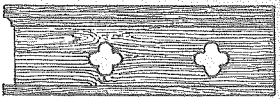
XIII.



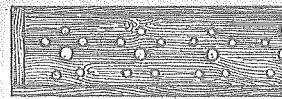
XIV.



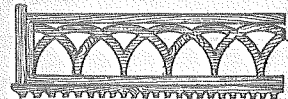
XV.



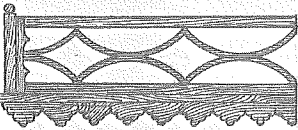
XVI.



XVII.



XVIII.



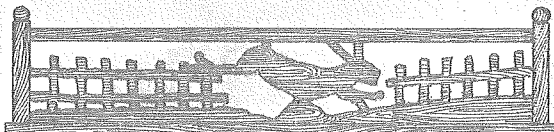
XIX.



XX.



XXI.



XXII.

TAFEL II.

ELSA BROCKHAUSEN.

VII. Fond weiß, Zacken rot mit grünem Streifen darüber (Feuchten).

VIII. Pfosten und Zwickel zwischen den Kreisen gelb, Rahmen hellgrün, Kreisfüllung rot, deren Randbänder weiß (Kaunerberg).

IX. Grau und kräftig grün (Kauns).

X. Weiß, Mittelblatt abwechselnd grün und gelb (Feuchten).

XI. Rahmen rotbraun, Füllung blaßgrün mit kräftig grünen Randstreifen (Feuchten).

XII. Rahmen grünlichcrap, Füllung bläulichweiß (Feuchten).

XIII. XIV. Ähnlich wie XII (Feuchten).

XV. Gelb mit braun (Feuchten).

XVI, XVII. Grauweiß, Querschnitt rotbraun (Feuchten).

XVIII, XIX. Grün (Prutz).

XX. Rand grün, Adler rot, Buchstaben weiß (Ried).

XXI, XXII. Hell- und dunkelgrün (Ried).

durch einen Ofen beheiztes Gemach, nannte so überhaupt das ganze Gebäude mit der Stube. Die erste Erwähnung des Wortes stuba, wahrscheinlich ein Badhaus, geschah im alemannischen Volksgesetze, bald darauf im bayrischen als balnearius.⁴ In den romanischen Sprachen bedeutet das entsprechende Wort Bade- oder Schwitzstube, auch Schwitzkasten, und hängt fast allgemein mit dörren und bähren zusammen. Bei den Germanen, Slawen und Finnen ist daraus die Wohnstube geworden, welche die Magyaren, Südslawen und romanischen Schweizer übernommen haben. Nur in Niedersachsen nennt man das heizbare Wohngemach Döns, während Stube Badestube bedeutet. Das slawische Wort iŕba für Badestube wird zuerst 973 in einem Bericht Ibrahim-ibn-Jakubs erwähnt, während die Sache schon anderthalbtausend Jahre früher bei Herodot erscheint. Ob die weiteren slawischen Worte istaba, litauisch schon stuba, und andere mit unserer Stube zusammenhängen, läßt sich doch nicht geradezu ableugnen, wird jedoch von der Sprachforschung lebhaft bestritten. Dabei ist noch zu bedenken, daß unser stuba nur schriftlich übertragen ist und auch istaba gelautet haben kann.

*o. Lindner
(angl. d. d. d.)*

1/2

Die oben erwähnten Gebäude findet man in den österreichischen Alpenländern, in Altbayern, in der Schweiz, in Baden, im Elsaß, in der Rheinpfalz, in Skandinavien und im russischen Reiche bei Großrussen, Finnen, Letten, Esten und Litauern. Allgemein wird in alter Weise nur noch in Rußland und in Schweden von den Finnen gebadet. In einzelnen Landschaften Schwedens waren Badestuben als solche vor nicht ganz hundert Jahren in Gebrauch, und obwohl sie jetzt nur noch anderen Zwecken dienen, ist jenes noch bewußt. In allen übrigen der oben angeführten Länder ist betreffs des einstigen Gebrauches der Badestuben keine Erinnerung vorhanden und sie werden wie jene in Schweden nur zum Dörren und Brechen des Flachses (Haar), zum Waschen, Backen, Obstdörren und bei zeitweiligem oder beständigem Leerstehen, wenn überhaupt tunlich, zum Wohnen verwendet.

Die im Literaturverzeichnisse¹⁾ angeführten Quellen, darunter das jüngst erschienene gründliche Werk von Alfred Martin, beweisen, daß, abgesehen von dem homerischen Warmwasserbad, den uralten skythischen und griechischen Dampf- und den

¹⁾ Grimm Jak.: Deutsche Dorfweistümer. Göttingen 1839—42. — Heyne Moritz: Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899. Das deutsche Nahrungswesen. 1901. — Kriegk, Dr. G. L.: Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt 1868. — Martin Alfred: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906. — Martin Ernst: Badenfahrt von Thomas Murner. In Beiträgen zur Land- und Volkskunde von Elsaß und Lothringen I. Straßburg 1889. — Rhamm Karl: Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. II. Abteilung, 1. Teil. Braunschweig 1908. — Stephani, Dr. K. G.: Der älteste deutsche Wohnbau. Leipzig 1902 und 1903. — Weistümer, österreichische. — Zappert Georg: Badewesen in mittelalterlicher und späterer Zeit. In Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. 21. Wien 1859.

römischen Heißluftbädern, schon im Mittelalter in teilweiser Fortsetzung der früheren vollkommenen Anlagen stets künstliche Bäder vorhanden waren. So habe ich ¹⁾ die Ansicht begründet, daß die Langobarden bereits in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts einen Badeofen hatten, das Gemach dafür aber Pensile hießen. Die Verpflanzung jenseits der Alpen geschah teils unmittelbar durch die Römer, oder sehr wahrscheinlich bei der Bekehrung der Heiden, auch bei Klosterstiftungen durch römische Geistliche. Anfangs wendete sich zwar die kasteiende Geistlichkeit gegen das Baden als Luxus, doch waren es bald gerade die Klöster, welche das künstliche Baden nördlich der Alpen verbreiteten. Von den Klöstern des frühen Mittelalters, Farfa in Italien ²⁾ und St. Gallen in der Schweiz, ³⁾ sind uns Angaben über Badeanlagen überliefert, über das erstere unvollständig, über das letztere nicht ganz klar. Karl der Große badete in den warmen Quellen zu Aachen in Gesellschaft. ⁴⁾ Bedeutenden Einfluß übte die medizinische Hochschule in Salerno, welche im 12. Jahrhunderte das Baden als wichtige Gesundheitsregel empfahl. Man hielt die Frühlings- und Maibäder als besonders wirksam. ⁵⁾ Öffentliche Bäder werden erst im 13. Jahrhunderte erwähnt, und die Kreuzzüge haben dazu bedeutende Anregung gegeben, da das Baden im heißen Klima und als Vorbeugung gegen manche Krankheiten als sehr nötig erkannt wurde. Ebenso galten warme Bäder als Hauptheilmittel gegen die übrigens schon vor den Kreuzzügen eingeschleppte Lepra. ⁶⁾ Schweißbäder werden um 1200 erwähnt. Sowohl die öffentlichen gewerblichen Badeanlagen als auch die Privatbadestuben in den Städten, Klöstern, Burgen und Dörfern nahmen in der zweiten Hälfte des Mittelalters außerordentlich überhand. Schließlich wurde das Bad, wie auch in Rom, zu einem beliebten Unterhaltungsort, wo man im Wasser, geschlechtlich gemischt, aß und trank, Einladungen nach dort ergehen ließ und es als Beginn und auch Abschluß der Hochzeitsfeste betrachtete. ⁷⁾

Die Ursachen dieser großen Verbreitung sind neben der Annehmlichkeit des Bades an sich hauptsächlich in dem Glauben an eine ausgedehnte Heilwirkung, in der damit verbundenen Schwelgerei im Essen und Trinken, der Unterhaltung, des freien Verkehres beider Geschlechter und im Reiz jeder als Modesache geltenden Übung zu suchen und man kann im Hinblick auf die großenteils noch heute herrschende Abneigung gegen das Bad in zahlreichen Kreisen den Trieb nach Reinlichkeit in letzte Linie setzen. Diese Verhältnisse herrschten bis nach dem Ende des Mittelalters, noch gefördert durch ärztliche Einwirkung, in ganz Westeuropa, was für die Städte durch zahlreiche Quellen und Bilder bestätigt wird. Für das Land stehen uns zwar weniger Nachrichten zu Gebote, doch immerhin genug, um

¹⁾ Ber. u. Mitt. d. Altertums-Ver., Bd. 40, 147. — ²⁾ Stephani: Wohnbau II, 398 f. — ³⁾ S. 30 f. — ⁴⁾ A. Martin, 229 f. — ⁵⁾ 11. — ⁶⁾ 9. — ⁷⁾ 129 f.

sicher behaupten zu können, daß das Warmbaden als Wannen-, Dampf- und Heißluftbad allgemein geübt wurde.¹⁾

Die Badestuben waren verschieden eingerichtet und von der ersten Badeanlage einer größeren Stadt bis zu der eines kleineren Bürgers oder Bauers war ein weiter Abstand. Das Schwitzbad hatte den Nachrichten zufolge, abgesehen von der Größe, auch nicht annähernd die Vollkommenheit der römischen Bäder. Das mittelalterliche und spätere Bad war zumeist ein Mittelding zwischen einem Warmwasser- und Schwitzbad. Wie durch die Verwüstungen der Völkerwanderung hindurch, mehr noch durch die Bewohner als die Eroberer, so manche alte römische Einrichtung, wenn auch in einfacherer Art, dem gesunkenen Kulturzustand und den öffentlichen Einrichtungen entsprechend, sich erhalten hat, so ist dies auch beim Schwitzbad der Fall.²⁾ Es gab später keine Hypokausten, Bronzekessel und Bleiröhren mehr, die zu Gebote stehende Wassermenge war nur eine geringe, daher man sich mit Holzgeschirr und -Röhren behalf und das Wasser durch glühende Steine erwärmte oder auf diese Weise Dampf erzeugte, wie dies noch heute in Rußland geschieht.

Die künstlichen Bäder bestanden im Mittelalter aus Warmwasser-, Schweiß-, das sind Heißluftbäder, und Dampfbädern. Während die ersteren in ihrer Einfachheit jedenfalls sehr alt sind, können wir die Heißluftbäder auf die Römer, welche sie auch auf deutschem Boden in ihren Städten und Kastellen hatten, die Dampfbäder auf östlichen Einfluß von Slawen oder Griechen zurückführen, von wo sie entweder durch deutsche Kaufleute oder römische Geistliche zu uns gekommen sind. Alfred Martin hält die Dampfbäder für älteren Ursprungs, die Heißluftbäder als länger andauernd.³⁾ Die Belege auf Seite 126 und 159 vom Anfang des 14. und Mitte des 16. Jahrhunderts sprechen mehr für Dampfbäder. In den Quellen läßt sich oft der Unterschied zwischen Heißluft- und Dampfbädern nicht genau feststellen. Schwitzbäder sind beide.

Über die alten deutschen Heißluftbäder haben wir keine genauere Beschreibung, doch ist anzunehmen, daß sie, ähnlich wie die jetzigen Bade-, beziehungsweise Flachsdörrstuben in den Alpen oder in Skandinavien, durch einen in dem Baderaum stehenden oder von außen hineinragenden Ofen erwärmt wurden. Den Badestubenofen bedeckte man mit Kopfsteinen, ursprünglich wahrscheinlich um sie zur Erwärmung des Wassers oder zur Dampferzeugung zu verwenden, später wegen Aufspeicherung der Wärme. Zum Dampfbad verwendete man auch glühend gemachte Eisenkugeln.⁴⁾ Die Heizung geschah entweder von innen, wo dann der Rauch ausgelassen werden mußte, oder von außen, wo dies nicht nötig war. Das Kalefaktorium im Kloster Maulbronn hielt man früher allgemein für die Heizkammer

¹⁾ Heyne: Wohnungswesen, 196. — ²⁾ Zappert, 8. — ³⁾ 159. — ⁴⁾ A. Martin, Abb. 75, 83, 86, 90, S. 157 und 159.

des Winterrefektoriums, während es jetzt als Heißluftbad betrachtet wird. (Vielleicht war es beides.) Im Gewölbe des großen Heizraumes sind dort mehrere Öffnungen zum Ablassen der warmen Luft aus dem Heiz- in den Schwitzraum.¹⁾ In späterer Zeit wurde in den öffentlichen Heißluftbädern ein entsprechend großer Kachelofen eingebaut.²⁾ Es galt dort in der Regel reichlich zu schwitzen, sich mit Wasser zu begießen und mit Laubbüscheln peitschen zu lassen. Solche Einrichtungen konnte sich fast jeder einfache Mensch in seiner Wohnung schaffen. In vielen Fällen wurde dazu der warme Backofen in verschiedener Weise benützt. Man schob nämlich sogar Personen behufs Heilung mit dem Rumpfe hinein, wodurch mancher ums Leben kam.³⁾ Ziemlich verbreitet, und zwar noch bis ins 19. Jahrhundert, waren die Bäckerbadestuben. In der Wartburg wie in der Thiersburg in der Ortenau (bei Straßburg) waren Bäckerei und Badestube beisammen.⁴⁾ Schon 1343 wird im Heiligen Geist-Hospital zu Augsburg ein Bäckerbadehaus erwähnt.⁵⁾ In St. Gallen wird in späterer Zeit den Bäckern verboten, daß in der Backstube gebadet wird. 1645 erhalten die Bäcker von Zürich Stadt und Land die Erlaubnis, mit der vom Backofen abgehenden Wärme Badestuben zu heizen.⁶⁾ Solche Badestuben waren noch im 19. Jahrhundert in den nördlichen Schweizer Kantonen in Gebrauch und man hieß sie Brotbäder. Dort brachte man sich in Schweiß, rieb sich ab, begoß sich und der Schluß war: Zechen. Es ist leicht einzusehen, daß solche Einrichtungen auch in Privathäusern bestanden. In der Dachauer Gegend (bei München) waren in den Bauernhäusern »Bahäusl«, auch »Badl« genannte bretterne Verschläge im Ofenwinkel als Schwitzkasten eingerichtet, ebenso im Fürstentum Hohenlohe. In der Passauer Gegend nennt man den Winkel hinter dem Ofen noch heute »Badl«.⁷⁾ Dieser Winkel heißt bekanntlich in sehr vielen deutschen Gegenden »Höll«, offenbar wegen der großen Hitze, die man dem Baden zuliebe erzeugt hat. Andererseits weist dies auch auf die große Verbreitung dieser Art zu baden. Es gab auch bewegliche Badestüblein, bei Bauern und auch in Städten und Märkten (1616). Sie hatten einen doppelten Boden, zwischen den man Glut, glühendes Eisen, Steine und anderes einschob.⁸⁾ Ein anderes Mittel, in Schweiß zu kommen, war das Gehen auf dem Bretterbelag über einem geheizten Ofen oder durch Heizung mit Kachelöfen. (Siehe oben.)

Die deutschen Dampfbäder, wahrscheinlich von den Nachfolgern der Skythen überkommen, waren, den Nachrichten zufolge, bei uns nie so durchgreifend wie unsere modernen Einrichtungen, und anscheinend auch nicht wie die russischen und finnischen. Dort wird der mit Steinen bedeckte Ofen in heftige Glut versetzt und dann mit Wasser begossen, wobei der Badende auf hoher Bühne

¹⁾ A. Martin, 111. — ²⁾ Abb. 72 und 91. — ³⁾ 126f. — ⁴⁾ 110. — ⁵⁾ 111. — ⁶⁾ 112. — ⁷⁾ 126. — ⁸⁾ 122.

liegt. Bei uns hatte man in der Regel nur eine Verbindung von Wannenbad mit mäßiger Dampfentwicklung in beschränktem Raume. Es wurde die Wanne mit einem Leinendache auf leichter Stütze oder über ein korbartiges Geflechte gedeckt, wobei entweder der Kopf außen blieb oder seitwärts eine Fensteröffnung angebracht war.¹⁾ Andere saßen in dichtem Bademantel über dampfendem Wasser. Weiters gab es Badeschränke, in denen der Badende mit Ausnahme des Kopfes eingeschlossen war, in welche Dampf eingeleitet wurde, der in retortenähnlichem oder mit Trichter überdachtem Gefäße erzeugt wurde. Man ließ den Dampf daraus zu Heilzwecken auch nur auf eine Stelle des Körpers wirken und mengte das Wasser mit Heilkräutern²⁾. Es erinnert dies an Herodot, der von den Skythen erzählt, daß sie beim Dampfbade auch Leinkörner auf glühende Steine warfen. Auch die Dampfbäder durch Begießen glühender Steine mit Wasser waren in Übung, doch nur bei größeren Anlagen. Es ist klar, daß beim Einwerfen heißer oder glühender Steine in die Badewanne besonders hohe Wärmegrade nicht erzielt werden konnten.

In früherer Zeit hatte man viele Hausbadestuben neben zahlreichen öffentlichen. Man sah jene für so wichtig an, daß sie als unpfändbar erklärt waren.³⁾ Die einfachste Einrichtung war die Wanne, zuerst kreisrund, später immer länglich, aus Holzdauben. Man badete auch im Hausflur, unter dem Vordache.⁴⁾ Die öffentlichen Bäder sowohl als auch die Privatbäder der Reichen wurden, wie erwähnt, auch zur Unterhaltung aufgesucht und man blieb dort bei Essen und Trinken tagelang,⁵⁾ benützte sie im Hause in der kühlen Jahreszeit zum Wohnen und lud dahin auch Gäste zum Baden und zur Bewirtung ein. Es ist dabei zu erinnern, daß die Wohnstube in früherer Zeit nachweislich aus der stets gut beheizbaren Badestube entstanden ist, indem man an den einstigen Herdraum, Haus oder Eren genannt, das neue Wohngemach mit dem Badestuben-, hier meist Backofen, anbaute.

Noch vor Ende des Mittelalters beginnt aus mehreren Ursachen eine Verminderung der Badestuben, welche schließlich zu deren vollständigem Verschwinden in Mittel- und Nordeuropa führte. Eine stete Klage der öffentlichen Badestubenhhaber war die Schmälierung des Einkommens durch die Privatbadestuben, was von seite der Obereigentümer, Städte und Herrschaften zu Einschränkungen der letzteren führte.⁶⁾ Die schon im 15. Jahrhundert stellenweise auftretende Holzvertierung in belebten Gegenden infolge großen Holzverbrauches war der Anlaß zur Unterdrückung vieler Privatbadestuben, besonders auf dem Lande, wo man zur Anlage von Gemeindebadestuben drängte.⁷⁾ Ein weiterer Grund lag in deren Feuergefährlichkeit. Am einschneidendsten wirkte aber die begründete

¹⁾ A. Martin, Abb. 43, 47, 54 f., S. 123 ff. — ²⁾ 123. — ³⁾ Martin, 121. — ⁴⁾ Abb. 53. — ⁵⁾ S. 131, 180 f. — ⁶⁾ 64. — ⁷⁾ 113 f., 133, 196 f., 204 ff., 213.

Furcht vor Ansteckung durch Aussatz, Pest¹⁾ schon frühe und Syphilis²⁾ vom Ende des 15. Jahrhunderts an. Die Badestuben wurden möglichst vermindert, in gefährlichen Zeiten ganz geschlossen. Schon die Scheu der Bevölkerung wirkte auf Abnahme. Dennoch hielten sie sich noch gut bis ins 18. Jahrhundert, wo die Abnahme schon sehr stark fühlbar war. Nur Schröpfen und Aderlassen verblieben den Badern bis ins 19. Jahrhundert.³⁾

Am meisten ist sonderbarerweise die Erinnerung an die ländlichen Badestuben in den österreichischen Alpenländern und in Altbayern geschwunden, noch dazu mit Rücksicht darauf, daß sie sich hier sehr lange hielten, in Österreich und Bayern bis kaum vor 100 Jahren. Überhaupt ist nur noch in Schweden die Erinnerung daran rege. Durch Benützung der österreichischen Weistümer und der deutschen von Grimm läßt sich diese Frage ziemlich klarstellen. Darnach haben Badestuben überall nebst anderen Leuthäusern (das ist Gemeindebesitz), nämlich Schmieden, Krautsiedehäusern und anderen, gemeine Freieung. »Denn es sollen Mann und Frau dort frei sein wie in einem Friedhause. Wenn einer sich dort aufhält, sich entblößt und die Wehr ablegt, soll er sicher sein, daß niemand gegen ihn Gewalt braucht.«⁴⁾ Betreffs der Vorschriften wird bemerkt, daß der Bader an einem gewissen Tage, auch an zweien der Woche das Bad heizen, es rein und sauber halten, die Badeleute pflegen und warten, sauberes warmes und kaltes Wasser haben und das unreine Wasser nicht wieder gebrauchen soll. Auch muß er ein guter Wundarzt sein oder einen geschickten Bادهilfen halten.⁵⁾ Ähnliche Vorschriften wiederholen sich.

Eine andere Reihe von Verordnungen, besonders in Tirol, beschäftigt sich mit der Benützung der Badestuben zum Flachs dörren. Es wird verboten, Flachs in den Backöfen, Bad- oder Waschstuben zu »gramblen« (dörren), dies soll in der »Ordinari Badestuben«, die also ausdrücklich hierzu bestimmt und gewöhnlich abseits vom Dorfe erbaut ist, geschehen.⁶⁾ Steinach hat eine solche Grampelbadestube. Gaiß hatte eine gemeine und eigene Badestube (zum Baden) und eine Brechelstube.⁷⁾ Es sei eine Bade- und Brechelstube zum allgemeinen Gebrauch zu erbauen, zum Baden und Haardörren. In Sillian sollen zum Haardörren Badestuben (!) erbaut werden. Nachdem dann bereits zwei Brechelstuben (das sind die vorerwähnten) erbaut waren, darf in Häusern, Öfen und Badestuben (den wirklichen) nicht mehr Flachs gedörret werden.⁸⁾ In Sillian wird dies noch 1801 wiederholt. Man erbaut auch »Hanföfen« außer dem Orte. Es gab daher in Tirol wirkliche Badestuben, in denen mißbräuchlich auch Flachs gedörret wurde. Man nennt aber auch Dörrstuben Badestuben.

¹⁾ A. Martin 204. — ²⁾ 207. — ³⁾ 215. — ⁴⁾ Senftenberg 1524—54. —

⁵⁾ Traiskirchen 1615. — ⁶⁾ Mieders in Tirol 1673 und Zell 1526—34. — ⁷⁾ 1668. —

⁸⁾ Sillian 1571—82.

Diese Verwechslung kommt daher, daß in der Badestube wegen ihrer Eignung dazu auch stets Flachs gedörret wurde, und dies erklärt am einfachsten den Übergang des Namens Badestube an die neu eingeführte Brechelstube, besonders nachdem das Baden aufgehört hatte. Daß gerade der Name Badestube blieb, zeigt die einstige Wichtigkeit des Badens, als man das Brecheln nur nebenher besorgte. Es ist deshalb nicht anzunehmen, daß die Badestube von bähnen benannt ist,¹⁾ im Gegenteil scheint der Ausdruck »Batschin«, den Bünker in Kärnten für die Aufseherin der Bade-, beziehungsweise Brechelstube gefunden hat, von Badestube herzurühren.

In den Weistümern von Steiermark und Kärnten ist die Badestube nirgends so scharf charakterisiert, wie vorhin, so daß mit Sicherheit ohneweiters auf deren Bestimmung zum Baden geschlossen werden könnte. Nur bei St. Paul (1638) wird verboten, die Badestube an Gäste zu überlassen. Bünker²⁾ erwähnt die große Abneigung und fast vollständige Enthaltung des Kärntner Bauern von dem Baden, der nicht einmal die schönen Seen des Landes dazu benützt. Trotzdem können wir auch dort wegen des Namens und der Analogie mit anderen Alpenländern wirkliche Badestuben in früherer Zeit annehmen. In Salzburg finden wir beim Haufenhof als besondere Gebäude Waschküche, Backofen, Brechelstube, Brechelbad,³⁾ letztere beide gleichbedeutend. In Berchtesgaden haben die Gehöfte eine Badestube, die mit einem von außen zu heizenden Ofen zum Flachsdörren dient, nach der Erinnerung der Bewohner aber nie zum Baden benützt worden sein soll,⁴⁾ ebenso ist es nach Meringer in Aussee.⁵⁾

In Grimms Weistümern werden Badestuben in Altbayern, in Huisheim bei Donauwörth, in der Pfalz, Nordschweiz, Baden, Württemberg und im Elsaß erwähnt, darunter solche von 1300 an. Es ist darin die Rede von Badestube, Baden, Bad. In Altenmarkt a. d. Traun in Bayern bestand eine Badestube, drei Privatbadestuben sind eingegangen. In Huisheim (1505) begegnen uns Bader und Badestube. Der Bader muß einen Kessel haben und soll vor und nach der Badstube (!) die Badstube (das Bad!) ausgießen. Auch hier gab es Bäder, doch scheint sich der Name Badestube nicht erhalten zu haben. Bei den Alemannen, wo das Wort stuba zuerst erscheint, lassen sich noch einige Badestuben feststellen, im Frankengebiete scheinen sie vollständig zu fehlen oder verschwunden zu sein. Die Franken haben aber neben den Alemannen die Badestube sehr früh als Wohnstube verwendet. Eine Lösung dieser Frage ist ausständig.

¹⁾ Mitt. d. Anthropol. Ges. 32, 255. — ²⁾ Desgl. 32, 254.

³⁾ Eigl: Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. — Salzburger Gebirgsbaus. — Hohenbruck: Pläne landwirtschaftlicher Bauten.

⁴⁾ Mitt. d. Anthropol. Ges. 26, 77. — ⁵⁾ Desgl. 21, 110; 23, 156.

In Niedersachsen ist das Wort Stube für einen beheizbaren Wohnraum wenig gebräuchlich und dies dürfte aus Mitteldeutschland übertragen worden zu sein. Der Ofenraum, erst nach 1500 auftauchend, heißt Döns, welches Wort slawischer Abstammung zu sein scheint.¹⁾ Der Übergang aus der Bade- in die Wohnstube und auch der Bestand einer wirklichen Badestube ist hier nirgends verbürgt, wird aber nach dem Vorhandensein des Wortes und dem Vorkommen südlich und nördlich nicht ganz abzuweisen sein. Eine merkwürdige Spur davon ist das Wort Stöffchen für die niederdeutschen Fußwärmer, welche eine warme Stube teilweise ersetzen sollen.

In meiner Abhandlung über nordische Bauernhäuser habe ich die im Stockholmer Freiluftmuseum Skansen befindliche finnische Rauchbadstube geschildert,²⁾ welche unter bescheidenen Verhältnissen auch zugleich Wohnraum und Getreidedarre ist, während Bessergestellte eine eigene Badehütte mit derselben Badeeinrichtung haben. Auf dem durch Feuer glühend gemachten Gewölbe aus Kopfsteinen wird durch Übergießen mit Wasser Dampf erzeugt, während der Badende auf einer hochliegenden Bühne aus Stangen ruht.³⁾ Es ist die Badeeinrichtung der Skythen nach Herodot⁴⁾ in grundsätzlich gleicher Form, wie solche noch heute in Rußland, bei den russischen Finnen und Letten sowie bei den unter lettischem Einfluß stehenden Schweden auf der Insel Runö im Rigaischen Meerbusen üblich ist.⁵⁾

Herr Dr. S. Ambrosiani vom Nordischen Museum in Stockholm machte mich vor einigen Monaten aufmerksam, daß es in Schweden außer den oben erwähnten finnischen Badestuben noch zahlreiche andere (bastu, bastun) gibt, in denen aber zum Unterschiede von den finnischen nicht gebadet wird und welche gegenwärtig nur zum Flachsdörren, früher auch als mindere Wohnstuben dienten, also wie bei uns in den Alpen. Er hat mir bereitwilligst brieflich darüber Auskunft erteilt und Quellen genannt, wofür ich ihm Dank schulde. Solche Bauten sind gegenwärtig in Skansen nicht vertreten.

In diesen Badestuben stehen Öfen, bei denen sich zweierlei Hauptformen unterscheiden lassen, die in den Abbildungen 2 und 3 von zahlreichen Beispielen als typisch ausgewählt sind.⁶⁾ In Abbildung 2 sehen wir den Heizraum, dessen Gewölbe aus Stein oder Ziegel einige Löcher hat und mit Kopfsteinen bedeckt ist, die fast

¹⁾ Rhamm 161, 431 f.

²⁾ Zeitschr. f. öst. Volkskunde XIV, 18 f.

³⁾ Abb. 2, bei A. Martin S. 3.

⁴⁾ Verfasser in Ber. u. Mitt. d. Alt.-Ver. in Wien, 40, 161.

⁵⁾ Bielenstein: Holzbauten der Letten, 111, 112. Vom Verfasser auszugsweise gegeben in Zeitschr. f. öst. Volkskunde XIII, 175, 178.

⁶⁾ Entnommen aus: „Ymer“, Zeitschr. d. schwed. Ges. f. Anthropol. u. Geogr. 1905. Abb. 11 u. 17, S. 199 f.

ursprüngliche allgemeine Form des Badestubenofens. Der Rauch strömt im Innern des Gemaches aus und muß vor Benützung ausgelassen werden.¹⁾ Die glühend gewordenen Steine wurden zur Zeit des Dampfbades mit Wasser übergossen, wie dies beim finnischen Bad noch heute geschieht. Der Ofen nach Abbildung 3 (aus Dalarna) ist einem Backofen sehr ähnlich und wird wohl zu jeder Zeit auch als solcher gedient haben. Es ist dies kein Badeofen mehr und er

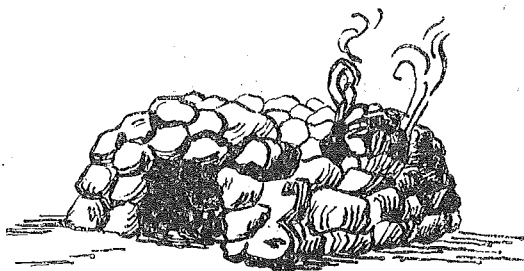


Fig. 2. Badestubenofen aus Småland.

hat offenbar den vorigen nach Abkommen des Badens verdrängt. Dagegen ist er zum Flachsdörren sehr geeignet, weil, gleichwie bei unseren alpenländischen Badestuben, Heizung und Rauchabströmung nach außen erfolgen, da sonst das Rauchrohr oberhalb nicht nötig wäre. Man hat sich die Außenwand der Badestube unmittelbar über der Einheize zu denken. Die betreffenden schwedischen Badestuben be-

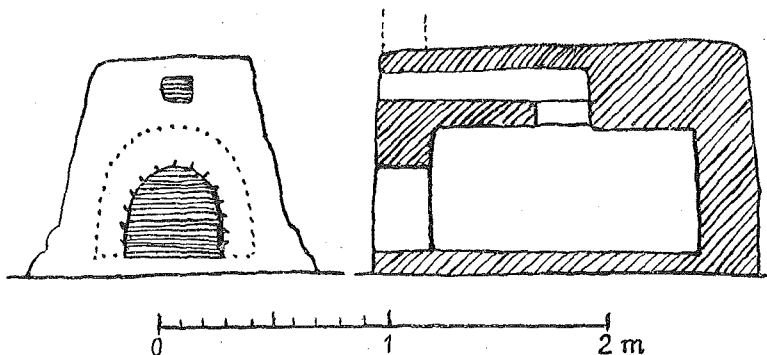


Fig. 3. Badestubenofen aus Dalarna.

stehen immer aus einem Vorraum und der beheizten Stube. Der Ofen steht neben der Türe, im Hintergrunde ist die erhöhte Bühne zur Lagerung des Flachses, die aber ebenso für ein Dampfbad benützt

¹⁾ Einen ähnlichen Ofen beschreibt Bünker aus Trasischk in Oberkärnten in den Mitt. d. Anthrop. Ges. XXXII, S. 256 f., der jedoch von außen zu heizen ist. Das Gewölbe ist ohne Mörtel gemauert und läßt den Rauch durch. Die oben liegenden Steine dienen aber nicht zur Abhaltung von Funken, da dies leichter durch eine Lehmlage zu erreichen wäre, sondern zur Aufsammlung der Wärme und sind vielleicht noch ein Überbleibsel vom alten Dampfbad. Auch hier muß zeitweise Rauch abgelassen werden.

werden kann, doch nur beim Ofen Abbildung 2. Der Ofen Abbildung 3 würde bloß für ein Heißluftbad taugen, welches bei Bauern nirgends festgestellt ist.

Eine Vergleichung der schwedischen mit unseren Badestuben zeigt uns eine weitgehende Ähnlichkeit beider, und wenn auch eine gemeinsame Abstammung vorausgesetzt werden kann, so erscheint die weitere Entwicklung beider unabhängig voneinander geschehen zu sein.

Norwegen muß zusammenhängend mit Island betrachtet werden. Die Insel wurde von der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts an durch Norweger besiedelt, was bald vollendet war. Wir erhalten davon aus der heidnischen Zeit bis 1000 hauptsächlich aus der Edda dunkle Kunde. Dann folgte die schon etwas klarere Sagazeit. Der Bildungs- und Reisedrang dort war so groß, daß stets zahlreiche Isländer als Studierende, Kaufleute und Krieger bis nach dem Süden Europas kamen, von denen die Zurückkehrenden gewiß ausländische Einrichtungen mitbrachten. Für unseren Gegenstand ist die Feststellung von Wäldern in der ersten Zeit wichtig, die jedoch schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts ausgerottet waren.¹⁾ In der Edda ist nur vom Herde die Rede,²⁾ welcher in dem einzigen Wohnraum, dem Saal, in der Mitte stand. Dagegen gibt es in der Sagazeit nach 1000 bald eine Stofa als Wohngemach mit Herd, welche den Saal zurückdrängt,³⁾ das Feuerhaus (eldhus) als Küche mit dem Backofen und den in seiner Bedeutung herabgekommenen Saal. Das S. 386 bei Rhamm erwähnte Eldhus dürfte doch nur bei Adelligen gewesen sein. Denn S. 627f sagt Rhamm, daß in der Sagazeit auf Island die alte heidnische Stube mit dem Herd bestand. Dann taucht die Badstofa auf, so genannt, weil sie einen Ofen enthielt, welche wahrscheinlich neben der Herdstube bestand und wie überall zum Baden und in kalter Zeit auch zum Aufenthalt der Menschen gedient haben wird. Meitzen erwähnt des Badens dort bis ins 13. Jahrhundert.⁴⁾ Als dann im 14. Jahrhundert die erreichbaren Wälder zu Ende waren, verschwand der Ofen aus der Badstofa und diese wird seitdem nur durch die Bewohner selbst erwärmt. Wann die Herdstube zur noch bestehenden Küche wurde, ist nicht festzustellen, wahrscheinlich geschah dies in langsamem Übergange. Den Nachweis des Badens in der Stofa und Badstofa sucht Rhamm außer durch den Namen selbst, welcher einen Steinofen voraussetzt, in dem Worte pallr, einer bezeugten Hochbühne, welche zum Sitzen allein zu umständlich ist und daher nur für das Dampfbad gebraucht werden konnte.⁵⁾ Außerdem sei der Gebrauch von Dampfbädern in der Stofa von Eilert Sundt und Gudmundsson in der Sagazeit nachgewiesen.⁶⁾ Wenn auch Rhamm sagt,⁷⁾ daß in

¹⁾ Poestion, Island 244. — ²⁾ Rhamm, 392f. — ³⁾ 422, 439. — ⁴⁾ Wanderungen, Anbau und Agrarrechte u. s. w. III. 492. — ⁵⁾ Rhamm, 432. — ⁶⁾ 433 und 581, — ⁷⁾ 432.

dieser Zeit kein Ofen und daher keine Stofa gewesen sein kann, weil bei den Germanen die Getränke beim Darreichen über der Flamme geweiht wurden, so kann doch unbeschadet dessen neben dem Herd im selben Gemach ein besonderer Badeofen bestanden haben. Gegenwärtig ist auf Island weder in der Badstofa, dem gewöhnlichen Wohnraum im Dachboden, noch in der Stofa, der Gaststube im Erdgeschoß, ein Ofen; dagegen brennt in der Küche das Feuer fast stets, wird aber nur durch Viehmist und getrocknete Vögel genährt.¹⁾ Einzeln ist die Badstofa auch in beiden Geschossen, die dann durch eine Leiter verbunden sind. Zum Wohnen dient aber hauptsächlich das obere Geschoß. Die Badstofa ist offenbar schon vor vielen Jahrhunderten gleichzeitig Wohnraum geworden und hat nach Aufhören des Badens aus Holz-mangel den Namen beibehalten. Die Gaststube erhielt den Namen Stofa gewiß wegen des zeitweisen Bewohnens.

Obwohl die Isländer von Norwegen stammen und in viel ungünstigeren Verhältnissen leben als im Stammlande, so sind wir wegen ihrer ungleich reichhaltigeren Quellen bei der Beurteilung von Norwegen in vielen Fällen gezwungen, uns auf diese zu stützen. Es ist anzunehmen, daß in Norwegen, und offenbar noch früher als in Island, der alte Steinofen der Rauchstube aus der Badestube hervorgegangen ist. Für Norwegen wird dies durch die Bemerkung »rögovn« oder »badstuovn« in Schönings Reisen bestätigt, wenn auch damals im 18. Jahrhundert die Badestube auch zu anderen Zwecken benützt wurde (wahrscheinlich wie stets). Fritzner bemerkt im Ordbok zu »badstue«, daß in den norwegischen Landbezirken ein so genanntes abgesondertes Gebäude zum Dörren des Kornes (wahrscheinlich aber auch für Flachs und anderes) diene und ebenso zu Dampfbädern geeignet wäre.²⁾ Dies stimmt mit den oben geschilderten schwedischen Verhältnissen überein.

Mit Hilfe des Vorgebrachten ist es möglich, einigermaßen den Gang des Wortes Stube sachlich zu verfolgen, ohne sprachliche Erwägungen in Anspruch zu nehmen. Nach Homer hatten die Griechen um 1000 v. Ch. nur einfache warme Bäder. Herodot findet das Dampfbad um 500 v. Chr. schon bei Skythen und Griechen. Im ehemals skythischen Gebiete ist die Badeeinrichtung noch heute dieselbe, nachdem sie in der Zwischenzeit wiederholt, aber nur dort festgestellt wurde. So 973 als »itba« vom jüdischen Arzt Ibrahim-ibn-Jakub, Mitglied einer arabischen Gesandtschaft, und von Nestor im 11. Jahrhundert. Im alemannischen und bajuvarischen Volksgesetze finden wir »stuba« und »balnearius« als besonderes Badehaus, und Verwandte des Wortes Stube in den romanischen Ländern für Schwitzbad, später als Wohngemach mit Ofen im größten

¹⁾ Poestion, 331. — ²⁾ Rhamm, 631.

Teil von Europa.¹⁾ Erst nach 1000 finden wir die Stube auch in den nordisch-germanischen Ländern als wirkliches Bad. Der Badeofen, wenn auch sehr einfach, oft nur eine gewölbartig hergestellte Decke aus Kopfsteinen auf flachem Boden ohne Schlot, verbreitete starke Wärme, und im strengen Winter, wo der offene Herd mit dem Rauchloch im Dache nicht hinreichte, hielten sich die Hausbewohner trotz des zeitweiligen Rauches lieber in der Badestube auf, gleichwie die Letten in der Getreidedarre.²⁾ Dieser Übergang der Bade- zur Wohnstube hat in solcher Weise ganz allgemein von Island bis Süddeutschland stattgefunden. Die Finnen bewohnten vor kurzem auch in Schweden noch die Badestube. Als die Badestube zur Wohnung wurde, geschah dies meist in der Art, daß man an die Wohnung auch einen Ofenraum anschloß, die Badestube jedoch sowohl zum Baden als für andere Zwecke, als Flachs- und Obstdörren, Brotbacken, Waschen, Malzerzeugen, beibehielt. Das Baden wurde bei den Deutschen aufgegeben.

Es ist daher kaum zu leugnen, daß das Dampfbad eine Erfindung der Skythen oder auch Griechen ist und auf die heutigen Ostslawen überging. Die Römer hatten das Heißluftbad, die Germanen zu Tacitus Zeit nur teilweise warme Bäder. Durch die Wanderungen deutscher Stämme kann eine doch immer etwas umständliche Einrichtung, wie das Schwitzbad, von Barbaren nicht übertragen worden sein, die damals gewiß andere Sorgen hatten. Hauptbedingung dafür ist Seßhaftigkeit. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die Verbreitung des im Vergleiche mit dem römischen Heißluftbade viel einfacheren Schwitzbades bei dem Badebedürfnis der südlichen Völker durch die griechischen und römischen Geistlichen erfolgte, welche als Glaubensboten und Klostergeistliche auch in alle nördlichen Länder zogen. Das Wort Stube stammt also entweder aus dem Griechischen oder Slawischen, deutsche Herkunft ist nicht denkbar.

Inhaltsverzeichnis.

Art der Badestuben. Stube als Badestube. Vorkommen. S. 6. — Wirkliches Baden früher und jetzt. Jetzige Verwendung. Stets künstliche Bäder. Ausbreitung. S. 7. — Öffentliche Bäder. Ursachen der Ausbreitung. S. 8. — Einrichtung. Heißluftbäder. S. 9. — Bäckerbadestuben. Bahäuser. Badl bei Bauern. Höll. Bewegliche Badestuben. Dampfäder. S. 10. — Hausbadestuben. Wohnstube aus der Badestube entstanden. Abnahme des Badens. Ursachen. S. 11. — Belege für das Baden in Badestuben in Österreich S. 12, Deutschland, der Schweiz S. 13, Schweden S. 14, Norwegen, Island S. 16. — Übersicht. S. 18.

¹⁾ Siehe Verfasser in Zeitschr. f. österr. Volkskunde, XIII, 164 ff. — ²⁾ Bielenstein, Holzbauten der Letten, 81.

Bevölkerungsgruppen des Küstenlandes.*)

Von Prof. Dr. L. Karl Moser, Triest.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Slowenengruppe von Contovello und Prosecco.

Die nächste Umgebung von Triest, sein Gebiet oder Territorium, war im Mittelalter nur spärlich bewohnt. Ein großer Teil war mit ausgedehnten Eichenwäldern, welche in den ältesten Gemeindestatuten unserer Stadt »farneta« genannt werden und dem Dorfe Servola (nach S. Servolus, Sylvula, Wäldchen) die Bezeichnung gaben, bedeckt, oder es waren auch dort Grundkomplexe und die Sommerfrischen der Triester Patrizierfamilien. Wenn wir unserem ersten Geschichtsschreiber Frater Irenaeus de Cruce (della Croce) Glauben schenken dürfen, wurde das Triester Territorium seit dem 12. Jahrhundert nach und nach besetzt, zuerst von rumänischen Flüchtlingen, die er Rumieri nennt, dann von Slawen, Savriner, aus dem Gebiet der Save eingewandert. Diese waren insgesamt Hirten, weswegen auch der Name Mandriere, womit wir die Bauern unserer Umgebung bezeichnen, von Mandra (Herde) abgeleitet wird, obschon sie heute als Acker- und Weinbauer angesiedelt sind. Die Anzahl der slowenischen Ansiedler, welche der Gemeinde Triest immer untertänig waren und sich in den umliegenden Ortschaften Longera, Cattinara, Basovica, Santa Croce, Prosecco, Contovello, S. Giovanni, verteilten, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr gering, denn erst unter der Regierung Josefs II. wurden ihnen hie und da selbständige Pfarren bewilligt, während sie in früheren Zeiten in geistlicher Beziehung vom Triester Domkapitel abhängig waren, oder es wurden ihnen einige Schulen eröffnet, wie in Servola und Prosecco. Wenn daher die Bewohner des Stadtgebietes jetzt auch noch Slowenen sind und der slowenischen Sprache sich bedienen, so haben sie doch vermöge des täglichen Verkehrs mit den Stadtbewohnern in Sprache, Sitten und Gebräuchen einiges von den Italienern und Deutschen angenommen. Ihre slowenische Sprache enthält viele deutsche und italienische Wörter, so wie ihre Zunamen verdeutscht oder verweltscht oder deutsche Zunamen slowenisiert sind; weil aber ihre alten Gewohnheiten mit ihrer ursprünglichen Tracht in unserer Zeit nach und nach auszusterben drohen, so ist es wohl der Mühe wert, sie kurz zu

*) Die nachstehend zum Abdruck gebrachten Mitteilungen waren von Herrn Prof. Dr. L. Karl Moser für das vom Festzugskomitee geplant gewesene Festzugswerk zusammengestellt worden, welches den Kaiserhuldigungsfestzug vom 12. Juni 1908 in Wort und Bild festhalten sollte. Leider ist aus den bekannten mißlichen finanziellen Gründen die Herausgabe dieses Werkes unterblieben. Da die Ausführungen Herrn Prof. Dr. L. Karl Mosers, des verdienstvollen Leiters und Schöpfers der küstenländischen Gruppen im Nationalitätenfestzug, zum Teil originalen Wert besitzen, seien sie im folgenden unter Beigabe einiger von dem Herrn Verfasser besorgter photographischer Aufnahmen zur Veröffentlichung gebracht.

beschreiben. P. Tomasin sagt in »Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, Band Küstenland, S. 191 ff.:

»Betrachten wir unseren Mandriere etwas näher. Vor allem besitzt er im Grunde seines Herzens festen Glauben und echte Frömmigkeit. Er ist gut katholisch und wohnt gewissenhaft der sonntägigen Messe bei. Wenn in seiner Pfarre Ave Maria oder die Sterbeglocke geläutet wird, unterbricht man das Gespräch und läßt die Arbeit stehen. Jedermann entblößt das Haupt und betet. Man bekreuzigt sich selbst, bevor man morgens das Haus verläßt, wenn der Blitz leuchtet und der Donner kracht; man bekreuzigt das Brot, bevor man es anschneidet, den Mund, wenn man gähnt, die Erde, bevor man den Pflug über sie zieht. Der gewöhnliche Gruß des Landmannes gegenüber seinesgleichen ist: »Hvalen bodi Jesus Kristus!« (Gelobt sei Jesus Christus). Herren und Unbekannte begrüßt er mit den Worten »Dober dan« (Guten Tag), »Dober večer« (Guten Abend), »Lahko noč« (Leichte Nacht); fügt aber immer den Wunsch hinzu: »Bog daj« (Der Herr verleihe Ihnen das). Er beräuchert sein Haus mit den sorgfältig getrockneten Blumen des Fronleichnamfestes, sobald ein Gewitter tobt. Er genießt keine Speise am Ostersonntag, bevor sie nicht sein Seelsorger gesegnet hat, und gewissenhaft klagt er sich in der Beichte an, wenn er an einem geheiligten Tage die Predigt oder die Christenlehre und den Segen versäumt hat. Er hält sehr viel auf das allgemeine und öffentliche Kirchengebet, und so ist manchmal sein Seelsorger, den er gewöhnlich »Gospod« (seinen Herrn) anredet, gezwungen, nach der Predigt oder nach der Christenlehre eine Unzahl von Vaterunser und Ave Maria, die »Prošnj« für Verschiedene aus verschiedenen Gründen zu beten.

»Der Hausvater ist der oberste Herr in der Familie. Die Frau kennt ihn nur unter dem Namen Gospoda, Gospodarja (Herr). Hat ihm der Bruder oder die Schwester ein Kind aus der Taufe gehoben, bei der Firmung Patenstelle übernommen, oder waren sie bei seiner Trauung Beistände (»Compari di San Zuane«), da wagt er nicht mehr, sie mit »Ti« (Du) anzureden. Er ruft sie nicht mehr mit ihrem Namen. Er begrüßt sie nicht mehr mit dem Namen Bruder, Schwester. Er redet sie mit »Vi« (Sie) an; er heißt sie Gevatter, Gevatterin (»Boter, Botra, Compare, Comare«), bei ihm herrscht die patriarchalische Einrichtung, daß der erstgeborne Sohn nach dem Tode des Vaters Haus und Hof bekommt. Die übrigen Söhne und Töchter werden ausbezahlt, sie bekommen die »Dota«. Besucht er Sonntags die Osteria, (Gostilna, slowen.), dann muß er früh und nachmittags dem Gottesdienste beigewohnt haben; heiratet er, so müssen das seine Herren Arbeitgeber, Kunden und Bekannten in der Stadt erfahren. Die Braut trägt ihnen zur Schau in einem großen Korbe Buzolai und Confetti, um Geschenke zu bekommen. Am Hochzeitstage wohnt er der Messe bei, und Brautleute, Beistände, Verwandte und Gefolge beteiligen sich am Opfergange. Stirbt einer seiner Lieben, so zieht er ihn selbst

an; er begleitet ihn bis zum Grabe, und in der Erde vergräbt er mit ihm die kleinen Wachskerzchen, welche in der Kirche während der Einsegnung angezündet waren.

»Das Weihwasser des Kar- oder Pfingstsamstag und des Epiphaniestes darf in seinem Hause nicht fehlen. Am letztgenannten Feste läßt er von seinem Seelsorger Haus und Hof, auch Weihrauch und Kreide segnen. Mit dem Weihrauch beräuchert er dann seine Wohnung, mit der Kreide schreibt er die Jahreszahl, das Kreuzeszeichen und die Anfangsbuchstaben der Namen der heil. drei Könige († C † M † B) auf die Haustüre. Und das nicht ohne Sinn und Bedeutung. Durch das Beräuchern drückt er die Bitte aus, Gott wolle seine Wohnung so mit Gnade und Segen erfüllen, wie sie durch den Weihrauch und Wohlgeruch erfüllt wird. Die Jahreszahl wird angeschrieben, damit das kommende Jahr ein in jeder Beziehung glückliches sei. Die Kreuze und die Buchstaben drücken die Bitte aus, Gott wolle die Hausinsassen durch die Verdienste Jesu Christi und durch die Fürbitte der heil. drei Könige vor allen Unfällen bewahren.

»Er nimmt mit Andacht an der Bittprozession teil; es handelt sich ja um das Gedeihen seiner Feldfrüchte und Reben und um eine reichliche Ernte. Er läßt zu Allerheiligen die Gräber seiner Lieben vom Seelsorger einsegnen und unternimmt dann und wann auch eine Wallfahrt auf den heiligen Berg »na sveto goru« bei Görz oder nach Barbana in die Lagunen. Er kennt genau die einzelnen vorgeschriebenen Fasttage, insbesondere »sveto rešnje telo«, das Fronleichnamfest, und »velika gospa«, die große Frau und Mutter, das Himmelfahrtfest Mariens. Dazu helfen ihm ja die »mala pratika«, der Bauernkalender, und in neuer Zeit der »Koledar družbe svetega Mohorja«, der Hermagoras-Kalender. Er empfiehlt sein Haus dem Herrn, wenn beim Anbruch der Nacht die Glocke zu Ehren des heiligen Florianus, des Schutzpatrons gegen Feuerbrunst, geläutet wird. Er geht jedes Jahr zur Christenlehre, wenn die Osterzeit herannaht und den von seinem Seelsorger erhaltenen Beichtzettel gibt er ihm mit einem Geschenk zurück. Sein Seelsorger (Župnik) den er auch »Gospod« oder »Farman« nennt, ist ihm sein Ratgeber in allen Lebenslagen.

»Unser Mandriere ist übrigens ein genügsamer Mensch. Er beklagt sich nicht, wenn auch sein Bett ein einfacher Strohsack ist — denn Federn kennt er nicht. Auch in seinen Speisen ist er eben nicht wählerisch. Während der Woche ist er mit »Jota«, einer Fisolensuppe, mit Sauerkraut, mit etwas Kartoffeln oder mit Polenta zufrieden; denn sein Kalender zeigt ihm als Normatage, an welchen er sich etwas Besseres anschaffen kann: eine Taufe, Trauung, Weihnacht, Ostern, Fronleichnam, Kirchweih und Martini. Er ist nicht sehr gesprächig und nur selten flucht er. Tut er dies manchmal, dann möchte man glauben, ein Gewitter oder der Hagel seien im Anzug begriffen. Allein das geschieht nur in der Aufwallung des

Zornes, während eines Streites oder wenn er viel Wein getrunken hat. Stolz auf seine Körperkräfte, beschränken sich dabei seine Produktionen höchstens auf eine Tracht Prügel; denn Verbrechen werden von ihm nur äußerst selten begangen.

»Abergläubisch wie er ist, schreibt er der »Mora« das Alpdrücken zu und ist überzeugt von der Existenz der »Copernice«, der Hexen, welche nach seiner Meinung in den Quatemberwochen zum Teufeltanz zusammenkommen und sogar Helfershelfer und Gehilfinen haben sollen. Diese letzteren üben mit jenen Hand in Hand den »slabo,



Fig. 4. Mandriere mit »Verkündisch« und Frau aus Miramare

hudo oko«, den bösen Blick, wodurch sie Menschen, Tieren, Quellen und Feldfrüchten schaden können. Als vermeintliches Gegenmittel trägt er daher etwas bei sich in Form eines Amuletts. Oder er macht wenigstens, im Notfall sogar versteckterweise, das Zeichen eines Hornes mit den Fingern von sich weg. Auch sollen ihm Weihrauch oder etwas Wachs der Osterkerze und des Ostertriangles etwas nützen, während man in früheren Zeiten eine besondere Wirkung der Einsegnung der behexten Person und der von ihr gebrauchten Gegenstände von Seite alter Weiber zuschrieb. Unterhaltungen kennt der echte Mandriere nur wenige, bei ihm herrscht der auch bei den Deutschen übliche Gebrauch, am 23. Juni, am Vorabend des Festes des heiligen

Johann des Täufers, Freudenfeuer auf exponierten Höhen anzuzünden und darüberzuspringen. Eines der beliebtesten Spiele der slowenischen Territorialen ist das Boče-Spiel, ein Kugelspiel, bei welchem die ausgeworfene Kugel das Ziel bildet. Nicht selten kommt es da oft zu peinlich genauen Abmessungen, wenn das Auge die Distanzen nicht entscheidet. Man spielt hierbei um Wein. An diesem Spiele nimmt gewöhnlich nur die männliche Jugend teil. Es gibt keine Osteria oder Gostilna, bei der nicht ein eigens hierzu hergerichteter Spielplatz vorhanden ist; doch ist die Zahl der Spieler nur eine beschränkte. Da dieses Spiel Bewegung in frischer Luft zur Folge hat, würde es sich in die Zahl unserer Jugendspiele leicht einreihen lassen.

»Als Weinbauer ist er auch ein guter Weinkenner und unterscheidet sehr gut das Lustigsein nach dem Trinken, das »dobra volja«, und das Betrunkensein, das »pijan biti«. Auch hat er seine Namen für den guten Wein: Refosco, Merzamin, Maščena, Moscato, für gewöhnlich unterscheidet er aber nur zwischen weißem und schwarzem Wein (bele o černe Vино). Treten wir jedoch zur Abwechslung in eine Kneipe (Gostilna) so finden wir ihn leider sehr oft unter den »Negri« oder den »Wilden«, welche zwischen Rauchen und Spielen ihr Geld und die Zeit vergeuden, während daheim die arme Familie Hunger leidet. Doch wenden wir uns von diesem trüben Bilde ab und den Freuden des Tanzes zu, die auch dem Mandriere beschieden sind. Da sind es vor allem die »Sagre«, die Kirchweifeste, welche gewöhnlich an einem Sonntage in der Oktav des betreffenden Patroziniumsfestes gefeiert werden und ihm die beste Gelegenheit darbieten, zu tanzen und bis zu einer Ausgelassenheit lustig zu sein, gegen die mit Recht die Seelsorger eifern. An dem bestimmten Sonntag zieht nun bereits die Musik herum und spielt für ein Geldgeschenk vor den Häusern der Honoratioren: bei dem Pfarrer, dem Gemeindevorsteher (Župan), den reichen Bauern, und von drei Uhr bis spät in die Nacht wird gesungen, gelärmt, getrunken und auf dem Tanzboden gepoltert.«

Tomasin beschreibt weiter die Tracht folgendermaßen:

Gleich dem echten Triester läßt sich auch der Mandriere nach der Sonn- und Feiertagsmesse mit seiner Juze (Marie) und Juzke (Mariechen) auf dem Triester Corso sehen. Die schöne und malerische Tracht der Mandriere, die jetzt nur meist noch vom weiblichen Teile der Bevölkerung getragen wird, ist bei dem männlichen Teile in starker Dekadenz. Die Männer trugen an der langen Weste große herabhängende, silberne verzierte Knöpfe, oft in Würfelform, kurze, am Knie offene, schwarze, an Werktagen blaue geschlitzte Hosen, weiße oder blaue Strümpfe mit Schnallenschuhen und eine kurze schwarze, enganschließende Jacke. Im Sommer bedeckten sie den Kopf mit einem breitkrempigen schwarzen oder weißen Hut, im Winter mit einer kostbaren lehnsesselförmigen Kappe aus

Biberpelz (auf dem Festzuge sah ich diese Kappe auch bei einigen Männern aus Oberschlesien), bei den Slowenen »Verkindisch«, bei den Italienern »Caregon« (Lehnsessel) genannt, die gewöhnlich vom Großvater der Enkel ererbte. Beim Festzuge war nur einer mit dieser »Verkindisch« erschienen. (Vergl. Abb. 4: Mann mit »Verkindisch« und Frau aus Miramare bei Contovello.) Die Weiber, die Juze, Južke, trugen weiße gefältete Röcke mit buntfarbigem Saum, eine kurze schwere Tuchjacke und bedeckten den Kopf mit einem weißen, am Rücken lang herabhängenden, mit Spitzen und Fransen verzierten Leinwandtuch.

Der Menschenschlag der Territorialen ist meist ein hoher, statlicher, von blonder Rasse und blauen Augen, starkknochig und ungewein ausdauernd bei allen schweren Arbeiten. Während die Männer im Winter als Maurer, Steinmetze und Straßenpflasterer tätig sind, im Frühling und Herbst dem Weinbau wie auch, jedoch selten, dem Fischfange obliegen, wandern die Bäuerinnen, Juzke, mit schwerbeladenem Korbe auf dem Kopfe, unter dem sich ein Leinwandkranz befindet, zur Stadt, um entweder Gemüse, Blumen oder Milch an den Mann zu bringen.

Die Gemeinden Contovello und Prosecco waren diejenigen, welche an 66 Personen meist weiblichen Geschlechtes, zum Festzuge entsandten. Die Auswanderung nach Brasilien, die in früheren Jahren sehr überhand genommen hat, hat mit der Hebung der Weinkultur beträchtlich nachgelassen.

Istriens Volksstämme im Festzuge.*)

Istrien gehört, so klein es ist, in ethnographischer Hinsicht zu den interessantesten Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie, da das Land Bruchteile von zwei Slawen- und zwei Romanenstämmen bevölkern. Während die romanischen Stämme vorzugsweise die Küstenstriche bewohnen und hier, meist in Städtchen angesiedelt, lebhaften Handel mit Landesprodukten betreiben, sind die Slawen, Serbokroaten und Slowenen, im Innern, sowohl in der Ebene als auch im Gebirge als Ackerbauern, Hirten und Holzschläger angesiedelt. Vom Norden gegen Süden hin, wie von West gegen Ost zeigt sich eine auffallende Verschiedenheit in der Bevölkerung in Sitten, Gebräuchen und Trachten, so daß wir eine förmliche Musterkarte vor uns haben. Insbesondere sind es die Slawen, welche in den verschiedenen Siedlungen Istriens sich untereinander oft sehr wesentlich unterscheiden. Für den Ethnographen bleibt hier noch ein gewaltiges Stück Arbeit zur Bewältigung. Nur die vollständige Kenntnis der Landessprachen und ein längerer Aufenthalt im Innern würden den Forscher in den Stand setzen, seine Beobachtungen zu verwerten.

*) Vergl. hierzu diese Zeitschrift III, S. 97 ff.: „Zur Ethnographie Istriens“ (mit 15 Abbildungen) von Josef Stradner.

Wir wollen zunächst diejenigen Gruppen in Betracht ziehen, welche von den Slowenen Istriens gebildet und ausgewählt wurden. Es konnten hierbei nur jene Ortschaften in Betracht kommen, in denen noch alte Landestrachten heutzutage getragen werden. Und da berücksichtigte ich denn wieder solche Teile von Istrien, in denen auch unter den Slowenen schärfere Gegensätze in Tracht und Sitte gezogen werden können. Zur Auswahl behielt ich eine Gruppe aus dem nordwestlichen und je eine Gruppe aus dem nordöstlichen Teile Istriens. Für den nordwestlichen Teil war es die Bevölkerung des Kreises von Capodistria, und zwar von Dolina und den nächsten umliegenden Ortschaften, genannt die Berskizen (im Italienischen existiert auch die Schreibweise Breschizze), im Gegensatze zu den Tschitschen (Čiči) aus Groß-Mune und Žejane, als im nordöstlichen Teile Istriens, welche bei der Schilderung der Kroaten ihre eigentliche Würdigung finden.

Eine kurze Skizze dieser beiden Volksstämme soll die Teilnehmer kennzeichnen. Die beiden Gruppen gehörten zu den stärksten; Mune mit 47 und Dolina mit 84 Teilnehmern. Die Berschkizen bewohnen den nordwestlichsten Teil des Kreises von Capodistria und sind hauptsächlich in den Dörfern Dolina und Decani, S. Servolo, Prebenegg, Mačkoli, Ospò etc. in größerer Menge angesiedelt und hier noch rein erhalten. Die Weiber führen den Namen Berschkize, der von dem Worte »Breg« (Ufer) abgeleitet wird. Der Name würde also »die am Ufer Wohnenden« bedeuten. Eine Erklärung dieser Benennung könnte man darin finden, daß in früher Zeit, also zur Zeit der Ansiedlung dieser Bewohner, das Meer bis an den Fuß des Gebirges gereicht habe. In der Tat ereignet es sich heute noch bei großen Überschwemmungen und Springfluten, daß das Meer bis an den Fuß der Sandsteinhügel heranreicht; dann sind die Täler der Rosandra, Risano und Osp ein See, der bis zum Meere hinabreicht. Die Männer führen den Namen Bršani, was auf die frühere Ableitung ebenfalls hinweist, und haben kein eigentliches Nationalkostüm, während der weibliche Teil der Bevölkerung streng an den alten Formen festhält. Während der männliche Teil der Landwirtschaft, Schafzucht und dem Öl- und Weinbau obliegt, beschäftigen sich die Frauen und Mädchen hauptsächlich mit dem Backen eines Weißbrotes, das durch große Hitze rasch eine harte Kruste erhält. Das Brot wird in schwarzgestreiften Säcken Eseln über den Rücken gehängt, des Morgens zur Stadt gebracht und unter dem Namen »Bigà« und »Cornetti« auf eigenen Plätzen der Altstadt und Barriera vecchia verkauft. Das Brot wird gerne, insbesondere wenn dem Teig etwas Zucker beigemischt ist, zum Weine genossen und mundet ganz vortrefflich. Haben die Bäuerinnen ihr Brot verkauft, dann besorgen sie ihren Bedarf an Kaffee und Salz und wandern in ganzen Karawanen, auf den Eseln sitzend, mit einem Ölweig

antreibend, zur Stadt hinaus nach ihren heimatlichen Gefilden. Ein eigentümliches Bild des Marktverkehrs! Ihre Tracht besteht aus einem lockeren Leibchen mit Achselspangen und Ärmeln und einem in Falten gelegten schwarzen Rocke. Das über den Kopf mit zwei großen Zipfeln nach rückwärts gebundene weiße Kopftuch ist meist mit schwarzen Stickereien versehen. Nicht selten findet man bei ihnen auch ein buntes Halstuch. Die Strümpfe sind gefältelt und den Fuß nehmen ein Paar ausgeschnittene Schnürschuhe aus dickem Leder auf. Ein ganz sonderbares Bild erhält man in der Kirche an Festtagen, wenn die Frauen kniend am Boden liegen. Es fallen dann die zwei großen seitabwärts stehenden Zipfel des Leinenkopftuches besonders auf.

Diese Slawen sprechen Slowenisch mit einiger Annäherung zum kroatischen Idiom. Erst in neuester Zeit hat ein Landsmann, Professor Dr. K. Štrekelj in Graz, ihre einheimischen Gedichte und Nationalgesänge gesammelt und dieselben in der »Matica slovenska« veröffentlicht. Durch ihre sonderbare Tracht allein unterscheiden sie sich wesentlich von den übrigen Slowenen. Der blonde Gesichtstypus waltet vor. Genügsamkeit und Fleiß sind ihre vorzüglichsten Eigenschaften, und trotz des häufigen Verkehrs mit der Stadt haben sie, wenigstens die Frauen, ihre Eigenart noch am meisten bewahrt. Sie waren am Festzuge aus den Ortschaften Skednja, Servola, Dolina, S. Servolo, Decani und Plavje vertreten; im ganzen 84 Personen.

Als Anführer der Berschkizen beim Festzuge präsentierte sich ein alter Fischer aus Servola in seiner alten Nationaltracht, der einzige Mann, der noch im Besitze einer solchen war. Den Kopf ziert eine rote Zipfelmütze mit blauer herabhängender Quaste. Außer der Matrosenjacke aus dunkelblauem Tuch bietet sein Anzug nichts Besonderes.

Die Bewohner des Tschitschen-Bodens.

Eine besondere Eigentümlichkeit unter den Slawen behaupten die Tschitschen, slawisch Čiči. Sie werden schon im 15. Jahrhundert von den italienischen Historiographen im Gebiete von Triest als verwüstende Wanderhirten erwähnt und bei dieser Gelegenheit als »Chichii« bezeichnet, was so viel wie »Vettern« heißen soll. Sie sind nach Czoernig kroatisierte Rumänen, also ein Mischvolk. Ihre Namen sind meist serbischen, seltener rumänischen Ursprungs. Noch vor zweihundert Jahren sprachen sie alle rumänisch, während sie heute fast alle kroatisiert sind, bis auf jene von Žejane,*) welche zu Hause nur Rumänisch untereinander sprechen und der kroatischen Sprache nicht völlig mächtig sind, insbesondere der weibliche Teil. Da auch bulgarische Wortbildungen in ihrer Sprache vorhanden sind, so meint v. Miklosich, daß sie zum Teil aus Bulgarien stammen. Andere Forscher

*) Die Rumänen von Žejane werden Ciribirzi genannt.

wollen ihre Abstammung von den Morlaken herleiten, die in Dalmatien weit verbreitet sind, da ihre kroatische Sprache Ähnlichkeit mit dem Dialekt der Morlaken hat. Sonderbarerweise finden sich auch viele Familiennamen der Čičen unter den Morlaken wieder. Sie bilden, wie gesagt, ein sonderbares Mischvolk, das in seiner Sprache slowenische, kroatisch-serbische, rumänische und bulgarische Elemente enthält. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Slavnik bis zum Monte Maggiore und umfaßt außerdem noch die am Nordrand gelegenen Dörfer in der



Fig. 5. Frauen und Mädchen aus Groß-Mune.

Senke von Materia sowie das dünn besiedelte Gebiet zwischen der Krainer Grenze bei Jelšane und dem gut kultivierten Gebiet von Castua. Im ganzen 13.000 bis 14.000 Menschen.

Sie sind ein kräftiges Bergvolk von mittlerer Statur, mit schwarzen Haaren und lichtblau gelblichbrauner Hautfarbe und erinnern einigermaßen durch ihren Gesichtsschnitt und die geschweiften Augenbrauen an entfernt mongolische Abkunft. Schon zu Zeiten Valvasors waren sie kroatisiert. Aber dem Gesichtstypus nach lassen sie sich, wie auch schon Vram sagt, sowohl von den überwiegend serbischen Kolonisten Südistriens als auch von den altansässigen slowenischen und kroatischen Ackerbauern unterscheiden.

Die Tracht der Čičen*) ist unterschiedlich von der der übrigen Kroaten. Die Männer tragen sogenannte »Benevreck«, das sind aus weißer Wolle gefertigte Beinkleider, die eng an den Körper anliegen und mit Haften geschlossen sind; über das grobe Leinwandhemd kommt eine rockartige Weste ohne Ärmel (Krožat) aus kaffeebrauner Wolle und ein Rock (Jopa) aus gleichem Wollstoffe; ein grüner Kragen oder grüner Saum an beiden Oberkleidern findet sich nur bei den Čičen von Mune und Žejane vor; auf dem Kopfe ein schwarzer weicher Filzhut.

Die Frauen und Mädchen tragen ein bis unter das Knie reichendes Hemd (Vrhnja), das unter der Dalmatika hervorsteht, über dieses ein zweites, sehr kurzes Hemd (Opelče), das nur bis zum Gürtel reicht mit roter Stickerei verziert und durch leinene Quasten locker zusammengehalten. Auf dieses zweite Hemd kommt ein Kamižot, eine der Dalmatika ähnliche Bekleidung, ärmellos, aus schwarzem Stoffe, das bei den Muneser, Čičen rot gesäumt ist. Dieses Kamižot wird mittels eines Gurtes vorn zusammengehalten. Der Gurt ist bis 2 m lang, 6 bis 10 cm breit und aus gelben und schwarzen Fäden zusammengedreht; darauf folgt eine bunte Schürze (bei den Munesen rot). Auf die Schürzenbinde um den Leib wird eine gelbrote, fingerbreite, mehrere Meter lange Schnur gewickelt, die zugleich als Paradestück getragen wird; sonst aber bildet diese Schnur auch eine Art Tragriemen, um eine Bürde auf dem Rücken zu tragen. Auf dem Kopfe wird ein rotgeblumtes Tuch getragen (Mune), bei allen übrigen ein schwarzes Kopftuch. Die früher allgemein bei Männern wie bei Weibern üblichen Opanken haben modernen offenen Lederschuhen oder Halbstiefeln Platz gemacht.

Der weibliche Teil ist Sommer und Winter gleich gekleidet und ist daher mehr abgehärtet als der männliche.

Die Frauen müssen alle Arbeiten verrichten. Holz und Laubstreu, sowie Kohle tragen sie auf dem Rücken von den Bergen, wie auch Heu auf schlechten Wegen herab. Die zu Hause gebliebenen Männer treiben Ackerbau und Viehwirtschaft; zu gewissen Jahreszeiten ist das Kohlenbrennen aus Buchenholz und das Holzschlagen und Bündeln desselben in sogenannte »Fasci« eine ausschließliche Beschäftigung der Männer. Die Kohle wird als Süßkohle in Säcken mit den Buchenholzbündeln (Fasci) auf Wagen mit Maultieren oder Ochsen zur Stadt gebracht. Die Bewohner von Groß- und Klein-Mune, dann die von Žejane haben sogar ein Patent von der großen Kaiserin Maria Theresia, zufolge welchem es den Bewohnern dieser Orte erlaubt ist, mit Weinessig zu hausieren, den sie durch aus Buchenspänen bereiteten Holzessig häufig ersetzen und weit und breit verkaufen. Aber auch als Arbeiter verdingen sie sich bis ins Ausland, wo sie ihren Sparpfennig in löblicher

*) Vergl. diese Zeitschrift II, S. 6 ff.: »Die Tracht der Tschitschen« (mit 34 Abbildungen und 1 Farbendrucktafel) von Maler Ludwig Hans Fischer. Vergl. auch zu allem folgenden: »Österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild«, Band Küstenland, S. 208 ff.

Weise ihren Angehörigen zuwenden. Sie erlernen leicht fremde Sprachen, insbesondere die deutsche, und in ihren Ortschaften findet man meist schmucke, gemauerte Häuser, die auf eine gewisse Wohlhabenheit ihrer Bewohner schließen lassen. Es mutet den Touristen wohlthuend an, in der Bergwildnis der Tschitscherei so schön gehaltene Ortschaften zu sehen, die aus dem Grün der Wiesen und aus den bewaldeten Gehängen dieses Gebirgslandes gar freundlich hervorlugen. Eine der Haupterwerbsquellen der Čičen bildet die Viehzucht. Milch, Butter, Käse und Schafwolle bilden bei ihnen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Die kleinen Käselaibe (Pecorin) sind eine gesuchte Ware. Die Hirten treiben gegen Ende Oktober ihre Schafherden in die Niederungen von Istrien, zum Beispiel in die Umgebungen von Pola, Rovigno, Parenzo, Umago, Buje etc., wo sich auch im Winter für ihre Herden genügend Futter vorfindet, was bei der Länge des Winters (sieben Monate) einen großen Gewinn für die Viehzucht bedeutet. Der Viehzucht sehr hinderlich ist der große Wassermangel; Quellen finden sich nur in Brest, Račjevas und Lanišće. Die hie und da vorhandenen Hungerquellen vertrocknen bei längerer Dürre gänzlich und dann wird das Wasser sogar von den Quellen bei Illyrisch-Feistritz in Fässern auf Wagen auf den schlechten Fahrstraßen mühselig herabgeholt.

Im allgemeinen sind die Čičen der Kultur nicht abgeneigt, wie die schönen Wohnhäuser in den Ortschaften beweisen. Jünglinge, die zum Militär gehen, kommen gewöhnlich als Chargierte nach Hause. Gegen Fremde zeigen sie sich gastfreundlich. Sonst sind sie sehr feurigen Temperaments, bei Besprechungen oder beim Handel schreien sie oft wie die Wilden. List und Schlaueit werden ihnen nachgesagt. Von Gebräuchen finde hier der Hochzeitsbrauch Platz, dessen Schilderung ich dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Pospišil von Großmune verdanke, welcher auch die Gruppe der Čičen beim Festzuge anführte.

Der Braut geben die Eltern als Mitgift außer Geld noch einen Schrein mit Wäsche, Strümpfen und dem größten Schmuck der Braut: mit Kopftüchern. Diesen Schrein mit seinem Inhalt übertragen die geladenen Jünglinge und Männer unter Anführung des Ältesten (Starosvat) auf einem geschmückten Wagen unter Gesang und Pistolenschüssen nach dem Hause des Bräutigams, wo der Schrein abgeladen wird. Hierbei bedient sich der Starosvat eines gekrümmten Stabes, den er vorangehend hoch in der Hand hält, und ihm obliegt auch die ganze Anordnung des Hochzeitszuges. Im Hause des Bräutigams, wo sich inzwischen die Braut mit ihren Eltern eingefunden hat, findet dann die Bewirtung der ganzen Hochzeitsgesellschaft statt. Dieser Brauch findet gewöhnlich am Sonntag Nachmittag statt, während die Hochzeit selbst am Montag stattfindet. Bevor die Brautläute die Kirche betreten, gibt der Starosvat der Braut in ihre Opanken oder Schuhe Geldstücke, die nach dem Vermögen der Braut variieren.

Vor dem Haupttore der Kirche wird haltgemacht, der Starosvat löst der Braut die Riemen der Opanken oder Schuhe und sie begibt sich zur Trauung in die Kirche. Nach dem vollzogenen Trauungsakt wird wieder beim Kirchentore haltgemacht, und der Starosvat muß der Braut die lockeren Riemen der Opanken wieder zuschnüren. Die Braut allein ist am Kopfe mit einem Federbusch geschmückt, in Mune jedoch wird der Braut ein Myrtenkranz aufgelegt. Während in früherer Zeit alle bei der Hochzeit geladenen Männer mit Gewehren und Pistolen bewaffnet waren und ununterbrochen Salven abgaben, besorgen dies jetzt nur diejenigen, welche eine Pistole haben. Nach dem vollzogenen Trauungsakt begeben sich alle ins Elternhaus der Braut, wo sie mit einem Gastmahle bewirtet werden. Während desselben wird ein Krug mit Wein gereicht, aus dem alle der Reihe nach trinken, bei welchem Vorgange die Braut den Anfang macht. Das fröhliche Gelage dauert bis gegen zehn Uhr abends. Jetzt nimmt die Braut Abschied von den Eltern, um dem Bräutigam zu folgen. Hierbei ruft der Starosvat zum Gebete, Braut und Bräutigam knien nieder, er reicht dem Bräutigam ein großes Glas Wein und nachdem dieser davon getrunken, trinkt die Braut, dann wiederholen sie das Abtrinken des Weines ein paarmal und schütten schließlich den noch übrig gebliebenen Rest in das Feuer des offenen Herdes. Jetzt steht die Mutter der Braut auf und sagt einen Segenpruch über die Brautleute, der auf kroatisch wie folgt lautet: »Što ki reče, što je sestrica reče, sve se dobro steče, ovi hipi su dobri i ovi je najbolji, ko da Bog se rodi!« was übersetzt so lauten würde: »Wer sagt etwas, was sagt das Schwesterchen, alles fügt sich so gut zusammen, diese Augenblicke sind so gut, und dieser ist der beste, wo Gott geboren wird!« Nachdem das junge Paar gedankt und von allen grüßend sich empfohlen hat, gibt die Mutter der Braut erst den Segen, wobei sie folgendes auf kroatisch sagt: »Hodi kierica z Bogom, Bog ti daj lahku dobru noć, Bog ti daj, da bi ti konji polje obigrali i ovce polje obstrnité i koze goru oblomile i volići jarme polomili!« zu deutsch: »Jetzt geh, Töchterchen, mit Gott, Gott gebe Dir eine sanfte und glückliche Nacht, Gott gebe Dir, damit die Pferde die Felder umtanzen, Schafe die Felder überfüllen, Ziegen den Wald abbrechen und Ochsen mit Kraft das Joch zerbrechen möchten!« Ein Segensspruch, in welchem der Wunsch nach Wohlergehen und Reichtum ausgesprochen ist.

Die am Jubiläumsfestzuge unter Anführung ihres Pfarrers beteiligten 47 Personen waren aus den Gemeinden von Groß- und Klein-Mune und Žejane. Der letztere Ort stellte kroatisierte Rumänen — 22 Männer, 25 Frauen und Mädchen.

Kroaten Istriens.

Wenngleich die vorhin geschilderten Tschitschen, wenigstens zum größten Teile, dem kroatischen Volksstamme angehören, glaubte

ich dieselben doch getrennt von den eigentlichen Kroaten abhandeln zu müssen, zumal sie, was ihre Tracht anbelangt, doch sehr stark von den eigentlichen Kroaten Istriens abstecken.

Gehen wir nun zur Schilderung der Kroaten über, wobei die allgemeinen Eigenschaften des großen Volksstammes, soweit er Istrien bewohnt, besprochen werden sollen. Dann sollen hauptsächlich diejenigen in Kürze besprochen werden, die am Festzuge teilgenommen haben.

Die Kroaten bewohnen den nordöstlichen, den mittleren und den südlichen Teil des Festlandes von Istrien und die quarnerischen Inseln. Als Sprachgrenze der Slowenen und Kroaten wird der Lauf des Dragognaflüßchens angenommen und eine Linie vom Ursprung dieses Flüßchens durch die Tschitscherei bis etwa in die Gegend von Castelnovo gezogen gedacht. Die Bewohner am linken Ufer der Dragogna und von da abwärts durch die Halbinsel sind Kroaten. Man teilt sie nach dem Gebrauche eines Wortes ihrer Sprache, je nachdem sie »ča« oder »što« (was) sprechen, in die sogenannten Čakavci und in die Štokavci ein. Die Istrianer Kroaten sind den Čakavcen und nur ein Bruchteil der kroatischen Bevölkerung des Bezirks Pola und des Bezirks von Parenzo ist den Štokavcen beizuzählen, ebenso wären auch die vorher behandelten Čičen als Štokavcen anzusehen. Sie sind wie alle Slawen in Istrien zu Anfang des 7. Jahrhunderts eingedrungen, wurden aber durch neuere Einwanderungen auch noch im 16. und 17. Jahrhundert verstärkt. Diese Neueinwanderer rechnet v. Czoernig*) dem serbischen Volksstamme zu. Sie unterscheiden sich von den Kroaten sprachlich nur wenig, dafür aber im Typus, durch ihre dunkeln Köpfe mit den schwarzen Haaren und Augen, während die alteingewanderten Kroaten einen blonden Gesichtstypus, lichtere Hautfarbe, blonde Haare und Augen haben. Sie wohnen mit den Kroaten in buntem Durcheinander im westlichen und südlichen Istrien. Eingesprengte Uskokken und Rumänen erschweren die Grenzlinie zwischen Kroaten und Serben, doch würde sie nach Czoernig von Sovignaco über Vermo und S. Martino nach Arsa hin annähernd richtig bezeichnet werden können.

Die kroatische Bevölkerung war außer durch die Tschitschen im übrigen schwach vertreten. Eine kleine Gruppe rekrutierte sich aus der Gegend von Chersano und Carnizza nächst der Arsa, eine ebensolche von der Insel Cherso sowie eine solche von der Insel Sansego. Eine kleine Gruppe von Malinska auf Veglia, welche der dortige Oberlehrer Herr Ribarič organisierte und bis Pola geleitete, mußte infolge der plötzlichen Erkrankung eines Mädchens (der Braut des Hochzeitszuges) umkehren, und so kamen wir denn um den Genuß einer jener malerischen kroatischen Trachten, an denen die Insel Veglia so reich ist. Meine Reise nach Veglia und meine wiederholten

*) „Die Ethnographie der österreichisch-ungarischen Monarchie“, I. 1857.

Bemühungen um das Zustandekommen von kroatischen Trachtengruppen von Malinska, Castelmuschio, Dobašnica und anderen Orten wurden leider nicht gelohnt. Teils waren Ungläubigkeit, teils Dürftigkeit oder auch die leidige Politik die Ursachen der Teilnahmslosigkeit.

Die kroatischen Teilnehmer am Kaiserjubiläumsfestzuge waren aus dem Gerichtsbezirk Albona unter Anführung des Pfarrers Anton Zidarić aus Chersano mit drei Bewohnern aus Chersano, zwei Einwohnern aus Cepić, neun Personen aus Šumberg, sieben Personen aus Sa. Domenica und schließlich fünf Personen aus der Pfarre von Albona; im ganzen 27 Personen kroatischer Nationalität (čakavischen Dialekts), römisch-katholischer Konfession. Die meisten dieser Bewohner sind Ackerbauer und beschäftigen sich mit dem Weinbau oder mit der Ölbaumkultur, nebenbei mit Viehzucht, wenige darunter sind Fischer oder im Kohlenbergwerk von Carpano (kroatisch: Krapan) als Arbeiter beschäftigt.

Die Nationaltracht ist fast bei allen dieselbe. Bei den Männern besteht sie aus einer kleinen schwarzen Lammwollmütze, ähnlich einer gewöhnlichen Hausmütze, einer kurzen schwarzen Schafwolljacke ohne Halskragen und ohne Futter; an der Rückseite zugeschnitten, mit ziemlich langen und am Ende zurückgefalteten Ärmeln und am zurückgefalteten Ende mit rotem oder blauem Tuch belegt. Vorne wird die Jacke nicht durch Knöpfe, sondern durch gewöhnliche schwarze Drahtösen befestigt; ferner aus einem schwarzen Schafwollgilet mit kleinen runden Hornknöpfen, ebenfalls ohne Halskragen. Die hintere Seite des Gilets besteht aus verschiedenfarbigem, doch meist rötlichem Stoffe. Die Beinkleider bilden eine kurze schwarze, enganliegende Schafwollhose, den Fuß decken weiße Schafwollsocken, die schön gefältelt sind. Beim Gebrauch fallen die Falten eine über die andere, so daß die Socken etwas breiter aussehen, etwa so wie das untere Ende der kurz zugeschnittenen Hose. Die Schuhe, meist aus Rindsleder, sind niedrig und beiderseits oval ausgeschnitten mit Lederbändern. Bei der Arbeit und namentlich im Sommer werden auch Opanken getragen. Die Männer tragen am linken Ohre oft einen großen Goldohrring.

Die Kleidung der Frauen besteht zunächst aus einer Kopfbedeckung in Form von farbigen Tüchern (schwarz und grau bei alten Frauen, buntfarbig bei den Mädchen); nur an Festtagen werden weiße Seidentücher getragen. (Siehe die Photographie zweier Mädchen aus Chersano im Festgewande.)

Die Jacke ist aus schwarzer Schafwolle eigenhändig gestrickt; bei festlichen Gelegenheiten tragen die Mädchen eine aus schwarzem Plüsch genähte Jacke. Das Oberhemd (Halja) besteht aus schwarzer Schafwolle, ohne Ärmel, ringsherum vertikal gefaltet, aber auch zwei bis drei Horizontalfalten. Dieses Oberhemd wird nie gewaschen, damit die Falten nicht beschädigt werden, und nach dem Gebrauch wieder

sorgfältig gefältelt zusammengelegt. Die Frauen haben je nach dem Vermögen mehrere solcher Halja; die Ausstattung einer Braut enthält meist zwölf Stück, ja manchmal noch mehr. Heutzutage kommt die Halja immer mehr aus der Mode, und so mancher Familienvater beklagt sich über die Anschaffung von neuen Fabriksstoffkleidern, während die Schränke noch voll von alten häuslichen »Haljas« sind.

Das lange Oberhemd wird über den Hüften mit einem roten, selbstgewebten Band (5 *cm* breit) gebunden.

Die langen Strümpfe sind weiß, einfach, ohne alle Falten. Die Schuhe, aus schwarzem Leder, sind niedrig, offen und ohne Bänder. Die weibliche Bevölkerung trägt große (bis 4 *cm* Diameter), oft sehr mannigfaltig gerippte Ohrgehänge.

Volksgebräuche bei diesen Kroaten sind insbesondere bei der Geburt und Heirat im Schwunge.

Das neugeborne Kind wird mit Wein gewaschen, bevor es zur Taufe gebracht wird, im Glauben, daß es hierdurch stark werde. Die Taufpaten schenken der Mutter des Kindes gewöhnlich mehrere Laib Brot, Zucker, Kaffee etc. Die Mutter des Kindes revanchiert sich später mit einem Truthahn, Kapaun oder Huhn.

Wird das Kind geimpft, was immer öffentlich stattfindet, so wird es von der Patin mit einem Festkleidchen beschenkt.

Heiratsbräuche: Am Tage der Hochzeit kommt der Bräutigam mit seinem Gefolge und zwei Trompetenbläsern*) zur Wohnung der Braut, wo letztere eine schöne, aber traurige Melodie spielen. Sofort zeigt sich jemand aus der geschlossenen Brautwohnung am Fenster und fängt an, mit den Draußenstehenden in entrüstetem Tone zu disputieren. »Was ist denn dieser Lärm?« fragt er. »Was sucht Ihr hier?« Einer aus dem Gefolge antwortet: »Wir haben eine schöne Taube verloren und es wurde uns gesagt, daß sie hierher geflogen sei, und bitten Sie recht schön, falls sie hier ist, uns dieselbe herauszugeben.« Der andere aber vom Hause erwidert: »Wir haben hier keine Taube gesehen, gehet nur weiter, Ihr werdet sie anderswo finden.« Aber die von draußen entgegnen: »Ja, unsere Taube muß jedenfalls hier in diesem Hause sein. Wir bitten Sie, lassen Sie uns ein wenig hinein, damit wir selbst sehen, ob sie da ist oder nicht, wir werden niemandem etwas Böses tun, wir sind ja alle gute und ruhige Leute.« Der aus dem Hause aber erwidert: »Würdet Ihr aber auch Eure verlorene Taube herausfinden können unter den vielen, die wir haben?« Und die von draußen sagen darauf: »Wir haben hier einen guten und braven Jüngling, der sie sicher herausfinden wird, da er sie sehr gut kennt.« Nach diesem immer gemüthlicher werdenden Zwiegespräch wird der Bräutigam samt Gefolge ins Haus gelassen, wobei die Musikanten eine schöne lustige Freudenmelodie zu spielen anfangen.

*) Die selbst fabrizierten Holztrompeten werden „Sopèle“ genannt.

Der Bräutigam kommt ins Haus, grüßt die Hausherren und Verwandten, desgleichen tut das Gefolge, die Braut aber steht in einem Zimmer verborgen. Da sagt einer, gewöhnlich ein Verwandter der Braut, dem Bräutigam eine alte häßliche Frau vorstellend: »Ist diese vielleicht jene Taube, die Ihr sucht?« Der Bräutigam verneint es. Dann stellt er ihm eine etwas jüngere Frau vor mit der gleichen Frage, und nachdem er wieder verneint, werden ihm noch einige Frauen und Mädchen vorgestellt, und zuletzt die Braut im Hochzeitskleide selbst, die er und alle von seinem Gefolge als die Richtige anerkennen. Alles freut sich dann und manchem fällt eine Freudenträne vom Auge. Die Musikanten stimmen jetzt eine fröhliche Melodie an, bei welcher Gelegenheit die gegenseitigen Geschenke ausgetauscht werden.

Der Bräutigam gibt der Braut ein schönes Paar Schuhe und diese dem Bräutigam ein schönes Hemd und eine Blume. Die zwei Paten oder Zeugen (Kumovi) geben der Braut gewöhnlich ein goldenes oder silbernes Geldstück und diese ihnen (wenn Mann) ein schönes Taschentuch oder (wenn Frau) ein Kopftuch.

Dann wird ein kleiner Schmaus gehalten und danach begibt man sich zur Trauung paarweise in die Kirche. Voran gehen die zwei Musikanten und hinter ihnen paarweise Mann und Weib zusammen. Die Braut geht mit dem Paten (Kum), der Bräutigam mit der Patin (Kuma), dann folgen die Verwandten und eingeladenen Gäste. Als letzte geht die sogenannte »Starašinka«, eine ältere Frau, mit Kolači (Kuchen) zum Geschenke für den Pfarrer, den Messner und den Lehrer, und ein Stück Kolatschen wirft sie vor die Kirchentür in dem Augenblick, wenn die Braut nach vollendeter Funktion herauskommt. Die Braut nimmt den Kolač (eine runde Brotform), macht sich das Kreuzeszeichen mit demselben und wirft ihn dann unter die anwesenden Leute, und wer ihn erhascht, dem gehört er.

Nachher begibt sich die ganze Gesellschaft in einen Gemeindesaal oder in ein Wirtshaus, wo einige Zeit getanzt wird; dann kehrt man wiederum ins Elternhaus der Braut, wo das Hochzeitsmahl vorbereitet ist. Man setzt sich zur Tafel, verrichtet ein kurzes Gebet und sobald einige Speisen genommen wurden, ergreifen die Brautleute jedes mit einer Hand einen auf der Tafel liegenden »Kolač« und brechen denselben, indem sie ihn nach entgegengesetzter Seite ziehen, in zwei Stücke. Der Sage nach soll jener länger leben, welchem das größere Stück bleibt. Dann fangen die Musikanten wiederum zu spielen an, und zwar die sogenannte »Mantinjade«, das heißt zuerst spielen sie ein Stück zu Ehren der Braut, dann des Bräutigams, der Hausherren, der Paten und endlich der einzelnen Gäste, welche den Musikanten ein Trinkgeld auf den Teller werfen müssen.

Nach beendigtem Gastmahle stehen alle auf, um sich in das Haus des Bräutigams zu begeben. Vorher wird Abschied genommen,

die Braut von ihren Eltern und die Gäste von den Hausherren. Die Eltern umarmen mit tränenden Augen die Braut und den Bräutigam, rufen über dieselben den Segen Gottes herab und empfehlen die Braut dem Bräutigam und den Gästen. Diese versprechen ihnen, daß sie dieselbe sorgsam in ihre neue Wohnung führen werden, wo sie ebenso gute Eltern bekommen werde, wie sie es waren, sie sollen deshalb nicht besorgt sein. Und so fährt man unter fröhlichem Spiel und Gesang nach dem Hause des Bräutigams ab. Ist man vor diesem angelangt, fängt wiederum folgendes Zwiegespräch zwischen den Bewohnern im Hause des Bräutigams, das geschlossen ist, und den Hochzeitsteilnehmern an. Zuerst zeigt sich jemand am Fenster und fragt mit grober Stimme: »Was ist das, was suchet Ihr hier, oder seid Ihr vielleicht uns belästigen gekommen? Gehet nur weiter, wir wollen diesen Lärm nicht mehr hören.« Darauf antwortet einer von draußen: »Lieber Bruder, wir bitten Dich, nicht zornig zu sein auf uns. Wir sind arme Pilger, aber brave, ehrliche Leute und tun niemandem etwas zuleide. Wir sind von weit gekommen und wollten noch weiter gehen, aber jemand hat uns gesagt, daß die Hausherren hier eine gute Braut für ihren Sohn suchen, sie seien schon ziemlich alt geworden und brauchen deshalb eine Gehilfin im Hause. Wir haben hier ein schönes und braves Mädchen und wir möchten es Ihnen gerne überlassen, wenn sie und der Sohn zufrieden sind.« — »Ja,« sagt der vom Hause, »Ihr seid fremde Leute, Gott weiß woher, wir trauen Euch nicht, Ihr könntet uns noch Böses tun.« Die draußen erwidern: »Ach nein, lieber Bruder, das sind wir nicht gewöhnt, wir sind alle gute Leute, die Euch nichts Böses tun werden, wir bitten schön, laßt uns ein wenig ins Haus hinein, damit wir ausruhen und damit wir Euch unser Mädchen zeigen. Wir stehen gut dafür, daß Ihr mit demselben ganz zufrieden sein werdet.« Der vom Hause geht vom Fenster ein wenig weg, um mit den anderen im Hause zu reden. Nach einer Weile kommt er wieder zum Fenster und sagt: »Wir würden Euch zuletzt auch ins Haus hineinlassen, aber der Jüngling ist vor kurzem irgendwohin gegangen und ohne denselben kann von Eurem Anliegen keine Rede sein. Also gehet, gehet nur wieder, Ihr werdet anderswo Herberge finden.« Die von draußen aber fangen alle zusammen wiederholt zu bitten an, sie möchten sie ins Haus lassen, der Jüngling würde ja nicht weit sein, und würden daher ein wenig warten, bis er vielleicht kommt. Und so werden die Bittenden endlich ins Haus gelassen und als ihre Gäste anerkannt. Nach gegenseitigem Gruße und Glückwünschen setzt man sich zur inzwischen gedeckten Tafel, um einige Erfrischungen und Imbiß zu nehmen. Darauf folgt ein Tanz, der oft bis spät in die Nacht hinein dauert. Am nächsten Morgen fahren die Gäste und die Musikanten ab, alle mit der Hochzeitsblume auf dem Hute oder auf der Jacke, und am Arme einen »Kolač« tragend.

Acht Tage nach der Hochzeit (gewöhnlich am Sonntag) folgt der Besuch der Eltern der Braut im Hause des Bräutigams und eine Woche später erwidern die Brautleute mit den Eltern des Bräutigams im Hause der Eltern der Braut den Besuch. Bei beiden Besuchen finden Gastmähler statt, sowohl am 8., respektive am 15. Tage nach der Hochzeit. Diese Gastmähler heißen »poglodki«, was so viel bedeuten würde, als die Überbleibsel des Hochzeitsmahles verzehren.

Ich verdanke diese Aufzeichnungen über Gebräuche bei den Kroaten dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Zidarich von Chersano, der die kleine Gruppe von Kroaten anführte. Den Kroaten gereicht es fürwahr nicht zur Ehre, sagt er zum Schlusse seines Resümées, indem er folgendes ausführt: »Was die Vergangenheit anbelangt, so kann sich diese Bevölkerung rühmen mit ihrem berühmten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, dem Schriftsteller und Professor der hebräischen Sprache an der Universität in Jena »Flaccius Illyricus« oder Mate Vlašić-Franković von Albona. Flaccius (Vlašić) war ein Anhänger Luthers, durch die Herausgabe mehrerer kroatischer Bücher bekannt, und mußte wegen seiner reformatorischen Tätigkeit sich nach Deutschland flüchten, wo ihm in Jena die Professur verliehen wurde.

Die Italiener von Dignano.

Eine sehr zahlreiche Gruppe bildeten die Italiener von Dignano, 64 an der Zahl. Sie kopierten den Hochzeitszug, welchen Smareglia in seinem »Nozze Istriane« zur Aufführung bringt, mit reichem Gefolge. Nach Tischbein*) sollen die Dignanesen aus Unteritalien als Kolonisten ins Land gekommen sein. Sie sprechen einen eigenen italienischen Dialekt und sind unter der italienischen Bevölkerung Istriens die einzigen, welche noch an ihrer Landestracht festhalten. Mädchen wie Frauen tragen ein schwarzes Filzhütchen, das sie im Sommer gegen ein gestreiftes Tuch vertauschen. Der Oberkörper wird mit einem hellen, oft verschiedenfarbigen Tuche kreuzweise überbunden. Die Unterröcke sind von dunklem Wollstoffe, die Ärmel sind darauf mit dem Mieder verbunden, so daß man sie lösen, hängen lassen und nach Belieben befestigen kann. Die Ärmel oft reich gestickt. Ihr meist schwarzes Haar tragen sie gewellt. Das Kopfhaar ist reichlich geschmückt, oft mit einem ganzen Diadem von Nadeln aus Silber und Gold, die an Malteserarbeit erinnern; sie tragen große Goldohrgehänge und Halsketten aus großen hohlen Goldkugeln, oft von großem Werte, der Ringe nicht zu vergessen, mit welchen sie ihre Finger an großen Feiertagen schmücken. (Siehe die Photographie einer Dignanesin.) Die Tracht der Landmädchen von Dignano, die noch alle Italienisch sprechen, erinnert schon an die kroatische Tracht. Die Bauern, beziehungsweise der männliche Teil, tragen einen Lodenanzug von

*) Selb & Tischbein: »Memorie d'un viaggio pittorico nel litorale austriaco.« (Mit 20 Tafeln.)

brauner Farbe und ebenfalls schwarze Filzhüte. Bei schlechtem Wetter oder im strengen Winter hüllt ihren Körper ein sackartiger Mantel ein, in dem sie ganz ungeschickt aussehen.

Ist für den Ethnographen die ganze Istrische Halbinsel eine reiche Fundquelle an mannigfaltigen Nationaltrachten, so ist es insbesondere Dignano mit seiner nächsten Umgebung, das eine reiche Fülle an ethnographischen und kulturhistorisch-nationalen Verschiedenheiten aufweist. Italiener, Kroaten, Griechen, Uskokon, Serbokroaten geben ein Mosaik von Nationen auf einem kleinen Gebiete wieder.

Die Kroaten der quarnerischen Inseln.

Der Gegensatz, welchen die verhältnismäßig niedrigen und durch ihre Entfernung noch niedriger erscheinenden Inseln des Quarnero zu der hohen Steilküste des Festlandes bilden, mag den Anlaß zu dem Namen »Boduli« gegeben haben, womit man hier landesüblich die Insulaner bezeichnet, sowie zum Kollektiv »Bodulia« (Bodulei, analog Tschitscherei in Nordistrien), welches vom ganzen Archipelagus gebraucht wird. »Podólei« nämlich und »Podólia« bedeutet im Illyrischen »Niederländer« und »Niederland, welche Bezeichnungen auf die vor Fiume sich ausdehnenden Inseln und ihre Bewohner besonders passen. Und wie Lorenz*) weiter sagt, kann den Venezianern das Wort »Podolei« unmöglich mundgerecht gewesen sein und sie dürften es in Boduli verwandelt haben. Diese beiden verunstalteten slawischen Namen werden hier so allgemein gebraucht, daß sie wohl nicht mehr zu purifizieren sind. Dahin gehören die Inseln Veglia, Cherso, Lussin und Sansego, die beiden Canidole und Unie mit ihren zahlreichen vorgelagerten Felsklippen, die allgemein Scogli genannt werden. Von diesen sind wohl nur die größeren bewohnt, und zwar von einem kroatischen Volksstamme (Čakavci, weil sie mit »ča« antworten) von selten mittlerer, meist jedoch kleiner Statur mit blondem schlaffen Haar, das sich bei manchen kräuselt insbesondere bei den Mädchen. Im allgemeinen hat Weisbach durch seine anthropometrischen Untersuchungen festgestellt, daß der blonde Typus unter der Bevölkerung in der Richtung von Nord nach Süd stetig ab- und jener der dunkelfarbigem zunimmt; während die blondhaarigen Krausköpfe einen kleinen Wuchs zeigen (Cherso und Veglia), weisen die dunkelhaarigen den größten Wuchs auf (Lussin). Eine Ausnahme machen in der Beziehung die blonden und rothaarigen Bewohner der Sandinsel von Sansego, wo sich meist schlanke Gestalten vorfinden.

Beim Huldigungsfestzug war nur ein kleines Häuflein, 10 Personen, darunter 4 weibliche, von der Insel Cherso vertreten. Landleute aus der weiteren Umgebung der Stadt Cherso, und zwar aus den Ortschaften Beli, Cherso, Dragozelice, Lubenice und Predošćica, in

*) Lorenz: „Ein Ausflug in die Bodulei.“ Petermanns Geographische Mitteilungen, Heft II. 1859.

dunkeln schwarzen Gewändern. Sowohl Männer wie Frauen sind schwarz gekleidet; letztere haben die Dolmatika weiß gesäumt und bei jungen Frauen und Mädchen findet sich auch ein bunt geblumtes Kopftuch. Es ist interessant zu wissen, daß schon Herodot über die das Land bewohnenden Skythen sagt, daß sie damals allgemein die Schwarzgekleideten (*Μελανοχλαίνοι*), die Träger schwarzer Kleider genannt wurden. So scheint diese alte Sitte auch bei den Chersanern von kleinem Wuchs und kastanienbraunem Haar, die eigentlich Kroaten sind, überkommen zu sein. Auffallend schien mir der Brustschmuck bei den Männern,*) die mit verschieden geformten silbernen Metallstücken in Formen der Himmelskörper, Münzen und Medaillen behängt waren. Nicht minder interessant waren die Halsketten der Frauen, welche durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenfarbigkeit der Glasperlen, die mit Metallperlen abwechseln, an die Halsketten der prähistorischen Bewohner von Krain (Magdalenenberg) erinnerten. Die scharfen, von zahlreichen Furchen durchzogenen Gesichtszüge lassen in diesen Bewohnern fast das Dunkel der Vergangenheit auf ihre ersten Altvordern ahnen.

Von der Insel Sansego waren 24 Personen vertreten, alle dem Fischerstande angehörig; doch obliegt nur der männliche Teil der Bevölkerung dem Fischfange, während ihre Weiber und Mädchen den Sandboden mit Gemüse und Wein bebauen. So einförmig der Sandboden der Insel, so drückt sich auch in den Physiognomien der Bevölkerung eine gewisse Unausgesprochenheit aus, so daß sie wenig voneinander im Gesichtsausdrucke abweichen. Von markanten Zügen läßt sich bei diesen Bewohnern am wenigsten sprechen. In der Tracht zeigen nur die Frauen auffallende Unterschiede im Gegensatze zu den anderen Insulanerinnen, so daß sie leicht überall erkannt werden; insbesondere sind es die Socken, die durch eine Verdickung am Fußteile die eigentliche Beschuhung bilden; der weiche Sandboden enthebt sie des Luxus einer eigenen Bekleidung von Lederschuhen. Sie tragen eine weiße Wolljacke mit Ärmeln, die sich unter dem Halse bis tief an die Brust öffnet, und einen eigens geschnittenen Rock, der das Aussehen von zwei ineinander entgegengesetzt gebundenen Schürzen hat. (Siehe die Photographie einer Sansegotin.) Die Männer tragen kurze anliegende Jacken, lange Hosen, eine Kappe und Lederschuhe, in der kälteren Jahreszeit sind ihre Kleider aus einem dicken Wollstoffe gefertigt. In den photographischen Aufnahmen, die während des Festzuges gemacht wurden, kommt diese kleine Gruppe am besten zur Anschauung. Die beiliegende Abbildung zeigt uns eine Gruppe von Frauen, Mädchen und Knaben in ihrem Alltagsgewand von der nahen Insel Canidole grande, deren Tracht sich wenig von der der Nachbarinseln Sansego unterscheidet.

*) Trotz wiederholten Ansuchens beim Pfarramte und Bürgermeisteramte konnte ich kein Trachtenbild von der Insel Cherso erhalten.

II. Kleine Mitteilungen.

Ein Weihnachtslied aus dem Böhmerwalde.

Mitgeteilt von Josef Blau, Freihöls.

Es war am 5. Dezember 1907; ich war im Wohnzimmer mit dem Einpacken von Büchern beschäftigt, als ich die Küchentür seltsam gehen hörte und bald darauf den Gesang einer starken weiblichen Stimme vernahm. Ich betrat die Küche und sah da ein derbknochiges altes Weib beim Tische stehen, das einen groben Buckelkorb auf dem Rücken hatte, eine sogenannte Spitzkürm, Kopf, Hals und Oberkörper waren von einem großen Tuche, einer „Hälln“, verdeckt, unter dem etwas kurzen, vielfältigen, hausgewirchten Kittel von rötlicher Farbe sahen feste Schnürschuhe hervor. Das Weib sang eine Melodie im Dreivierteltakt und bewegte dabei eine kleine Wiege, die sie auf den Tisch gestellt hatte, hin und her. Der Gesang dauerte ziemlich lange, da die Sängerin alle Strophen, aber mit veränderter Melodie wiederholte, was ich deshalb nicht gleich merkte. Als das Weib fertig war, sie hatte zum Wiegen ein Krippenlied gesungen, fragte ich sie verschiedenes. Sie gab mir bereitwilligst Auskunft. Sie sei 73 Jahre alt und stamme aus Seewiesen, dieser großen, ehemals königlichen Freibauerngemeinde, heiße Maria Seltenhofer und wohne als Inweib bei dem Bauern Karl Heider auf dem Trumerlhof. Ich kannte einen Sohn dieses Weibes, der Inmann in Heuhof bei Rothenbaum ist. Das freute die Alte und ich lud sie zum Sitzen ein. Auch legte sie ihre „Kürm“ ab. Sie erzählte, daß sie das Lied vor 28 Jahren von einem anderen Weibe in Seewiesen gelernt habe und daß dieses Lied früher in der Christmette vom Volke gesungen worden sei. Nun gehe sie halt herum jeden Winter und singe den Leuten das Lied vor. Dafür bekomme sie verschiedene Geschenke: Brot, Mehl oder etwas Schmalz in einen mitgeführten Topf, auch Geld. Sie sang mir das Lied nochmals vor, und ich schrieb die Noten auf. Dann sang ich es ihr aus meinen Noten vor, und es gab nimmer viel zu verbessern. Endlich gab auch ich dem Weibe ein Trinkgeld und lud sie ein, nächstes Jahr wieder zu kommen. „Ja, wenn mir der Herrgott das Leben schenkt, komm ich wieder!“ Sie kam aber heuer nicht mehr. Im Frühling werde ich nachfragen, ob das Weib noch lebt. Hoffentlich hat sie heuer ihren Gesang nur anderswohin verlegt; sie sah ja recht gesund und auf ihre Jahre noch recht rüstig aus. Es wäre mir doppelt leid um diese Trägerin alter Volks poesie. Sie bringt ein Stück Weihnachtsromantik in jedes Haus, und der uralte Brauch, das naive Volkslied hinterläßt weiche Gefühle, die andauern, wenn das Lied schon lange verklungen. Unser Volksleben wird doch von Jahr zu Jahr ärmer!

Ja, von der Wiege muß ich auch etwas sagen. Sie war etwa 50 cm lang, die übrigen Ausdehnungen diesem Verhältnisse entsprechend. Darin lag eine geputzte Puppe, wie man sie überall zu kaufen bekommt, mit einem Kopfe aus Papiermasse. Die Wiege war mit Glas überdeckt. Eine Ecke der Scheibe war zerbrochen, da das Weib, das sie durch das Dorf unter dem Umhängtuche trug, mit der Wiege gefallen war.

Hier das Lied:

Auf, auf, ihr Hir-ten und schläft nit so long! Die Nacht ist ver-

gon-gen, es schei-net die Sonn. Auf, auf, ihr Hir-ten und

schläft nit so long! Die Nacht ist ver-gon-gen, es schei-net die Sonn *)

*) Man beachte die wirksame Steigerung der Melodie bei der Wiederholung.

Auf, auf, ihr Hirten,
Und schläft nit so long.
Die Nãcht ist vergongen,
Es scheint die Sonn.

Mein liaber Johannes,
Und bsinn di nit long!
Setz auf dei schöns Hüaterl
Und moch einen Gong!

Maria, Maria,
Mit Herz und mit Mund,
Salve Regina
Alle Tag und alle Stund!

Scheberhem, schebahem, *)
Putz di fei schön,
Wenstu mitn Heilond
Willst noch Bethlehem gehn.

Du halichia Josaffe,
Host an eisgrabm Boart, **)
Der den Herrn Jesulein
Kindlein aufwoart, ***)

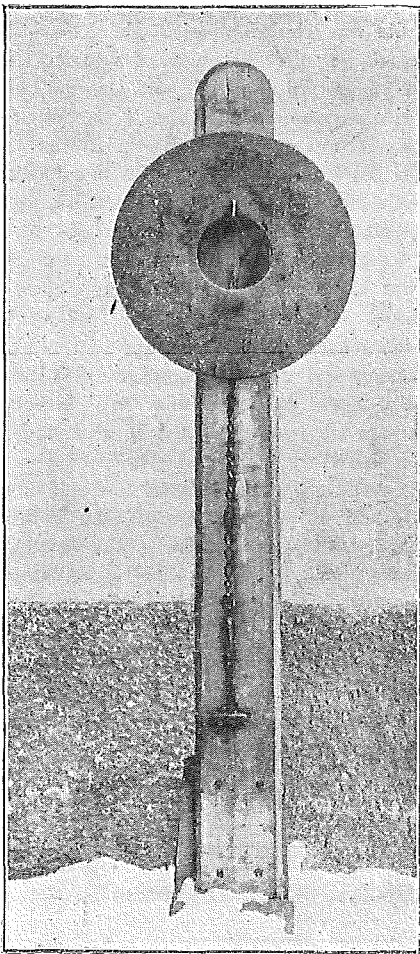


Fig. 6. »Freßglocke« in Trieben, Steiermark.

Freßglocken in den Alpen.

Von Karl Reiterer, Trieben.

(Mit 1 Textabbildung.)

Dem Kulturhistoriker fallen heute in der nordwestlichen Steiermark große eiserne Scheiben, in der Mitte mit einem Loch, auf, auf die man zu Mittag und abends mit einem Hämmerchen schlägt. Es sind dies die sogenannten Freßglocken oder Eßglocken, die älteste Form für den Ausdruck „Glocke“. †) Die Größe dieser Eisenscheiben ist eine sehr verschiedene, der Durchmesser variiert zwischen 30 und 50 cm, der Lochdurchmesser hat gewöhnlich 9 bis 12 cm. Eine solche Eßglocke hängt in der Regel auf einem Nagel, der in einen Pflock oder in die Hauswand eingetrieben ist. Nicht nur in Bauernhöfen, nein, auch in Bürgerhäusern sind derlei Freßglocken. In Trieben ist eine beim Gasthof- und Realitätenbesitzer Herrn Leopold Seebacher, die andere im Gasthof Klarmann. Unsere Abbildung zeigt die vom Gasthofbesitzer Leopold Seebacher. Bei Bauern, die noch stabile Bewohner haben, wird die Glocke noch heute benützt. Was das Landgebiet betrifft, in welchem diese Scheiben zu treffen sind, so sei bemerkt, daß ich sie in der nordwestlichen Steiermark, im Enns- und Paltentale bei größeren Besitzern traf. Kleinere Bauern oder Gewerbetreibende haben diese Glocken nicht. Sie dienen dazu, die Hausleute zur Essenszeit herbeizurufen. Im Mooslandl beim Großreifling ist beim Radstatthof — der übrigens auch interessante Sgraffitos, aus drei Jahrhunderten stammend, enthält —

*) Hebräische Wörter. — **) Einen eisgrauen Bart. — ***) Der dem Kindlein aufwartet.

†) Vergl. diese Zeitschrift Bd. X, S. 182 ff.: „Die Glocke des Bauernhauses“, von Prof. Dr. R. Meringer, mit Zusätzen von Dr. M. Haberlandt, wo diese ringförmigen „Glocken“ zum erstenmal besprochen werden.

eine Eßglocke vom Jahre 1368, es ist das aber eine wirkliche Glocke, keine Scheibenglocke. Ich führe es an, um zu zeigen, daß im 14. Jahrhundert bereits wirkliche Eßglocken in der nordwestlichen Steiermark zu treffen waren. Die Glocken in Scheibenform sind jedenfalls viel älteren Datums und dürften im 11. Jahrhundert Eingang gefunden haben.

Die Freßglocken haben nicht nur eine runde, sondern auch eine herzförmige Gestalt. Ich traf eine solche beim Scheibl in Triebental, zwei Wegstunden südlich von Trieben. Sie ist 33 cm lang und 29 cm breit, am Rande gekerbt, mit der Marke K. W., was bezeugt, daß diese Gegenstände seinerzeit von gewissen Firmen fabrikmäßig hergestellt und vertrieben wurden. Die Dicke der herzförmigen Glocke beträgt zirka 3 mm, oben ist ein Loch, in das ein Haken zum Aufhängen eingefügt ist. Sonderbarerweise traf ich im ganzen Donnersbachtal weder eine runde noch eine herzförmige Freßglocke, auch in der Gegend um St. Martin bei Gröbming nicht. Dort hat man die üblichen hölzernen „Glöckeln“, die auch in Alpenhütten, wie zum Beispiel beim Mar in Steinkeller, vulgo Siebenhütten, von mir getroffen wurden. Dagegen gibt es südlich vom Donnersbachtale, im Neumarkter Bezirk, viele runde eiserne Eßglocken, die teils auch, wie ich es traf, durchlöchert sind.

Adventspiele in der Windau.

Von Elise Wendlinger, Kitzbühel.

In der Windau, einem bayrischen Bergorte zwischen Westendorf und Leinkental, war es vor Zeiten der Brauch, in der Adventzeit das sogenannte Gute Hirten-Spiel aufzuführen. Es waren meist arme Kinder von Tagwerkleuten, welche sich durch dieses Spiel etwas verdienten

Wenn das Spiel beginnt, klopft es an, auf das „Herein“ kommt ein Jüngling von ungefähr sechzehn bis achtzehn Jahren. Sein Anzug gleicht dem eines Hirten, sein Gesicht ist mit einem kurzen Vollbart umrahmt, in seiner Rechten hält er einen Hirtenkrumstab; er hat ein Mädchen in weißem Kleide bei sich, und ein Engel folgt ihm nach. Dann spricht der gute Hirt zum Engel, er soll ihm ja dieses Schäflein bewahren und übergibt es seiner Pflege. Der Engel zeigt große Freude und verspricht dem guten Hirten, sein Schäflein zu behüten. Kaum geht der gute Hirte weg, so kommt der böse Feind, lockt das Schäflein vom Engel hinweg, belastet es mit einer schweren Kette und schleppt es fort. Als der gute Hirte wieder zurückkehrt, erzählt ihm der Engel mit traurigem Blick, was vorgefallen. Und nun sucht der gute Hirte, bis er sein Schäflein, vom Satan bewacht, in einem Winkel findet. Das Schäflein blickt reuig und sehnsüchtig den guten Hirten an. Dieser zerbricht Satans Sklavenketten und nimmt das reuige Schäflein wieder zu sich. Damit ist das Spiel zu Ende und die Spieler gehen wieder in ein anderes Haus.

In den letzten Adventwochen ist es Brauch, daß bei den Bauern große Laibe Brot gebacken werden; es kommen Kletzen, gedörrte Äpfel, Schnitten, Zibeben, Weinberl, Feigen, Nüsse, Mandeln und allerhand Sachen hinein. Die Laibe sind sehr groß. Jeder Diensthote bekommt einen solchen als Weihnachtsgeschenk.

In der Christnacht ist um 12 Uhr nachts in der Pfarrkirche ein festlicher Gottesdienst und von den höchsten und weitesten Bergen kommen die Leute herbei. Sie machen sich aus Holzspänen große Fackeln, und je dunkler die Nacht, desto mehr kommen diese zur Geltung.

Des Tiroler Unterländer Bauern Heimfahrt von der Alm.

Von Elise Wendlinger, Kitzbühel.

Wenn das Ende des September kommt und sämtliches Heu auf der Tenne lagert, während das Gras auf der Alm gelb und sehr wenig wird, sagt der Bauer: „Jetzt müssen wir die Stallungen herrichten fürs Vieh; in zwei Tagen fahren wir heim von der Alm.“

Zwei Tage vor der Abreise geht der Bauer mit einem Knecht auf die Alm; es wird die noch vorhandene Milch verbuttert und verkäst, und dann wird alles auf ein Bauernwagerl hinaufgepackt und zum Herabfahren bereitet. Morgens in aller Früh wird

aufgestanden und gemolken, und diese letzte Milch bleibt auf der Alm für die Knechte, welche noch oben bleiben müssen zu allerhand Arbeit; dann werden die Glocken hervorgeholt. Wer es nie gesehen, kann es nicht glauben, was die Kühe da treiben, wenn sie ihre Glocken hören. Dieses Reißen an den Ketten und dieses Gebrüll! So gerne sie im Frühjahr zu Berge steigen, so gerne gehen sie im Herbst wieder heim. Die Glocken sind alle mit schönen und so breiten Lederriemen angehängt, daß der Hals der Kuh vollständig bedeckt ist. Ein größerer Bauer, der oft bis achtzig und noch mehr Rinder hat, hat oft fünfzehn bis zwanzig Glocken, von der großen Tuschglocke bis zum kleinen Graslöcklein, und mancher Bauer hat ein gar gutes Gehör für ein einstimmiges Geläute. Die Glocken werden den schönsten Kühen angehängt. Man sollte es kaum glauben, daß ein solches Tier auch seinen Stolz und seine Ehre hat! Ich habe bei zwei Kühen, die sich früher immer freundschaftlich beleckten, folgendes gesehen: Als die eine einen Schönheitsfehler bekam und aus diesem Grunde die Freundin die Glocke erhielt, wurde sie dieser so feind, daß sie dieselbe zu Boden stieß und ihr den Bauch aufschlitzte.

Darum bewegen sie, wenn sie beim Heimfahren die Glocke tragen dürfen, den Kopf akkurat nach dem Tone derselben. Dazu werden ihre Hörner mit Tannenreisig, mit Lärchengipfel und mit von zu Hause mitgebrachten Blumen förmlich bekränzt. Da kommt zuerst ein Bub, dann die Kuh mit der größten Glocke — und so kommen sie alle nacheinander. In der Mitte geht der Herr Kälberpapa (Stier) mit seinem dicken Hals und Schädel, der für die Glockenkühe die Ketten tragen muß. Hin und wieder kommt ein Alpenknecht, der Schnaps oder Alpeißl unter die Leute verteilt. Alpeißl sind kleine Tröpflein von Butterteig, in Schmalz gebacken, die dann auf ein Brett gestreut werden, damit sie nicht zusammenpicken. Als letzte beim Heimfahrtszug kommt dann gewöhnlich die Sennerin; in Hemdärmeln, das Hütlein keck auf dem Kopf, geht sie stolz hinter ihren Pflegebefohlenen.

Der Erzbischof von Salzburg und der Bauernknabe vom Brixental.

Von Elise Wendlinger, Kitzbühel.

Im Jahre 1850 kam Seine erzbischöfliche Gnaden nach Brixen im Tale, einem kleinen Dörflein zwischen Hopfgarten und Kitzbühel, welches am Fuße der hohen Salfe ausgebreitet liegt, um die heilige Firmung zu spenden. Nachdem die heilige Zeremonie vorüber war, erteilte der Bischof den Kindern den catechetischen Unterricht und stellte ihnen Fragen in betreff der Religion. Die Kinder beantworteten alle Fragen zur Zufriedenheit des Bischofs. Da sagte Seine Eminenz: „Kinder, ich bin mit Euch sehr zufrieden; zur Belohnung dürft auch Ihr mir eine Frage stellen, und ich muß sie Euch beantworten.“ Die Kinder schauten einander etwas betroffen an, nur ein kleiner Knirps von etwa neun Jahren blickte schelmisch unter seinem gesenkten Köpfchen hervor und lächelte verstohlen. Der Erzbischof sah es und sagte zu dem Kleinen: „Du Kleiner, ich sehe es Dir an, daß Du mich etwas fragen willst.“ Doch der Knabe war verlegen; endlich, auf die Ermutigung seines Religionslehres, sagte er: „Ja, i wissat schon eppas, aber i trau ma nit.“ — „Ja, trau Dir nur,“ sagte der Bischof, „und wenn er Dir nicht antworten kann, so muß sich Dein Bischof schämen, daß er nichts weiß.“ Der Kleine sagte ganz keck: „Ja, so sag' mir, wann der Weg müad wor'n ist, wann das Wassa düst' hat und wann das Leben g'storb'n is?“ Seine Eminenz und die Herren schauten einander an und lachten, aber antworten konnte keiner. Da sagte der Knabe: „Ja, das werd's wohl do wissen, daß der liebe Jesus g'sagt hat: ‚I bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.‘ Und mit'm Kreuztrag'n is er so müad wor'n, daß ihm aner trag'n hat helfen müassen, weil er z'samm'g'fall'n is. Und am Kreuz oben is er g'storb'n. Und auch das hat der liebe Jesus gesagt: ‚Ich bin die Quelle des lebendigen Wassers, und am Kreuz hat er gerufen: ‚Mich düstet.‘“ Da fragte der Bischof den Knaben: „Wer hat Dir das gesagt?“ Dieser antwortete: „Das hat mir mei Großmuata g'sagt, weil mir dö öfter allerhand vom Herrgott vazählt.“ Der Bischof sagte zu den Herren: „So ein altes Weiblein hat oft mehr Sinn für Religion als ein hoch Studierter. Das werde ich mir merken, daß ein einfaches Tiroler Bergkind mich überfragte.“

Lieder, Ballade und Gstanzen aus dem Kuhländchen.

(Kuhländer Dialekt.)

Mitgeteilt von Otto R. Maresch.

Lied beim Maibaumtragen.¹⁾

Blümle, Blümle, Maie
 Sei m'r olle dreie.
 Große Fischlen, kleine Fischlen
 Schwimmen ei dam Teiche.
 Rote Reslen, weiße Reslen
 Blüten uf dam Strauche.
 Loß die große hinde liege,
 Doß die klane au wos kriege.
 Patle, Patle, greif ei's Säckle,
 Ga m'r uf a Hos, a Reckle.

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

D'r Kuckuck nemmt die Sihle,⁸⁾
 D'r Geier nemmt 'n Leib,
 D'r Sperlich⁹⁾ nemmt dos Oirschloch,
 On weg is alde Weib.

Gstanzen.

Lied beim Schmeckostern.²⁾

Taberaner junges Madle,
 Loß dich peitsche,
 Doß dich nej die Flehlen heiße.
 Im a E, im a zwē,
 Im a Stückle Kuche,
 Lo mich nej long suche.

Ei dam Himmel e a Laba,
 Frißt m'r nix wie Zuckerbaba.¹⁰⁾
 Stria, Stria, Stria, Stria, heiße!

Heit a mol, morga a mol
 Hon de Spotze¹¹⁾ Junge.
 Stria . . .

Heinzebepp, dos Robevieh,¹²⁾
 Hot se ausgenomme.
 Stria . . .

Eine Ballade.

's wir a mol a Pairiken,³⁾
 Die wir halt inde krank,
 On wenn s' sot g'fresse wir,
 Do loch s' of d'r Bank.

Riz, Raz, Neisser Naz¹³⁾
 Kommt vom Bergle rundergerazt.¹⁴⁾
 Stria . . .

D'r Pauer giht zom Nokvr⁴⁾ nem
 On kloit ihm oll sei Nut,
 On wie har wieder haim kem,
 Dou wir dar Taigl⁵⁾ tut.

Hot an Sock voll Kruste,¹⁵⁾
 Laßt mich nie mal kuste.
 Stria . . .

Bist du denn schon g'stuive?⁶⁾
 No Gott sei Low,⁷⁾ on Dank.
 Dir war ich losse laite
 Sechs Woche lang.

Korl, Korl, kuck, am Obe¹⁶⁾
 Steht a Schüßle Kroppe¹⁷⁾ drobe.
 Stria . . .

„Ihr Träger, git ok langsam,
 Doß sie niemehr drwacht,“
 On wie s' of dan Friedhof kamm,
 Dos Grob wir schon g'macht.

Korl, Korl, Rollebock,¹⁸⁾
 Steck 'n Kop ein Obetop.¹⁹⁾
 Stria . . .

Steck 'n nej zu lief,
 Sonst bist morga a Dieb.
 Stria . . .

¹⁾ Das Maibaumtragen ist eine sehr alte Sitte. Am 1. Mai tragen die Kinder ein mit Bändern geschmücktes Tannenbäumchen bei ihren nächsten Bekannten umher und bitten um eine kleine Gabe; dabei singen sie im Kuhländchen obenstehendes Lied.

²⁾ Wie in vielen Gegenden ist auch im Kuhländchen (nordöstlicher Teil Mährens, im allgemeinen der Neutitscheiner Kreis) das sogenannte „Schmeckostern“ gebräuchlich. Am Ostermontag gehen die jungen Burschen zu den bekannten Mädchen und bitten um ein gefärbtes Ei, Kuchen, Schnaps u. s. w. Dabei schlagen sie mit einem geflochtenen sogenannten Karbatsch nach den Mädchen.

³⁾ Bäuerin. — ⁴⁾ Nachbar. — ⁵⁾ Teufel. — ⁶⁾ gestorben. — ⁷⁾ Lob. — ⁸⁾ Seele. — ⁹⁾ Sperling. — ¹⁰⁾ Zuckerbeben = Rosinen. — ¹¹⁾ Spatzen. — ¹²⁾ Heinzens Pepi, das Rabenvieh. — ¹³⁾ Neisser Johann. — ¹⁴⁾ heruntergelaufen. — ¹⁵⁾ Hartes Gebäck. — ¹⁶⁾ Ofen. — ¹⁷⁾ Krapfen. — ¹⁸⁾ Rollebock ist das, was wir mit Wetzgeist bezeichnen. — ¹⁹⁾ Ofentopf.

Hopsa Liesle rüber und näher,
Ga m'r a Goschle, ¹⁾ ga d'rs wieder.
Stria . . .

Hans Boloch ²⁾ hot Schwein geschlocht',
Hot hunderttausend Wörscht ³⁾ gemocht.
Stria . . .

Ton, Ton, Teperton ⁴⁾
Hot vo hendn 'n Forz gelon. ⁵⁾
Stria . . .

Wie ich bin ein Himmel komme,
Setzen dreie Kraut asser. ⁶⁾
D'r eine haßt mech met asser,
D'r zweite giet m' an' Löffel,
D'r dritte nemmt an' Stan,
Haut m'r 'n in die Ban,
Saperlott dou lof ich ham.

Am Wiesle geackert,
Am Reinle gesät,
Beim Schatzle geschlofe,
Bis Hahnle hot kräht.

Vierzeiler aus dem Innviertel.

Mitgeteilt von Konrad Mautner, Wien.

1.

Und da Wirth is so feiß:
Schenkt koan rausching nit eiñ.
Weils eahm selm oft passiert,
Daß ar a rauschi wird.

Die Wirth und die Broia,
Wonn die amol sterbnt,
Kriagt da Toifl an Orbat,
Wals eahm eh scho long ghernt.

Und wem geht's denn was on,
Daß i a Schurrbarterl hon?
Und i wett' um meiñ Haus,
Koana reißt ma meiñs aus.

Und dos Landlerisch tonzn,
Dos gfoltt ma so wohl.
Und daß s' uma thoand tonzn,
Des ⁷⁾ is bei da Mitt' hohl.

2.

Daß i so kindisch bi,
Do reißt's mi weit dahñ.
Mentschar und Spülleut'
Sand mei greßti Freid'.

Mentschar und Spülleut'
Sand mei greßti Freid'.

(Das wurde zu einer eigenen Melodie gesungen, etwa wie die, zu welcher das „Wer a Nesterl will bauen,“ gesungen wird. Bei dem a (a neama long) springt die Stimme von der Bruststimme in die Fistel. Das Gsetzl ist wohl „allgemein almerisch“, wie Werle es nennt. Alle diese Vierzeiler stammen von Josef Itzinger, Bauernsohn aus Eberschwang bei Ried, Innviertel, dem jetzigen Topfwirt dortselbst.)

Die Jetzinger kommen schon in einem Stelzhamerschen Gedicht vor, in welchem ein Vierzeiler zitiert wird, der lautet:

„Buama, hiazt wiahrts eng na!
Hiazt kemmant d' Jetzinga u. s. w.“

¹⁾ Kuß. — ²⁾ Walach. — ³⁾ Würste. — ⁴⁾ Tepers Toni. — ⁵⁾ gelassen. — ⁶⁾ Kraut essen.
⁷⁾ Genitiv, causal: Dessen ist es bei der Mitte hohl, daß sie herum tanzen tun, eine gspassige Form, wurde mir mit ebendiesen Worten erklärt.

Wer ma dos hot voribl,
Do sch. . . ß i auf d' Leit'.

Auf d' Leit' muaß ma sch. . . ß'n.
Owa Gott muoß ma' ehr'n.
Wos in Leit'n recht z'wida' is,
Dos thoamar eahn garn.

3.

Und a Landlermensch liam,
Wül is ah no browian.
Auf 'n Kropf aufsteh'n,
Siagt ma d' Sunn aufageh'n.

Und die Landlerbandla,
Die Nud'ldrucka!
Und bold d' Innviertla kemmant,
Miaß'n s' amarucka.

Und i reiß di und schmeiß di
Und wirf di um d' Erd'.
Und i woas da dei Dianderl hoam,
Wia sa si ghernt.

4.

Owa Diandal, du liabs,
Wonnst ma du amol stiahst,
Wirst ma du amol krank,
Leb' i a neama long.

Flasche = Schandstein.

(Zu Zeitschr. f. österr. Volkskunde XIV, 208.)

Mitgeteilt von Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

Die Bezeichnung „Flasche“ für Schandstein, die R. A. aus Bautzen belegt, ist in Grimms „Rechtsaltertümern“ 4. Aufl., Bd. II, S. 316, aus verschiedenen Gegenden nachgewiesen, darunter auch „des puttels Flasche“ aus einem liegnitzischen Rechtsbuch von 1399.

Aus Österreich seien noch folgende, bei Grimm fehlende Beispiele angeführt:

Seb. Grüner: „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer“ (1825), herausgegeben von A. John (Prag 1901), S. 77: „Die Huren mußten sich auf eine Bank beim Pranger stellen, eine Flasche um den Markt tragen [dazu eine Abbildung] und wurden dann unter Trommelschlag zum Tore hinausgepeitscht“.

Theod. Unger: „Steirischer Wortschatz.“ Herausgegeben von F. Khull (Graz 1903), S. 238: „Flasche, liederliche Weibsperson, in älterer Sprache auch: Schandstein in Flaschenform zum Tragen für zanksüchtige Weiber.“ (Vergl. d. Angerer, Marktbc., 1586.)

Probleme bajuvarischer Hausforschung.

Von Karl Rhamm, Innsbruck.

(Mit 2 Textabbildungen.)

(Entgegnung auf A. Dachlers Besprechung, diese Zeitschr. Bd. XIV, S. 220 ff.)

In meinem Buche „Altgermanische Bauernhöfe im Übergang vom Saal zu Fletz und Stube“, habe ich den Versuch gemacht — wohl in diesem Umfang der erste seiner Art — auf Grund weitgehender Ermittlungen auf germanischen und slawischen Gebieten die verschiedenartigen Einrichtungen innerhalb der Bauernhöfe in ihrer Entwicklung von Urzeiten her klarzulegen, und auf diesem Wege unter Ablösung rein kulturgeschichtlicher Einflüsse und Bewegungen die ethnographischen Grundlagen jener nicht selten auf engem Raum zu den schroffsten Gegensätzen gesteigerten Verschiedenheiten herauszuheben, um am letzten Ende etwas Licht in die Verschiebungen zu bringen, die bei dem Zusammenschließen der großen Stämme, mit denen die deutsche Geschichte beginnt, aus den Taciteischen Grundstämmen tätig gewesen sind. Abgesehen von den rein volkskundlichen Tatsachen, habe ich mich bestrebt, alle sonstigen Behelfe, deren ich habhaft werden konnte, insbesondere auf sprachlichem Gebiet, in weitestem Umfang heranzuziehen, und, um das von vornherein zu betonen, ich sehe gerade in der engen, fortlaufenden Verbindung volkskundlicher und sprachlicher Hinweise die einzige Gewähr für die Fruchtbarkeit derartiger Untersuchungen. Die Wichtigkeit der Benennungen erweist sich nach zwei Seiten: bei den Lehnwörtern, die häufig, nicht immer, auf die Entlehnung der Sache deuten, sodann bei den Verschiebungen der Bedeutung, insoferne sie den Niederschlag einer Entwicklung darstellen. Aber gerade hierin, in dem Abgehen von der rein ethnographischen Methode, wie sie selbst von namhaften Forschern, wie zum Beispiel Heikel, mit bewußter Einseitigkeit festgehalten und empfohlen wird, liegt ein Übelstand. Das Bauernhaus und seine Einrichtung ist in den letzten Jahrzehnten in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten, derart, daß jede Veröffentlichung sich ganz verschiedenen Kreisen gegenüber sieht. Diejenigen, die wohl am ehesten berufen sind, derartigen Studien volles Verständnis entgegenzubringen, nämlich die Germanisten, überhaupt sprachlich geschulte Philologen, werden sich vielleicht am allerwenigsten bemüßigt finden, einer Arbeit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die doch in erster Linie auf ethnographischem Boden steht. Man sieht einen Gewalthaufen von zünftigen Architekten, Landwirten, Kulturhistorikern und Ethnographen sich zu Gericht setzen, von denen die letzteren in jedem Winkel der Erde mehr Bescheid wissen, als in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, wie noch jüngst die überschwenglichen Lobeserhebungen, die über das Buch des dreisten Plagiators Fr. Krauss*) von allen Seiten

*) Vergl. die demnächst in den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ VII, 4 (beziehungsweise 5) erscheinende Besprechung von M. Murko in Graz.

niedergegangen sind, zeigen, daß die Berichterstatter von den slawischen Zeitschriften, die er ausgeplündert hat, nichts wissen. All diese sind dem Verfasser an fachmännischen Kenntnissen weit überlegen, aber ohne den Einblick in gewisse Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung, der zumal auf diesen Grenzgebieten nur durch einen weiten Überblick über die Erscheinungen und eine längere Vertrautheit mit dem Gegenstande erworben werden kann. Diese bedenkliche Sachlage macht sich besonders in dem vierten und letzten Abschnitt fühlbar, der gewissermaßen den Prüfstein meines Modus procedendi darstellt, zugleich das Schmerzenskind, das mir erst den Antrieb zum tieferen Eindringen in die altnordischen und altslawischen Verhältnisse gegeben hat. Da die Außenlande, die von den Bajuwaren vom 8. Jahrhundert an in Besitz genommen wurden, zuletzt den Slawen angehörten, auf deren Spuren man besonders in den Gebirgen von Kärnten und Steiermark noch auf Schritt und Tritt stößt, so muß man, um etwaige slawische Rückstände auch im Bereich des Bauernhofes auszuscheiden, die Einrichtungen kennen, die von den Slowenen mitgebracht wurden. Dazu sind indessen die Anlagen der Slowenen selbst in Krain ganz ungenügend, weil sie in ihrer ursprünglichen Verfassung durch deutsche Einflüsse gänzlich umgewandelt sind. Um diese zu erschließen, muß man auf die altslawischen Zustände zurückgreifen, wie sie sich hinter den Karpathen behauptet haben, die aber von mir erst in dem dritten Bande behandelt werden, ohne daß ich in der Lage bin, der dort gewonnenen Ergebnisse ganz zu entraten. Wenn ich nun behaupte, um einen Fall herauszugreifen, daß die Slowenen mit dem Ofen in der Stube in die Ostalpen kamen, während die Deutschen inmitten einer ungleich vorgeschrittenen Kultur dieses Gerät sich erst ein ganzes Jahrtausend später aneigneten, so fürchte ich, allgemeinem Kopfschütteln zu begegnen. Während Dachler und Bünker, jeder auf seine Weise, ihre Unterscheidungen von dem, was sie als fränkisch und bajuvarisch wollen angesehen wissen, über die deutsche Grenze tief nach Ungarn unter Slawen und Magyaren hineinragen, laufe ich Gefahr, in den Verdacht eines slawischen Chauvinisten zu kommen, wenn ich umgekehrt slawische Einrichtungen nicht nur in der Domäne Dachlers, dem Sitz seines „bajuvarischen“ Hauses, in Niederösterreich aufstöbere, sondern fast bis an die alte Grenze von Altbayern verfolge. All diese Übelstände haben sich mir bei der Besprechung, die Dachler meinem Buche in diesen Blättern gewidmet hat, aufgedrängt und, da ich mit der Möglichkeit zu rechnen habe, daß andere Rezensionen aus ähnlichen Gründen auf denselben Ton gestimmt sind, habe ich mich entschlossen, gewisse Voraussetzungen, von denen ich ausgegangen bin, für einen weiteren Leserkreis, als ihn mein Buch zu erwarten hat, im Zusammenhang darzulegen und bei diesem Anlasse gegen die Einwände Dachlers zu vertreten, zumal diese in ihrer scharfen Gegensätzlichkeit gegen meinen Standpunkt nicht leicht zu übertreffen sind, wo doch das Urteil Dachlers, der unbestritten als der hervorragendste Kenner der österreichischen Bauten im Zusammenhang gilt, leicht manchen von der selbständigen Prüfung meiner Aufstellungen abhalten kann.

Diese Voraussetzungen sind: 1. Daß die Germanen bei ihrer endgiltigen Niederlassung, für die Bajuwaren also im 6. Jahrhundert, eine ausgebildete Acker- und Viehwirtschaft und demgemäß auch die in unserem regnerischen Klima erforderlichen Vorrichtungen, feste Scheunen und Stallungen, gehabt haben, woraus sich weiter eine bestimmte Aufstellung der Gebäude, eine Hofordnung ergibt. Ob eines oder mehrere dieser Gebäude oder der sie vertretenden Räumlichkeiten miteinander in Verbindung gebracht waren, bleibt eine Frage für sich. 2. Daß wir von keinem unserer großen Stämme, auch nicht von den Bajuwaren, auf Grund geschichtlicher Zeugnisse mit Sicherheit nachweisen können, aus welchen der älteren Grundstämme er zusammengesetzt ist. Von den Bajuwaren ist bekannt, daß sie eine Zeitlang für ein Konglomerat von ostgermanischen Stämmen gehalten wurden, und wenn man schließlich bei den Markomannen (und Quaden) stehen geblieben ist, trotzdem sie — für ein germanisches Volk fast unerhört — nach dem Markomannenkrieg mehrere Jahrhunderte nicht das geringste Lebenszeichen gaben, so befindet man sich da gewissermaßen in einem Notstand, dem man sich nur deshalb unterwirft, weil das Bajuvarische die nächste Verwandtschaft mit dem Alemannischen zeigt und man kein anderes westgermanisches Volk in der Nachbarschaft zur Verfügung hat. Aber noch G. Freitag wollte

in den bayrischen Hochländern Nachkommen von Herulern sehen, weil ihm die Schilderung, die Prokop von ihnen entwirft, auf jene zu passen schien. Schönwerth wiederum vermutete in den Oberpfälzern Abkömmlinge von Goten auf Grund gewisser Eigenheiten der sehr abweichenden oberpfälzischen Mundart, denen selbst der erste Kenner derselben, Brenner, einigermaßen rallo gegenübersteht. Wenn ich also nicht wie jene im Innern, sondern an der Peripherie des altbajuvarischen Gebietes, in Strichen, die erst später von Altbayern aus eingenommen wurden und, was selbstverständlich, mundartlich angeglichen sind, in Dingen, die nach meinen bisherigen Erfahrungen ständiger und weniger dem Wechsel unterworfen sind als Sprache, Sitten, Gebräuche und dergleichen (worauf mich Dachler verweisen will), Einrichtungen finde, nicht nur in Hausbau und Hofordnung, sondern ebenso in den Pflugeräten, um von anderem nicht zu reden, Einrichtungen, die ich nach feststehenden Gesetzen der Entwicklung in keiner Weise und auf keinem Wege aus Altbayern ableiten kann, so liegt es doch nahe genug, an abgesprengte flüchtige Reste jener ostgermanischen Stämme zu denken, von denen fast ein halbes Dutzend in dem benachbarten Gelände zerschlagen ist. Will man mir entgegen, daß die slawische Flut, die sich im 6. Jahrhundert über die Ostalpen ergoß, derartige Reste, soweit vorhanden, hätte wegschwemmen müssen, so erkenne ich diesen Einwand nicht an. Die Slawen waren gar nicht so unduldsam, wenn sie sonst Platz hatten. Es ist bezeugt, daß noch im 9. Jahrhundert in Mösien Gotisch gepredigt wurde, wo doch Jahrhunderte schon nicht nur die Slawen gehaust hatten, sondern die noch wilderen Bulgaren. Helmold berichtet, daß jenseits der Elbe, unter den Liutizen, ein Stamm lebte, der die drei von ihm beim Namen genannten germanischen Hauptgötter verehrte; wenn derselbe Helmold erzählt, daß der westliche Teil des Landes der Heveller eine aus Slawen und Sachsen gemischte Bevölkerung beherbergte, so möchte ich auch hier eher an ältere germanische Reste denken, als an so massenhaft von der anderen Seite der Elbe her zusammengeraubte sächsische Sklaven. Auch wird angenommen — so auch neuerdings Dopsch, S. 56 — daß die Slawen zunächst die ebenen Flußtäler besiedelten, wobei in den Bergen Raum genug für andere blieb. Man könnte ja auch denken, daß diese Reste vor dem Andrängen der Slawen nach Norden auf die bajuvarischen Grenzstriche zurückwichen, wobei ihnen später in erster Linie die Germanisierung der unterworfenen Slawengebiete zufiel. Überhaupt sind die echten Altbayern wohl derjenige germanische Stamm, der sich am schwersten von der Scholle trennt, ungern auswandert, im geraden Gegensatz zu den Schwaben, die man überall in der Welt findet.

Aber die Slawen haben nicht nur die Alpen in Besitz genommen, sondern auch Niederösterreich, also diejenige Landschaft, die für Dachler bei seiner Unterscheidung von „fränkisch“ und „bajuvarisch“ maßgebend gewesen ist, und ich habe darauf hingewiesen, daß wir auch hier mit slawischen Rückständen in Haus-, Hof- und Dorfordnung zu rechnen haben (vergl. mein Buch S. 942, Anm. 2). Da ist das Wort „pregarten“, das, ohne Zweifel slawisch, auf beiden Seiten der Donau in Oberösterreich verbreitet ist und das, wie es sich an einen bestimmten Platz im Dorfe oder Hof heftet, der slawischen Dorfordnung entnommen ist. Aber ich habe nicht, wie Dachler behauptet (S. 226), bloß wegen des „angeblich“*) slawischen Wortes „pregarten“ auf slawische Rückstände geschlossen. Vielmehr habe ich auf Grund eigener Wahrnehmung gezeigt, daß noch in der Gegend von Zellerndorf, tief in Niederösterreich, andere slawische Eigentümlichkeiten vorkommen, das gestaffelte Strohdach und die Gartenstellung der Scheune. Da Dachler meine nur in der Anmerkung, mehr beiläufig, vorgebrachten Bemerkungen nicht genügen, will ich etwas weiter darauf eingehen. Das deutsche Strohdach wird, soweit ich bis jetzt sehe — in weiten Strichen findet man ja keines mehr — überall so angefertigt wie in Niedersachsen, von den Niederlanden (Mitteilung aus Drenthe) und dem südlichen Schweden (Mitteilung aus Halland) an bis in das südliche Tirol (Mitteilung aus dem Sarntal) und bis zur ungarischen Grenze hinab (Mitteilung aus Krumbach, Niederösterreich). Die Schäube werden auf das Dach gehoben, hier aufgelöst, das Stroh mit den Ähren nach oben schichtweise auf die Latten gebreitet

*) Um Dachler zu beruhigen, habe ich mir von dem Grazer Slawisten M. Murko die slawische Herkunft bestätigen lassen.

und durch Querstangen angedrückt, die mit Wieden an die Latten festgebunden werden. Blicke es dabei, so würde das Dach wegen der vortretenden dicken Halmenden staffelförmig aussehen. Dem wird begegnet, indem man die Halmenden mit einem Brett, das mit Kerben oder Rinnen versehen ist, solange klopft, bis das Dach eine glatte Fläche zeigt. Dieses „Decktrett“, „Streichbrett“, ist ein sicheres Kennzeichen deutscher Einwirkung und als solches nach Südost über die Slowenen bis in das kroatische Zagorien, im Nordost bis nach Litauen gedungen. Ganz verschieden ist die Deckung bei den slawischen Weststämmen. Da die Slawen das Brett nicht anwenden, sieht das Dach, wenn man die Schäube, die meistens einzeln angebunden werden, mit den Ähren nach oben legt, staffelförmig aus. Will man ein glattes Dach haben, so muß man die Schäube mit den dünnen Ährenenden nach unten legen, was aber lodderig aussieht und wenig haltbar ist. Aber in jedem Falle werden an den der Witterung ausgesetzten Walmecken die etwas

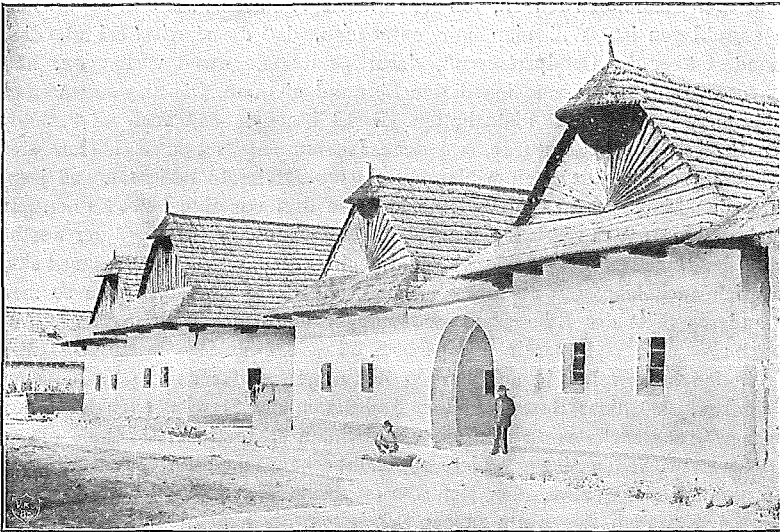


Abb. 7. Dorfgestalt aus Priekopa, Komitat Turóc-Szent Márton.
(Mitgeteilt durch Herrn P. Sochan.)

dicker genommenen Schäube mit den Halmen nach unten gelegt und an dieser Eckstaffelung ist jedes westslawische Strohdach zu erkennen. So bei den Tschechoslawen, den Polen, den Sorben, und ich habe es sogar noch auf altslawischem Boden in der Gegend von Torgau und Delitzsch gefunden. Diese Einrichtung nun habe ich in Gänserndorf, Zellerndorf und noch Sigmundsherberg gesehen, in den ersten beiden Orten daneben eine andere slawische Besonderheit, die Rückstellung der Scheune. Hierbei steht nämlich die Scheune nicht, wie überall und ohne jede Ausnahme bei allen deutschen Stämmen, auf dem Hofe selbst, wobei sie, besonders ehemals, vor der Entwicklung des Wohnhauses, das mächtigste Gebäude, für die ganze Anordnung und Erscheinung des Hofes den Ausschlag gibt, sondern abseits im Garten, bis dicht am hinteren Feldwege. Diese Gartenscheune, wie man sie füglich nennen kann, ist noch allgemein bei den Slowaken in den geschlossenen Dörfern, vielfach in Böhmen, Mähren erhalten und weiter von mir in den ehemaligen Gebieten der Sorben im Osten der Saale bis zur Lausitz bei alten Strohscheunen hie und da beobachtet, aber schon seit geraumer Zeit abgestellt, nicht bloß infolge von Neubauten. Wurde mir doch in Priestewitz bei Riesa erzählt, daß diese Scheunen mehrfach von ihrer alten Stelle auf einer Strecke bis 100 Schritte weit auf Rollen nach dem Hofe verführt seien. Dazu kommt, daß die Gartenscheune hier wie in dem Südwesten der ungarischen Slowakei die Tenneneinfahrt am Giebel hat. Nun kenne ich Niederösterreich im Norden der Donau nur aus

einigen Stationen, wie den obgedachten, wo ich die Fahrt unterbrochen habe. Wenn ich hier sofort auf dereinstige slawische Rückstände stoße, ist es doch anzunehmen, daß diese Spuren eine weite Verbreitung haben. Auch die slawische Konstruktion des Dachvorsprunges auf der Langseite mittels Überschießen der Bundträhme ragt nach Niederösterreich hinein (O. Firbas in den „Forsch. zur deutsch. Landes- u. Volkskunde“ XVI, S. 518 u. Fig. 14). Die Behauptung Dachlers (S. 225), daß dies erst eine neuere Einrichtung sei, ist ganz willkürlich. Czartoryski („O stylu krajowym“, S. 10 ff. „Über den ländlichen Stil“) führt unter den Kennzeichen des „ländlichen“, das ist altpolnischen Stils, außer dem tiefen Walm gerade diese Eigentümlichkeit, die Verschiebung des Daches durch Verlängerung der Trambalken bis zu 1 m auf, im Gegensatz zu dem von ihm sogenannten „preußischen“ oder „teutonischen“ Stil, der zu seinem Schmerz den polnischen Stil im Posenschen schon verdrängt hat.



Abb. 8. Dorfgestalt aus Hrussó, Komitat Hont.

(Nach einer Photographie in der ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums zu Budapest. *)

Ich fühle mich demnach voll berechtigt, anzunehmen, daß auch die eigenartigen Zeilendörfer mit den langgestreckten schmalen Höfen nicht fränkisch sind, wie Dachler will, sondern slawisch. Auf die Frage Dachlers (S. 227): „Woher hätten die Slawen diese geordnete planmäßige Anlage sonst genommen; wo kommt sie sonst bei ihnen vor?“ erwidere ich: Genau dieselben Anlagen finden sich bei den Slowaken, soweit sie in den offenen Tälern in geschlossenen Dörfern siedeln. Ich teile hier zwei Ansichten von Dorfgassen aus den Komitaten Hont und Turóc (Vergl. Abb. 7 und 8) mit, auch hier Hausgiebel und Tor unmittelbar an der Gasse, dann folgt der Nachbar, die Höfe schmal und langgestreckt nach hinten. Mit Rücksicht auf diese Dörfer äußert sich eine magyarische Quelle („Magyarország Vármegyei és Városai“ I. 381): „Die Slawen bauen meistens ein- oder mehrzeilige, aber in langer Gestalt laufende Dörfer. Wo man ein so gebautes Dorf auf seinen Ursprung untersucht, wird man regelmäßig auf slawische Gründung stoßen. Die Magyaren dagegen lieben es, auch bei kleinen Gemeinden, haufenartig, wo möglich um die Kirche zu bauen.“ Also wohl die altmagyarische Zeltordnung. Daß bei dieser Verschiedenheit von keiner „fränkischen“ oder „bajuvarischen“ Beeinflussung die Rede sein kann, liegt klar auf der Hand. Hiernach wird man mir wohl

*) Die Zinkstöcke zu Abb. 7 und 8 verdanken wir der Freundlichkeit des Verlages von K. Rhamms Werk: Vieweg und Sohn in Braunschweig.

beistimmen, daß allein aus diesem Grunde die niederösterreichischen Anlagen sich schlecht dazu eignen, von ihnen spezifisch bajuvarische Einrichtungen abzulesen.

Nun behauptet aber Dachler in seiner Polemik (S. 222), daß er „auf österreichischem Boden nach reichsdeutschen Beispielen (von mir hervorgehoben. D. Verf.) bayrische, fränkische, alemannische Hausformen unterscheidet“. Das kann doch nichts anderes heißen, als daß er seiner Vorstellung von der bajuvarischen Hausform die altbayrischen Einrichtungen, zwischen dem Böhmerwald und den Alpen zugrunde gelegt hat. Diese seine Vorstellung geht dahin, daß das bajuvarische Haus sich von jedweder inneren Verbindung mit den Stallungen, nämlich durch einen inneren Gang, freihält, auch da, wo es mit ihnen unter einem Dache vereinigt ist, wie in den Erzherzogtümern, wögegen das fränkische Haus stets den Hauptstall einschließt, nicht nur äußerlich, sondern bei innerer Verbindung mit den Wohnräumen. Nun habe ich ja Dachler vorgehalten, daß diese von ihm als eigens „fränkisch“ behauptete Besonderheit auch in Altbayern herrscht, woher er behauptet, seine „bajuvarischen“ Merkmale entnommen zu haben, und zwar in Niederbayern, im Süden der Donau, also gerade in den Gegenden, die von dem Verdachte alemannischer oder fränkischer Beeinflussung am entlegensten sind, in noch weit stärkerem Maße, als dies irgendwo in Franken vorkommt, nämlich so, daß die Wohnung derart zwischen Viehstall auf der einen, Pferdestall auf der anderen Seite eingeschaltet ist, daß man von dem Fletz, dem Hausflur, in den Kuhstall, von der Stube in den Pferdestall tritt (siehe meine Risse Fig. 114 und 115). Eine Anlage, die weniger dem entspricht, was Dachler für „bajuvarisch“ ausgibt, läßt sich überhaupt schwer denken. Auf diesen meinen Vorhalt hat Dachler sich doch bemüßigt gesehen, zuzugeben, daß man „ganz richtig statt fränkisch auch mitteldeutsch sagen kann“, bleibt jedoch „unverrückt bei seiner Ansicht“ (S. 227). Aber mit diesen Winkelzügen ist mir nicht gedient. Um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, habe ich eine *praesumptio juris* dafür, daß die Kriterien für das, was bajuvarisch sein soll, zunächst in den Ursitzen des Stammes zu suchen sind, nicht in diesen oder jenen, unter besonderen, mehr oder weniger verwickelten Umständen auf fremdem Boden später erworbenen Außenlanden; nachdem ich diese an sich selbstverständliche Voraussetzung noch durch Anführung der obigen Tatsachen gestützt habe, darf ich erwarten, daß Dachler entweder seine Erklärung der „bajuvarischen“ Hausform aufgibt, oder daß er mich darüber belehrt, wie es kommt, daß sein „bajuvarischer“ Typus in den ältesten Sitzen des Stammes schlechterdings nicht mehr aufzufinden ist. Die einzige Antwort, die hierauf gegeben werden könnte und die er auch andeutet (S. 227), ist, daß hier fränkische Einflüsse tätig gewesen sind. Diesem Einwande werde ich in dem folgenden Aufsatze begegnen. Für diesmal beschränke ich mich darauf, einige Behauptungen Dachlers richtigzustellen, welche die Zuverlässigkeit meiner Darstellung in ein schiefes Licht rücken könnten.

Auf Seite 224 belehrt uns Dachler: „Die Ofenheizung bezweckte in erster Linie die Herstellung eines rauchlosen Wohnraumes,“ und zeigt damit, daß er von den alten Rauchöfen, dem norwegischen „rögovn“, dem altfinnischen „kinwas“ und altslawischen „peč“ keine Ahnung hat. Dementsprechend schreibt er: „Was der Verfasser bei den Slawen Öfen nennt, ist auch nur ein offener Herd, der erst in neuerer Zeit bessere Form angenommen hat.“ Dazu behaupte ich, daß sämtliche russischen Slawen, Großrussen, Weißrussen und Kleinrussen, letztere mit Ausnahme gewisser Striche in der Nähe der deutschen Kolonien in den südlichen Steppen, wo sie zum Teil auch die deutsche Verbindung von Wohnung und Stall angenommen haben, in ihren Häusern nichts haben, was einem Herd ähnlich sieht, nur den „russischen Ofen“, in dessen Höhlung ausschließlich gekocht wird, so daß Heikel in seinem bekannten Buche („Die Gebäude der Tscheremissen, Mordwinen etc.“) sogar den Ausdruck gebraucht, daß die Russen die Speisen nicht kochen, sondern „backen“, im Hinblick darauf, daß die Töpfe nur der Strahlung der inneren Ofenhöhle ausgesetzt sind. Daß diese Einrichtung aus unbekanntem Zeiten stammt, ist für jeden Russen so selbstverständlich, daß der Professor Rovinskij, den ich vor Jahren in Montenegro traf, das er in einem auch ethnographisch hervorragenden Buche

(„Černogorija“) behandelt hat, meinte, die Russen hätten das offene Herdfeuer überhaupt erst bei den Steppenvölkern kennen gelernt.

Ich habe nicht, wie Dachler (S. 223) mir unterschiebt, auf S. 331 behauptet, daß „das Röcheln des Futters, der große Oberboden für Heu, die Dreschteme als Futtergang für Stallungen gemeinsame Einrichtungen der germanischen Völker zu Cäsars Zeit gewesen seien“.

Dasselbst bemerkt Dachler gegen mich ganz allgemein, daß das Sparrendach gegenüber dem Firstdach (mit Firstbaum) eine spätere Form darstelle. Das bestreite ich entschieden. In ganz Niedersachsen, Franken (abgesehen vom Niederrhein) und Thüringen findet sich ausschließlich das Sparrendach, und zwar auf allen Gebäuden, von dem Firstdach keine Spur. Von dort aus hat es sich schon sehr früh, vom Anfang des Mittelalters ab, nach Skandinavien verbreitet, und von Franken und der Oberpfalz aus, auch durch städtische Meister, fängt es an, aber erst in neuester Zeit, in Altbayern einzudringen. Überhaupt ist das Sparrendach in seinen Anfängen, zusammengebogenen und oben verbundenen Zweigen oder Stämmigen für primitive Bauten einfacher als das Firstdach, mit einem durch Gabeln zu stützenden Firstbaum, der bei Rundhütten überhaupt nicht anwendbar ist.

Auf S. 227 bemerkt Dachler: „Das in Abbildung 151 auf Seite 1081 mit Badstuga (Sennhütte) bezeichnete Gebäude steht gegenwärtig im Freiluftmuseum Skansen in Stockholm, wird im Führer nicht Badstuga, sondern „Eldhus, Staris“ genannt und in Gegensatz zu Burg und Wohnhaus gestellt, was in bezug auf den Inhalt des Werkes sehr wichtig ist.“ Nach der von dem jüngst verstorbenen Direktor des Freiluftmuseums Hazelius selbst herausgegebenen Zeitschrift „Skansen“, der ich die Abbildungen und die Benennung „kökskåle“ für die kegelförmige Stangenhütte mit offenem Herd, „badstuga“ für die eigentliche Sennhütte entnommen, gibt es auf der Sennerei (Fäbodvall) keine weiteren Gebäude. Wenn also in dem Führer von einer Stuga („Stube“) die Rede ist, so kann damit nur die Badstuga gemeint sein, die als Wohnung (Stuga) für die Sennerrinnen dient, wie ja auch in den österreichischen Alpen die alte „Badstube“ vielfach als Wohnstube für Arbeiterfamilien und dergleichen benützt wird; Eldhus „Feuerhaus“, Staris (dialektisch für das ältere stekarehus, „Kochhaus“), sind eben nur andere Namen für die „kökskåle“ („Kochhütte“).

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Internationale Volkskunstausstellung in Berlin. Am 20. Jänner d. J. ist in Berlin im Wertheimschen Warenhaus eine internationale Ausstellung für weibliche Volkskunst eröffnet worden, in welcher auch eine Abteilung für Österreich eingerichtet ist. Nach Mitteilungen der Schriftstellerin Frau Natalie Bruck-Auffenberg, welche sich um die Vertretung Österreichs auf dieser Ausstellung bedeutende Verdienste erworben hat, sind der Zentralspitzenkurs in Wien, der Verein zur Förderung der Spitzen- und Hausindustrie in Dalmatien, die „Zadruha“ in Prag, der istrianische und rumänische Hausindustrieverein in der Bukowina an diesem Unternehmen beteiligt. Das gibt freilich nur einen schwachen Begriff von der kunstgewerblichen Hausindustrie und der volkskünstlerischen Arbeit in unserem Vaterlande. Hoffentlich ist wenigstens der materielle Gewinn für die betreffenden Hausindustrien ein zufriedenstellender.

Verein zur Erhaltung der Volkstrachten, Volksgebräuche und Volkskunst in Obersteiermark. Für ein durch die gegenwärtigen Verkehrs- und Industriebewegungen in der Eigenart seines angestammten Volkstums stark bedrohtes Gebiet, die Obersteiermark, rührt sich im Sinne der allgemein erwachenden Heimatschutzbewegung ein Häuflein wackerer Männer. In einem kürzlich veröffentlichten Aufruf treten unter dem Protektorat des Prinzen Konstantin v. Hohenlohe-Schillingsfürst eine Anzahl adeliger

und edelgesinnter Persönlichkeiten für die Erhaltung der Volkstrachten, Volksgebräuche und Volkskunst in diesen durch das Fremden- und Sommerfrischwesen, die Eisenindustrien und den stets sich verdichtenden Verkehr volkstümlich verarmenden Kerngebieten des alpenländischen Volkstums ein.

Die Volkstracht mag man dem Landmann als Sonntags- und Festtracht erhalten können; durch Veranstaltung von Trachtenfesten, wobei man streng allen Gschnas und städtisches Talmi fernhalten müßte, durch Begünstigung des Volksliedes in den einheimischen Gesangsvereinen, bei Liedertafeln, bei allen öffentlichen Festlichkeiten u. s. w., endlich durch eine Inventarisierung und Beaufsichtigung des erhalten gebliebenen volkskünstlerischen Gutes an Steinsäulen, Bildstöcken, Wegkreuzen und Kapellen, an alten schönen Wirtshauschildern und Handwerkszeichen, an echtgewachsenen volkstümlichen Bauten mit ihren Giebelzieraten, Hausbildern und -Sprüchen u. s. w. wird man, fortwährend aneifernd und vorsichtig kontrollierend, immerhin erfreuliche und nicht gering zu veranschlagende Erfolge erzielen. Gänzlich aufhalten wird man jenen Niedergangs- und Verarmungsprozeß, den die wohlmeinenden Freunde des Volkstums mit Kummer und Sorge allenthalben beobachten, nicht können; aber man kann jenen Geist echter Heimatliebe und Behaglichkeit an sich und seiner angestammten Volksart stärken und ihm der neuen Zeit entsprechenden neuen Inhalt geben. Möchte die stille unverdrossene Tat den in jenem „Aufruf“ geäußerten Absichten nicht fehlen und als Beispiel weithin wirken! Es ist nationale Politik im edelsten Sinne des Wortes, die ihr Wesen nicht im Bedrohen fremden Volkstums, sondern in der Verstärkung und Veredelung des eigenen erblickt.

Dr. M. Haberlandt.

Gründung des Musealvereines „Alt-Braunau“. Es wäre schon längst der Wunsch von einigen wenigen gewesen, eine kleine Sammlung lokalgeschichtlicher Gegenstände zu gründen, wenn nicht die Beteiligung an einem solchen Unternehmen viel zu wünschen übrig gelassen hätte. Vor mehreren Jahren trat diese Frage wieder an die Stadtväter heran, als die große Sammlung volkskundlicher Gegenstände aus dem Bezirk, die Herr v. Preen innerhalb fünfzehn Jahre zusammengetragen, der Stadt als Grundstock zu einem Museum angeboten ward. Trotz eifriger Bemühungen aus allen Schichten der Bevölkerung, die Sammlung dem Lande zu erhalten, scheiterte das Unternehmen an der souveränen Schroffheit der Machthaber.

Da nun die einzelnen Gegenstände der Sammlung schon in Linz und Wien in Doubletten vorhanden waren, lag kein Hindernis vor, das Angebot des königlichen Museums für deutsche Volkskunde in Berlin anzunehmen. Besonders zu betonen ist bei diesem Projekt gewesen, daß die Gegenstände so aufgestellt werden sollten, wie sie der Sammler sich gedacht. Um den Wünschen des Autors nachzukommen, wurde nach seinen Angaben, die er persönlich in Berlin machte, alles eingerichtet, wie es es hier auf dem Lande üblich ist. So wanderte im Jahre 1907 die große Sammlung, von der jemand sagte: „Das Geräffel find' ma auf jedem Speicher“, in zwanzig Kisten verpackt, nach Berlin auf Nimmerwiedersehen.

Die damals in Braunau zusammengetretenen Männer ließen sich aber nicht irre machen, hielten fest an ihrem Vorhaben trotz vieler Gegner, eine Sammlung zu schaffen und Heimatskunde zu pflegen. Der Zufall wollte, daß in dem neuen Bezirkskommissär Herrn Prinke eine Kraft im Altertumsfache dem Vereine entstand. Dieser Mann war wie geschaffen, an die Spitze eines Unternehmens zu treten, wie es als Ideal den seinerzeit versammelten Gründern vorgeschwebt. Zu gleicher Zeit trat Herr v. Preen wieder dem Vereine näher, der sich nach der schroffen Ablehnung, die er durch die Stadt erfuhr, zurückgezogen hatte, nach dem Grundsatz handelnd: „Von den Personen ist die Sache zu trennen.“

Durch Versammlungen und Vorträge wurde mit der Bürgerschaft Fühlung genommen und der Boden für den Verein „Alt-Braunau“ vorbereitet, der im Herbst 1908 ins Leben trat. Nach manchen Kämpfen erhielt der Verein von der Stadt den alten Sitzungssaal im Turm als Unterschlupf gegen eine Miete von K 10 jährlich. Die Hauptschwierigkeit war

überwunden. Schon nach einigen Monaten machte der Verein die Wahrnehmung, daß noch viel Interessantes in der Stadt verborgen war, was als Grundstock für das Museum von hohem Werte ist, besonders auch deshalb, weil alle bisher gespendeten Gegenstände Braunauer Vergangenheit schildern. So fehlt zum Beispiel gar nicht mehr viel zur Schaffung einer altbürgerlichen Wohnstube. Auch mit dem Archiv geht es vorwärts. Neben sehr alten Zunfturkunden hat sich Bildliches und Schriftliches aus Braunaus Vergangenheit eingefunden.

Hier folgt die Aufzeichnung einiger Gegenstände: Eine große Anzahl gut erhaltener Familienbilder aus dem 18. und 19. Jahrhunderte. Ungefähr 30 Motivbilder aus der nahen Kapelle „Herrgott im Tal“ und Devotionalien. Eine Pesttüre aus dem Lebzelterhaus, zirka 1560, sehr interessantes Stück. Eine Münzensammlung, zirka 300 Stück. Eine 4 m lange Holzschlange aus dem 18. Jahrhunderte, wie sie früher in den Kaufläden zu finden war. Ein Spinett. Ein sehr fein gearbeitetes Ofenmodell, sehr interessantes Stück, zirka 1600. Einen spätgotischen Christus und eine Maria, hervorragende Holzschnitzerei. Zunftzeichen: Wagner und Schmiede, Brauer, Schiffer und Huterer. Letzteres aus dem 18. Jahrhunderte, sehr interessant. Das wären so die Hauptsachen der Sammlung. Außer einer fast vollständigen Raufwerkzeugsammlung und manchen Kostümstücken hat sich auch viel Kleinram angesammelt, von dem es zu weit führen würde, jedes Stück einzeln zu nennen.

Eine weitere Aufgabe des Vereines wird auch sein, einen Führer durch Braunau zu verfassen, in dem weniger von den Gasthäusern und öffentlichen Gebäuden der neuen Zeit die Rede sein soll, sondern man wird die guten Denkmäler alter Zeit ins richtige Licht stellen, deren Braunau trotz der Zerstörungswut vergangener Jahrzehnte noch eine hübsche Anzahl aufzuweisen hat. Zu gleicher Zeit wird der Verein alle zu erhaltenden Denkmäler und malerischen Ansichten vor Zerstörung zu schützen suchen.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. **Rudolf Reichardt:** Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. Hermann Costenoble, Jena 1908. IV, 200 S. x

Bücher wie das vorliegende sind in der letzten Zeit mehrfach herausgegeben worden, es seien nur F. J. Bronners: „Von deutscher Sitt' und Art“ und Hermann S. Rehm: „Deutsche Volksfeste und Volkssitten“ genannt. Dennoch kann man das vorliegende Werkchen durchaus nicht für überflüssig erklären. Erslich schildert es uns, was sich in der Gegenwart wirklich an deutschen Festsitten erhalten hat, und zweitens hat es besonders das Volkslied, zumal das volkstümliche Kinderlied, zur Unterlage und Quelle der Darstellung gemacht, ein glücklicher Gedanke, der auch der Anmut der Schilderung zugute gekommen ist. Die einschlägige große Literatur ist mit Fleiß und Verständnis benutzt. Ein Mangel des Werkes ist, daß es der Verfasser unterlassen hat, den ungeheuer großen Stoff nach den deutschen Hauptstammgebieten gegliedert vorzuführen; die Gebiete des niederdeutschen, mittel- und oberdeutschen Volkstums sind in bezug auf ihr festliches Jahr durch Wirtschaft und Konfession doch stark differenziert; die protestantischen Gebiete weichen von den katholischen im Südosten (Bayern, Deutsch-Österreich) in dieser wie in vielen anderen Beziehungen erheblich ab. Es ist Zeit, daß die in der Stammesgeschichte wurzelnden Unterschiede im deutschen Volkstum bei solchen Gesamtdarstellungen Berücksichtigung finden. (Siehe diese Zeitschrift Bd. XIV, S. 149). Indessen ist das Buch hauptsächlich für einen größeren Leserkreis und mehr zu einer ethisch-nationalpolitischen Wirksamkeit bestimmt, in Übereinstimmung mit den lobenswerten Bestrebungen für Erhaltung und Veredlung der alten Volksbräuche, wie sie jetzt überall sich regen. In diesem Sinne wird das Büchlein sicher Gutes wirken und eine triebkräftige Saat in die Seelen seiner Leser pflanzen. Dr. M. Haberlandt.

2. Österreichische Kunsttopographie. Band I. Die Denkmäler des politischen Bezirks Krems. Mit einem Beiheft: Die Sammlungen des Schlosses Grafenegg. Bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit Beiträgen von Prof. Dr. M. Hoernes und Dr. Max Nistler. 1 Karte, 29 Tafeln, 480 Abbildungen im Text. Wien 1907. In Kommission bei Anton Schroll & Ko.

Die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale hat unter der Leitung ihres Präsidenten Dr. J. A. Freiherrn v. Helfert nach dem Programm weiland Prof. Alois Riegls, das von Prof. Dr. M. Dworžak seine endgiltige erweiterte Gestalt empfing, nach langen und gründlichen Vorarbeiten im Jahre 1907 den ersten Band der großen, von ihr geplanten Österreichischen Kunsttopographie herausgebracht. Es ist eine glänzende Probe auf die Durchführbarkeit und ungeheure Ersprießlichkeit des ganzen weitläufig angelegten Unternehmens. Der vorliegende erste Band behandelt die Kunstdenkmäler des Bezirks Krems. „Für die Wahl des Bezirks,“ sagt Freiherr v. Helfert in dem von ihm vorausgeschickten Vorworte, „war, abgesehen von seiner verhältnismäßig leichten Erreichbarkeit von Wien aus, der Umstand maßgebend, daß der politische Bezirk Krems für die Probeinventarisierung im Durchschnitte mittlere Schwierigkeiten zu bieten schien. Einem kommunikationsarmen und mit Denkmälern nicht reich besäten Hinterlande standen die alten Kulturgebiete an der Donau mit ihrer geschichtlich und kulturgeschichtlich großen Vergangenheit gegenüber, an welche die zahlreichen Denkmäler aller Perioden erinnerten. Die an Denkmälern hervorragende Stadt Krems, das an Kunstschätzen reiche Stift Göttweig sollten die Feuerprobe für eine Inventarisierung nach dem gestellten, weit gesteckten Ziele bieten.“

Von zahlreichen zuständigen, an Ort und Stelle seßhaften Kräften unterstützt, haben Dr. Hans Tietze und Dr. Josef Kallbrunner unter der Oberleitung Prof. Doktor M. Dworžaks das große Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit fertiggebracht, was Hoffnung läßt, daß nun rüstig an die weitere Bearbeitung und Herausgabe neuer Bände geschritten werden wird. Die dazu erforderlichen Mittel dürfen doch wahrlich in einem Kulturstaate einem solchen, den edelsten Gütern des Landes geweihten Unternehmen nicht fehlen. Hoffentlich entwickelt sich mit der Zeit eine gesunde und vorwärtstreibende Rivalität zwischen den einzelnen Kronländern, von denen jedes doch im eigensten Interesse trachten muß, seine Kunstschätze inventarisch sichergestellt und notorisch gemacht zu sehen. Die Landesvertretungen haben das größte Interesse, das Werk durch ihre berufenen Kräfte und materiell zu unterstützen.

Der vorliegende textlich wie illustrativ erstklassige Band hat von seiten der kompetenten Fachmänner die günstigste und anerkannteste Beurteilung erfahren. Kein Wunder; denn sowohl das eigentliche Kunstinventar des Bezirks wie die vorausgeschickten Übersichten und systematischen Behandlungen der Kunstentwicklung des Bezirks sind von absoluter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und dabei von einer sachlichen Prägnanz und Gründlichkeit, daß keine heute mögliche Frage an das Material im Text unerledigt bleibt. Aber das Werk richtet sich nicht bloß an die strengen Fachkreise; es soll als ein Denkmal des angestammten Heimatgutes jeden heimatliebenden Gebildeten und Vaterlandsfreund interessieren und beschäftigen. Es soll den Schulen ein köstlicher Schatz werden, der in kleiner Münze an die empfängliche studierende Jugend hinausgegeben werden mag. Es sollte zum mindesten in keiner Schulbibliothek des Landes Niederösterreich fehlen. Es sollte in keinem Lesezirkel fehlen. Wie sehr würde der gute Wille und Eifer der Zentralkommission, das so glücklich inaugurierte notwendige und große Werk eifrigst fortzusetzen, moralisch gestärkt werden durch einen derartigen so wohlverdienten Erfolg in der Bevölkerung selbst!

Für unsere besonderen der Volkskunst geltenden Neigungen und Bestrebungen ist im Plane des Gesamtwerkes, nach dem Zeugnis des vorliegenden Bandes zu urteilen, ein bescheidenes Plätzchen vorgesehen. So sind die Bildstöcke und Martern, Sühnkreuze, Feld- und Wegkreuze, welche überall mit dem Volksleben durch die Veranlassung ihrer Setzung Zusammenhang haben, die Grabsteine und Grabkreuze von künstlerischem Werte,

die Brücken und künstlerisch irgend bedeutsamen Fassaden bürgerlicher und ländlicher Bauten gewissenhaft berücksichtigt und aufgenommen. Es wäre vielleicht nicht zu weit gegangen, wenn wir den Wunsch aussprechen, man möchte in dieser Richtung künftighin noch weitherziger vorgehen und folgende Klassen von volkskünstlerischen Dokumenten systematisch mitberücksichtigen: 1. Die typischen volkskünstlerischen Elemente am Bürger- und ländlichen Hause, als Giebelzieraten, Erker, Vorlauben, Balkonbretter, die bemalten Vorhäuser bei Slowaken, Blumenbretter, Fensterläden, Hausbilder (Sgraffito, Fresken, Hängbilder). 2. Die volkskünstlerisch wertvollen typischen Vorkommnisse an Wirtschaftsgebäuden, wie zum Beispiel die bemalten Kornspeicher im Lungau, die Vorrathshäuser in Oberkärnten. 3. Die Brunnen. 4. Die Totenbretter im Böhmerwald und Salzburg und die Marterln in den Alpenländern. 5. Die Holzkirchen und Holzkapellen in Mähren, Schlesien und den östlichen Karpathenländern nebst den zugehörigen Glockentürmen. 6. Die Wegweiser. 7. Die Votive und Weihegaben der Wallfahrtskirchen und -Kapellen. Vielleicht läßt sich diese Liste noch erweitern. Jedenfalls wäre es äußerst dankenswert, wenn mit Rücksicht auf das große Interesse, das der Volkskunst heute in allen alten Kulturländern zugewendet wird, die österreichische Kunsttopographie auch an diesen Kunstdenkmälern, an denen gerade Österreich so reich ist, nicht achtlos vorübergehen wollte. — Der soeben erschienene II. Band wird demnächst besprochen werden.

Dr. M. Haberlandt.

3. Dr. Hans Widmann: Geschichte Salzburgs. Erster Band. (Bis 1270.) Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes. XIV, 384 S. (Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Armin Tille. IX.)

Das vorliegende Werk wendet sich, wie die deutschen Landesgeschichten überhaupt zunächst für die Einwohner der betreffenden Länder bestimmt sind, in erster Linie an die Salzburger, die hier den ersten Versuch einer Darstellung ihrer Landesgeschichte erhalten, sodann aber auch an jeden Geschichtsforscher und Geschichtsfreund im allgemeinen; denn gerade die deutschen Landesgeschichten sind für den Aufbau der Kulturgeschichte der deutschen Nation und ihrer landschaftlichen Variationen von größtem Belang. Und gerade dem kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Moment ist in der vorliegenden Darstellung erfreulicherweise ein bedeutender Platz eingeräumt. Der Band zerfällt in vier Bücher, die der Reihe nach die prähistorische und Römerzeit, die Bayernzeit, Salzburg als Erzbistum und Salzburg auf dem Wege zum Territorialfürstentum behandeln. Uns interessieren hier vorzüglich die siedlungsgeschichtlichen Ausführungen (S. 44 bis 72) und im Zusammenhang damit die auf der Orts- und Flurnamensforschung fußenden Mitteilungen (S. 78 bis 84). Ebenso die der wirtschaftlichen und geistigen Kultur gewidmeten Abschnitte, die naturgemäß für diese frühe Zeit kärglich genug ausfallen mußten (S. 197 bis 201, 343 bis 351). Die Sprache des Werkes ist fließend, die Darstellung nicht allzusehr durch den kritisch-historischen Apparat beschwert, wiewohl die vorhandene Literatur gründlich verarbeitet erscheint. Dem das Werk fortsetzenden zweiten Band darf mit berechtigten günstigen Erwartungen entgegengesehen werden.

Dr. M. Haberlandt.

4. Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. Herausgegeben von E. K. Blüml. Verlag Dr. Rud. Ludwig, Wien. — II. Band: Bremberger Gedichte. Von Artur Kopp. 64 S. K 240.

Der Band bringt nach älteren Sammlungen, Handschriften und fliegenden Blättern eine Reihe von Minneliedern, die sämtlich den Strophenbau aufweisen, der dem Minnesinger Reinmar v. Brennenberg eigentümlich war und die zum Teile auch von ihm herrühren. Im Brennpunkte der ganzen Sammlung steht ein Gesang, der erst nach dem Tode des Ritters in seinem Ton gedichtet wurde und eine deutsche Version der Herzmäre ist. Der Verfasser stellt in der wertvollen Einleitung die deutsche Überlieferungsweise in die Reihe der übrigen Einkleidungsformen dieses internationalen Sagenstoffes. Er beleuchtet die Zeit und das Wesen des höfischen Minnedienstes und das Erwachen der ganzen Gattung der mitgeteilten Lieder aus diesem Boden. Kopp's biologische Darstellung läßt uns aus der teilweisen Ungereimtheit des dreieckigen Verhältnisses zwischen Ritter, Dame

und Gemahl den Konflikt erstehen, der der Herzmäre zugrunde liegt. Auf Grund geschichtlicher Forschungen erweitert der Verfasser unsere Kenntnisse über die persönlichen Schicksale Ritter Brennenbergs und zeigt uns die Beziehungen dieses Minnesängers, der wirklich eines plötzlichen und dunkeln Todes gestorben, zu dem Stoffe der Herzmäre.

III. Band: Die Tiroler Bauernhochzeit. Sitten, Bräuche, Sprüche, Lieder und Tänze mit Singweisen. Von F. F. Kohl, 282 S. K 10-80.

In Tirol ist wie anderwärts die Sitte im Schwinden, die Hochzeiten nach den alten Gebräuchen zu feiern, dabei Lieder mit Beziehung auf das Brautpaar zu singen, jeden Vorgang mit langen Sprüchen zu begleiten und zur Nachfeier wacker zu tanzen. Gerade in Tirol scheint am meisten der Tanz gelitten zu haben, der in manchem Tale schon gänzlich ausgestorben ist. Umsomehr Dank schulden wir dem eifrigen Sammler F. F. Kohl, daß er in dem vorliegenden stattlichen Bande eine Anzahl alter, in ihrer Heimat längst nicht mehr üblicher Volkstänze, die bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten von den Dorfmusikanten gespielt wurden, dann Hochzeitssprüche und -Reimereien und eine größere Zahl von Hochzeitsschilderungen aus den verschiedenen Talgebieten Tirols mitteilt. Er vergaß auch die Primizfeier nicht, die ja vom Volke auch als Hochzeit betrachtet wird und deren Gebräuche zum Teile der volkstümlichen oder Bauernhochzeit angehören.

Die achtunddreißig religiösen Hochzeitslieder, welche die Sammlung einleiten, sind den alten geschriebenen Gesangbüchern ländlicher Kirchenchöre entnommen. In unseren Kirchenchören liegt noch mancher Schatz von alten volkstümlichen Weihnachts-, Johannes- und anderen vergessenen Kirchen- und Wallfahrerliedern, auch veralteten Trauergesängen, von denen man noch Bruchstücke auf Totenbrettern und Grabinschriften findet. Diese Archive alter Volkspoesie sind noch wenig durchforscht. Die mitgeteilten „Hochzeitstafelieder“ sind echte Volksdichtungen, in denen Bauernwitz und Frohsinn, Unschuld und Anzüglichkeit heitere Purzelbäume schlagen. Sie feiern hier eine fröhliche Auferstehung. Mögen sie in dem leichten und mustergiltigen, zum Teil vierstimmigen Satze für gemischten Chor noch oft am Hochzeitstisch erklingen!

Die bereits hervorgehobenen Hochzeitstänze stammen aus Kastellruth und umfassen alle ländlichen Spezies dieser profanen Musikgattung: Walzer, Mazurka, Deutsche, Ländler, Schuhplattler, eine Polka und einen Hochzeitsmarsch. Sie sind von Josef Reiter, dem Direktor des Mozarteums in Salzburg, gesetzt und geben in ihrer Zusammenstellung ein Bild ländlicher Hochzeitsmusik.

Die Hochzeitsreimereien und -Sprüche nehmen einen großen Teil des Buches ein. Sie umfassen Reime und Sprüche beim Hochzeitleben, beim „Brautbegehren“, bei der „Brautzustellung“, Schnadahüpfel, Reime beim Empfang, beim Brautstehlen, beim Aufhalten des Zuges und anderes. *)

Die Hochzeitsschildereien aus verschiedenen Gegenden Tirols bieten manches Bemerkenswerte zur vergleichenden Volkskunde. Ich will hier nur auf einiges hinweisen und nehme die Hochzeit des mittleren Böhmerwaldes, die niederbayrischen Charakter hat, zum Vergleiche. Gemeinsam ist die Abwesenheit des Brautpaares beim Aufgebote in der Kirche, das Brautstehlen bei der Hochzeit, die späte Übergabe der Braut an den Bräutigam nach der Hochzeit, der Brauttanz, das Schenken von Tüchern, daß die Mutter der Braut an der Feier nicht teilnimmt (Toblach), ferner die Vorliebe für den Montag als Hochzeitstag.

Abweichend ist der Vorgang bei der Werbung; der Polterabend ist im Böhmerwald nicht üblich, ebenso nicht Wallfahrten nach der Hochzeit; hier ist es ferner nicht gebräuchlich, den Brautleuten Geschenke zu machen, da sich jeder Gast das Essen und Trinken selber zahlt, das Essen nach einem vom Hochzeitslader mitgeteilten Betrage. Die

*) Über den Brauch des Truheführens, des Klausemachens und das Reimen bei der Defregger-Hochzeit schrieb in unserer Zeitschrift III, 326 ff. Prof. Dr. Valentin Hintner eine illustrierte Abhandlung.

Tiroler führen die Brautruhe entweder einige Tage vor oder nach der Hochzeit oder am Hochzeitstage selbst (Kastellruth). Die Böhmerwälder Braut kommt erst etwa ein halbes Jahr oder noch länger nach der Hochzeit mit dem „Kammerwagen“ in das neue Heim, vom Manne abgeholt. Käme sie eher, müßte sie sich schämen, daß sie es nicht erwarten kann, mit ihrem Manne zu leben oder daß sie etwa zu Hause nichts zu essen habe. Auch wird die Ausstattung erst nach der Hochzeit angefertigt. Dieses fast unmoralische Verhältnis kennt Tirol Gott sei Dank nicht.

Josef Blau.

5. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. IX. Bd. 1. Heft. Oberlehrer Josef Schramek. „Das Böhmerwaldhaus.“ VIII und 43 S. 24 Abbildungen und 15 Tafeln. 1908. Prag, Calve. Preis K 3.—.

Der Verfasser, durch eingehende Forschungen und zahlreiche Veröffentlichungen über die Volkskunde des Böhmerwaldes und durch seine nach verschiedenen Seiten unverdrossen und bereitwillig erteilten Auskünfte vorteilhaft bekannt, hat über diesen interessanten Gegenstand eine gehaltvolle, durch zahlreiche klare Abbildungen unterstützte Arbeit geliefert, welche nicht nur Hausforschern, sondern auch jedem, der für das Volksleben Interesse empfindet, sehr zu empfehlen ist. Trotz zahlreicher Schriften über den Böhmerwald hat eine zusammenhängende Darstellung des Waldhauses gefehlt.

Eine Inhaltsangabe ist nicht am Platze, und ich will mich darauf beschränken, einige abweichende Anschauungen zur Kenntnis zu bringen, welche den Wert des Werkchens nicht beeinträchtigen sollen. Eine Übereinstimmung des Grundrisses mit dem des fränkischen Hauses (S. 9) kann in der Hauptsache nicht gefunden werden, als daß beide gegenwärtig Stube und Küche haben. Die Entwicklung ist aber auf verschiedenem Wege erfolgt und die Franken haben niemals eine schwarze Küche gehabt. Die Siedlung geschah durch Bayern. Weiters hat das Wallernerhaus zwar einige Ähnlichkeit mit dem Tiroler (S. 27), was nicht zu verwundern ist, da beide bayrische Häuser sind, doch ist eine unmittelbare Abstammung nicht anzunehmen. Die Vorbilder für Wallern sind nicht so weit zu suchen, da sich viel ähnlichere Formen im bayrischen Wald finden, woher die Siedler des Böhmerwaldes offenbar zum größten Teile gekommen sind. Auch kamen die Geistlichen von dort und die Besitzverhältnisse in früherer Zeit hängen mit Bayern zusammen. Wenn man das Inleuthäuschen, welches Tirol nicht kennt, wegläßt, ist an eine Ähnlichkeit auch nicht im entferntesten zu denken, mit Ausnahme des freien Ganges, der doch weit verbreitet ist.

Wenn Schramek das Wäldlerhaus bis zum Kerschbaumer Sattel reichen läßt, stimme ich bei. Sein oberösterreichischer Schlag ist nur das vergrößerte Waldhaus, nach oberösterreichischer Art erweitert und gemauert. Das Haus dieser Art ist in ganz anderer Art, und zwar aus dem des Innviertels entstanden. Im Südosten stößt das Waldhaus an das Waldhufengehöfte. Die Landesgrenze bildet auch zumeist die Hausformengrenze.

Anton Dachler.

6. Dr. Alfred Lehmann: „Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart.“ Zweite, umgearbeitete Auflage, übersetzt von Dr. med. Petersen. Stuttgart 1908.

Das umfangreiche, 650 Seiten umfassende Werk liegt numehr in zweiter, erweiterter Auflage vor. Wie der Verfasser selbst bemerkt, soll nicht eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung aller in Betracht kommenden Erscheinungen gegeben werden, sondern es soll bei dem heute so weite Massen umfassenden Glauben an Spiritismus und Geisterseherei jener großen Menge von Leuten, die etwas davon gehört haben, aber keine rechte Vorstellung besitzen, gewissermaßen ein Leitfaden an die Hand gegeben werden, um über gewisse Erscheinungen Klarheit zu gewinnen.

Gewiß werden der ruhige wissenschaftliche Ton, die zahlreichen glücklich gewählten Beispiele dazu beitragen, den verstiegenen, romantisch-mythischen Anschauungen ruhige Beobachtung entgegenzusetzen.

Das Werk zerfällt in zwei große Teile, einen historischen, der es unternimmt, die verschiedenen Wurzeln des Aberglaubens und der Magie aufzudecken, die noch bis in unsere Tage wirksam sind, und in einen zweiten Teil, der verschiedene Erscheinungsgruppen des Seelenlebens umfaßt, verschiedene Deutungen und Fehler nachweist.

Die Einleitung bildet eine kurze, aber klare Untersuchung über das Verhältnis von Religion, Wissenschaft und Aberglaube einerseits und dem, was der Verfasser „Technik“ nennt, das heißt der praktischen Ausnützung und Verwertung der durch die Wissenschaft gegebenen Grundlagen und der Magie andererseits. Dabei kommt er zu folgenden Ergebnissen: Aberglaube ist jede allgemeine Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat, oder im Widerstreit steht mit der wissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit von der Natur (S. 6); Magie ist jede Handlung, die eine Beeinflussung entweder der übersinnlichen oder der sinnlichen Welt bezweckt, aber weder zu den Kultushandlungen noch zu den technischen Operationen gerechnet werden kann (S. 9), und endlich: magisch sind diejenigen Handlungen, durch die man, wie man annimmt, eine zwingende Macht über die Götter ausüben kann, während Handlungen, durch welche man nur die Stimmung der Götter zu beeinflussen hofft, als eigentliche Kultushandlungen zu betrachten sind.

Der historische Teil sollte mit den ältesten Kulturzuständen beginnen. Da wir aber aus den frühesten Tagen unserer historischen Völker Zustände kennen, die bereits eine lange Entwicklung voraussetzen, so muß ein Ersatz dafür gefunden werden; das geschieht durch die Heranziehung abergläubischer Vorstellungen und Handlungen bei den Naturvölkern primitiver Kultur. Schon aus dieser Betrachtung ergeben sich die bekannten Gesetze, daß der Aberglaube gelegentlich ein Überbleibsel einer älteren Religionsanschauung vorstellt oder von fremden Religionen oder Kulturstufen herübergenommen ist.

Die erste der fernhin wirksamen Quellen der Magie liegt in der Weisheit der Chaldäer; hier finden wir bereits das Hereinragen der Astrologie und Auguraltechnik. Der weitere Weg führt dann über die Griechen und Hebräer zu den Römern. Mit den überkommenen Anschauungen verbinden sich eigene, auch die römische Kirche konnte sich diesen Strömungen nicht entziehen. Seit der Annahme, d.ß die alten Götter zwar noch fortleben, aber zu bössartigen Dämonen geworden sind, „wurde der alte heidnische Zauber Glaube zu einer schwarzen, teuflischen Magie herabgesetzt; an ihrer Wirklichkeit zweifelt man nicht“.

Die Anschauungen der mit der Völkerwanderung hereinbrechenden Völker des Nordens, Runensegen, Zaubersprüche, brachten ein neues Element herein. Die Betrachtung des Mittelalters bis zur einschneidenden Wende der Hexenprozesse verlangt ein Eingehen auf die Frage, wie sich die Kirche zu den vorhandenen abergläubischen Meinungen verhalten hat; mit wenigen Andeutungen, daß sie selbst viele Einrichtungen der früheren Zeit hat übernehmen müssen, schließt dieses interessante Kapitel. Wir vermischen hier manch bezeichnende Beispiele, wie sie Lippert („Die Religionen der Kulturvölker“; „Christentum, Volksglaube und Volksbrauch“), Panzer, Grimm, Simrock, Rochholz und namentlich Trede („Das Heidentum in der christlichen Kirche“; „Wunderglaube im Heidentum und in der christlichen Kirche“), Wuttke und andere beigebracht haben. Insbesondere fällt bei dem reichen und gediegenen Literaturnachweise das Fehlen deutscher Autoren (Andree, Höfler etc.) auf.

Dem Hexenwesen in Literatur und Praxis ist ein größerer Raum zugewiesen (S. 110—131).

Ein weiteres magisches Element bildet die Kabbala und kabbalistische Zahlensymbolik. Dabei wird in dankenswerter Weise die Entstehung und die Wirksamkeit dieser Lehre verfolgt.

Ein Kapitel des Überblickes über Astrologie, Alchimie u. s. w. schließt diesen Abschnitt ab.

Eine andere Anregung geht von den Arabern aus. Von hier bewegt sich die Strömung der sogenannten „Schwarzen Kunst“ durch das ganze Mittelalter. Und je mehr ein Fluch auf alles „Wissen“ gelegt wurde, desto mehr verschmolzen Zauber und Magie mit echter Wissenschaft. Die Gestalten eines Albertus Magnus, Roger Bacon, Arnold Villanova, Picco de la Mirandola, Agrippa tauchen auf.

Mit diesen Forschern beginnt bereits die okkulte Wissenschaft, die aber erst später recht wirksam geworden ist.

Über die natürliche und medizinische Magie des Parazelsus, die Wünschelrute, das Faustbuch führt der Weg zum Volksaberglauben der Gegenwart, der leider mit nur einer Seite abgetan wird. Von den weiteren Ausführungen des Buches, die über den Rahmen dieser Zeitschrift weit hinausgehen, soll hier nicht die Rede sein.

Aus diesen kurzen Andeutungen geht wohl schon zur Genüge hervor, wie reichhaltig und vielseitig interessant das Buch ist. Die beiden Zwecke, die sich der Verfasser stellt: Unkundige über die Erscheinungswelt der Zauberei zu belehren und durch psychologische Erklärung zu zeigen, daß sie zur Deutung dieser „Wunder“ nicht der Annahme außerordentlicher Kräfte bedürfen, scheinen somit vollkommen erreicht. Ein angefügtes Sachregister und ein wertvoller Literaturnachweis vervollkommen das Werk in sehr erwünschter Weise.

Allein der Referent kann sich der Meinung nicht verschließen, daß hier des Guten zu viel getan sei. Mancher, der diesen Dingen ein aufrichtiges Interesse entgegenbringt, dürfte sich durch den großen Umfang dieses Werkes von einer zusammenhängenden Lektüre abschrecken lassen. Die Übersicht und Einteilung ist durchaus klar. Die Verweise zwischen dem I. und II. Teil halten wie feste Klammern zusammen. Aber gerade im historischen Abschnitt finden sich mehrere Kapitel, zum Beispiel über Kabbalistik und Mantik, die an und für sich sehr interessant sind, aber für Leute, die dem modernen Spiritismus und Hypnotismus nachgehen, nicht zwingend notwendig erscheinen. Sollte eine Teilung in eine geschichtliche Betrachtung und eine psychologische Erklärung in zwei getrennten Bänden das Werk nicht noch brauchbarer machen? Hoch anzurechnen ist der bei der scharfen Gegnerschaft schwer einzuhaltende ruhige und überzeugte Ton. Jedenfalls ist dieses Werk, wie alle Schriften, die von dem verstiegenen Wunderglauben auf eine vorurteilslose Betrachtung abzielen, auf das herzlichste zu begrüßen und wärmstens zu empfehlen.

Nicht vergessen sei, daß durch *Dr. J. Petersen* eine gut lesbare, verständige Übersetzung vorliegt, die oft ganz vergessen läßt, daß es sich um eine Übertragung aus einer fremden Sprache handelt.

Dr. Otto Jauker.

7. Anton Dachler: „Dorf- und Kirchenbefestigungen in Niederösterreich.“ Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines. Wien 1908.

Der verdiente Hausforscher ist in dieser Abhandlung, die zum Teil auf einer reichen Literaturkenntnis, zum Teil auf eigenen Beobachtungen beruht, der bisher noch wenig behandelten Frage der bäuerlichen Befestigungsarten nähergetreten. Sind die festen Burgen, die es in bedrohten Ländern so zahlreich gab, vielfach schon der Zerstörung anheimgefallen, so war von den meist nur zum augenblicklichen Schutz bestimmten ländlichen Befestigungen nicht viel zu erwarten. Trotzdem hat Dachler in Niederösterreich und einigen angrenzenden Gebieten etwa zweihundert Orte mit solchen Anlagen aufzählen können, die er in zweiten Teil der Abhandlung bespricht.

Im ersten Teil gibt er eine historische Darlegung und einen Erklärungsversuch. Viele Burgherren haben zwar ihren Untertanen in Kriegszeiten Unterkunft auf ihren Burgen gewährt, allein bei den zahlreichen Kriegen, feindlichen Einfällen (Türken und Hussiten) und den zahlreichen Fehden der Landesfürsten waren die Bauern des flachen Landes genötigt, für einen augenblicklichen Schutz bei Überfällen zu sorgen oder wenigstens für ihre Habe einen Schlupfwinkel zu finden.

Man umgab daher häufig das Dorf mit Wall und Graben, was zugleich den Vorteil bot, zu sehen, wer durch die wenigen Tore des Dorfes ein- und ausging, und bei Nachtzeit einigen Schutz gegen Diebe und Wegelagerer gewährte. Oft waren auch die Kirchen befestigt, wozu sie sich wegen ihrer Höhenlage besonders eigneten. Selbst Kirchhöfe hat man gelegentlich zur Verteidigung hergerichtet. Solche Kirchenbefestigungen lassen sich bis in die Regierung Justinians zurückverfolgen. In der Zeit der großen Türkenkriege waren sie besonders zahlreich. Solche Verteidigungseinrichtungen waren schon besser ausgeführt: Wall und Graben, Zinnenkrönung und Wehrgänge finden wir da. War der

Kirchturm für diese Zwecke nicht verwendbar, so baute man wohl auf Anhöhen, im freien Feld oder in der Nähe des Dorfes Warttürme, von denen Wächter durch Ton- und Feuersignale das Herannahen von Feinden den Bewohnern verkündeten.

Eine ganz sonderbare Einrichtung sind die sogenannten Hauslöcher und Erdställe. Diese stellen ein System verwickelter Gänge vor, die eine oft beträchtliche Längserstreckung besitzen und in verschiedener Höhenlage und Richtung verlaufen. Ihr Eingang liegt entweder im Keller eines Bauernhauses oder außerhalb des Dorfes an einer verdeckten Stelle. Die Gänge sind zwar nicht sehr geräumig, aber sorgsam ausgeführt. Steiglöcher, Leuchtmischen und Ausweichstellen sind praktisch verteilt; Absperrvorrichtungen schützen gegen feindliches Eindringen, Bohrlöcher sorgen für die Zufuhr frischer Luft.

Daß wir solche Anlagen in den leicht zu bearbeitenden Löß- und Lehmlagen antreffen, ist nicht verwunderlich; wir finden sie aber auch im festen Gestein. Die Ausarbeitung dieser Luftkanäle mit einem zylindrisch-röhrenförmigen Bohrer erinnert an die Bearbeitung vorgeschichtlicher Steinbeile. Aus dieser Ähnlichkeit allein auf einen vorgeschichtlichen Ursprung der Erdställe zu schließen, wie dies Dachler tut, scheint allerdings gewagt. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Mähren, Bayern und Ungarn; auch hier vorwiegend im Lößgebiet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß solche Erdställe auch anderwärts vorkommen, da sie in größerer Dichte gefunden wurden, wo man eben gerade Nachforschungen gehalten hat.

Obwohl die Jahreszahlen nur bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen, läßt sich die Benützung von „Erdgruben“ urkundlich bis in das 13. Jahrhundert verfolgen. In ihnen altheidnische Kultstätten zu sehen, geht nicht an; vielmehr macht es die ganze Anlage wahrscheinlich, daß wir es ausschließlich mit Zufluchtsstätten in Zeiten der Not zu tun haben.

Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß die erste Anlage von den Kelten herführe, die freilich nur wenige solche Gänge für ihre Häuptlinge angelegt haben dürften; die meisten stammen erst aus der Zeit der deutschen Besiedlung und sollen diesen älteren nachgeahmt sein. Die unruhigen Zeiten vom 9. bis zum 14. Jahrhundert in Niederösterreich haben die Benützung dieser Zufluchtsstätten notwendig gemacht. Aber auch in den späteren Zeiten müssen sie wiederholt aufgesucht worden sein.

Die sogenannten Hauslöcher, stellenweise auch Erdställe genannt, sind eine Art von Kellerräumen, die in der Nähe von Häusern liegen, gewöhnlich nur aus einem Raume bestehen und für einen längeren Aufenthalt behaglich eingerichtet werden können.

Dr. Otto Jauker.

8. Karl Müller-Fraureuth: Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Lieferung I. (a bis placken.) Dresden 1908. Verlag und Druck von Wilhelm Baensch.

Dieses Wörterbuch soll in fünf bis sechs Lieferungen zu acht Bogen Lexikonformat erscheinen. Ohne großen sprachwissenschaftlichen Nebenapparat, in einfacher Schreibweise, wird hier der Wortschatz der obersächsischen oder erzgebirgischen Mundarten bearbeitet. Der Verfasser sucht für jedes Wort den sachlichen Hintergrund auf und belegt die Anwendung mit Redensarten, Sprichwörtern sowie mit Stellen aus der mundartlichen Literatur. So wird das Werk außer seiner sprachwissenschaftlichen Bedeutung in weiteren Kreisen die Liebe zur heimatlichen Mundart wecken und diese verstehen lernen. Durch das Eingehen auf den Begriffsinhalt der Wörter und die reichen Belegstellen ist das Buch aber auch volkskundlich wertvoll. Es ist nur zu beklagen, daß bei den Aufsammlungen des Stoffes die weiten und dichtbevölkerten Landstriche Böhmens, in denen die sächsisch-erzgebirgische Mundart gesprochen wird, keine Berücksichtigung fanden; auch die Dialektpoesie dieser Teile Deutschböhmens wurde nicht zitiert. Dann möchte ich auf Knothes Wörterbuch der Markersdorfer Mundart (Böhmisch-Leipa 1895) hinweisen, das für die obersächsische Mundart genug Verwandtes und Vergleichbares birgt.

Für Deutschböhmen plant wohl der Verein für Geschichte der Deutschen eine größere Arbeit auf dem Gebiete der Mundartenforschung; der Durchführung dieses Planes

steht aber die Schwierigkeit entgegen, daß wir es in Böhmen mit vier wenig verwandten Hauptmundarten zu tun haben; andererseits hat der sammelnde Verein sich allzu hohe Ziele gesteckt und die Aufsammlung des Materials durch hohe Anforderungen erschwert. In dieser Beziehung steht Karl Müllers Arbeit, soweit sie nun erschienen und so viel uns das Vorwort erzählt, als nachahmenswertes Beispiel da. Wir werden nach Erscheinen weiterer Hefte noch auf das Werk zurückkommen.

Josef Blau.

9. Paul Schultze-Naumburg: „Die Entstellung unseres Landes.“ Herausgegeben vom Bund „Heimatschutz“. Zweite, verbesserte Auflage mit 75 Abbildungen. 15. bis 20. Tausend. 78 S. Preis 30 Pfg. ausschließlich Porto. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Bundes „Heimatschutz“ in Meiningen, Feodorenstraße 8.

Der Bund „Heimatschutz“ arbeitet auf die Erhaltung der natürlich und geschichtlich gewordenen Eigenart unserer Heimat hin. Einerseits sollen die Eigenart des Landschaftsbildes, die einheimische Tier- und Pflanzenwelt, geologische Naturdenkmäler bewahrt, andererseits Werke der Vorzeit, Bauten, Gärten, Straßennamen und Flurbezeichnungen geschützt werden. Die in Dorf und Stadt überlieferte Bauweise soll weitergepflegt werden, der Volkskunst, den Sitten, Gebräuchen und Trachten widmet der Bund seine Aufmerksamkeit.

Der Verbreitung dieser Ideen dient die vorliegende Flugschrift, ein ausgezeichnetes und geschickt gearbeitetes Werkzeug zur Weckung der Erkenntnis und Wertschätzung unserer kulturgeschichtlichen Erbstücke, besonders auf dem Gebiete des Bauwesens, ein Spiegel, der uns erschreckende Bilde zeigt von unbescheidenen, geschmack- und sinnlosen Neubauten, die das Landschafts- oder Ortsgebiet verunstalten. An zahlreichen gut gewählten Beispielen, gewöhnlich in der Gegenüberstellung von Form und Unform, wird uns gezeigt, was gut und schlecht ist; wir sehen auch, daß in neuerer Zeit viel Schönes geschaffen wurde. Die uns bekannten Bauten von Bauerngehöften, Villenanlagen, Stadthäusern, Kirchen, Schulen, Theatern und anderen öffentlichen Gebäuden, die in letzter Zeit entstanden, öffentliche Plätze, Alleen, Hecken und Zäune vermehren noch das Vergleichungsmaterial. Da steht vor unserem Auge der bekannte Protzenkasten auf dem Hügel über der Straße, teilweise burgähnlich, mit Türmchen, Erkern und Veranden überladen, mit Kapitellen, gotischen Bogen, Fachwerk und selbst orientalischen Stilelementen, aber schlechtem Dache, feuchten Wänden, verquollenen Türen und faulenden Fußböden, auf denen billige Öfen stehen, die selbst nicht mehr als eine schlechte Dekoration sind; hat ja die Fassade zu viel gekostet. Hier ein solches „Schmuckkäslein“ aufdringlich knapp an der belebten Straße, statt 20 m weiter im Garten hinter Bäumen, Büschen und Beeten; an einer neuen Uferstraße eine Mustersammlung der verschiedensten Stilarten und Stilmischungen; nur selten bietet da ein bescheidener Bau, dem der Wohnzweck die Hauptsache, der nur Haus und nichts weiter sein will, ohne weitere auf die Überstrahlung der Nachbarn oder die Verblüffung der Passanten gerichtete Absicht einen angenehmen Ruhepunkt für das Auge gekostet. Der Bau ist auch nicht ohne Zierat, aber dieser fügt und schmiegelt sich unauffällig und organisch den notwendigen Bauteilen an oder besteht aus solchen selbst.

Die vorliegende Schrift erfüllt ihren Zweck, die staatlichen und privaten Bestrebungen gegen das herrschende Bauehend zu fördern, auch noch durch ihren der Massenverbreitung günstigen Preis.

Sie hat für uns Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde Bedeutung, einmal weil wir uns eo ipso und ex offio für den volkstümlichen Hausbau interessieren, und weil wir, seit Jahren für ein Heim zur Unterbringung unserer reichen Sammlungen Stein um Stein zusammentragend — ja selber Hausbauschmerzen haben.

Josef Blau.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde für das Jahr 1908.

Erstattet vom **Präsidenten Grafen J. Harrach.**

Am Beginn des Berichtsjahres, über dessen mannigfaltige Arbeiten und Erfolge im nachstehenden Mitteilung gemacht wird, steht das beglückende Ereignis der huldvollen Übernahme des Vereinsprotektorats durch Seine kaiserliche und königliche Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand, höchstwelcher als Schützer und Schätzer alteinheimischer Sitte und Art sowie der angestammten Güter des Volkes in ganz Österreich verehrt wird. Unsere Gesellschaft weiß diese ihr widerfahrene Auszeichnung in tiefster Dankbarkeit zu würdigen und hofft auf das huldvolle Eingreifen des durchlauchtigsten Herrn Protectors in allen die weiteren Schicksale namentlich unseres Museums betreffenden bedeutungsvollen Angelegenheiten.

An der Feier des Allerhöchsten Regierungsjubiläums Seiner Majestät des allgeliebten Kaisers hat unser Verein in Verbindung mit den übrigen historischen Vereinen Wiens durch die Beteiligung an einer gemeinschaftlich herausgegebenen Festschrift geziemend Anteil genommen. Es ist darin von berufener Seite die vielseitige und erfolgreiche Arbeit, welche wir in vermittelnder und zentraler Stellung seit fünfzehn Jahren für die Volkskunde des gemeinsamen Vaterlandes geleistet haben, auf das ehrenvollste dargelegt worden.

Wie in den Vorjahren fiel das Schwergewicht unserer Tätigkeit auch im abgelaufenen Jahre 1908 auf den weiteren Ausbau der Sammlungen unseres Museums, die in diesem Jahre den weitaus größten und wichtigsten Zuwachs seit der Gründung des Museums erfahren haben. Dank der hochherzigen fürstlichen Munifizienz eines hohen Gönners unserer Bestrebungen, Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, sowie der Spenden einer Reihe von anderen Freunden unseres Museums, endlich durch einen beträchtlichen Zuschuß aus unseren sonstigen Mitteln konnte ein relativ bedeutender Betrag für die Beschaffung neuer Sammlungen, die sich auf fast sämtliche österreichische Landesteile bezogen, verausgabt werden. Der erzielte Zuwachs belief sich auf 2713 Nummern. Freilich wuchsen damit die schon seit Jahren bestehenden Raumkalamitäten unseres Museums ins Unerträgliche, und

es ist höchste Zeit, daß diesen geradezu eine wissenschaftliche Ungeheuerlichkeit darstellenden Verhältnissen*) seitens der machthabenden Faktoren ein Ende gesetzt werde — je eher, je lieber. Die räumlichen Verhältnisse, unter welchen unsere so reichen und von allen Besuchern bewunderten Sammlungen in geradezu unwürdiger Weise leiden, diskreditieren die Wiener Museumsverhältnisse in unverantwortlicher Art vor den Fachkreisen des In- und Auslandes, aus deren Reihen wir so zahlreichen Besuch und Benützung erfahren. Wir hoffen und erwarten auf das ernstlichste Abhilfe vom Staat und der Reichshauptstadt. Politisch spielen die Nationalitäten in unserem Staate mit Recht eine so entscheidende und einflußreiche Rolle — und kulturell sollte für sie nichts zu erlangen sein? Ihre wissenschaftliche und volkskünstlerische Pflege sollte auf die Dauer das Aschenbrödel unter den wissenschaftlichen Betrieben bleiben? Unser Museum erfüllt eine wichtige kultur- und nationalpolitische Pflicht und darf deswegen von den maßgebenden Faktoren nicht im Stiche gelassen werden. Möge die Wiener Gemeindevertretung in dem geplanten Neubau des Städtischen Museums auch unseren Sammlungen Raum geben: die Stadt Wien wird sich damit ihrer Kulturpflicht als Reichshauptstadt in würdigster Weise entledigen. Wir haben eine diesbezügliche Bitte Seiner Exzellenz dem Herrn Bürgermeister Dr. Karl Lueger durch eine Deputation unseres Vereines unter Führung des Herrn Vizepräsidenten Hofrates Dr. Ritter v. Jagié unterbreitet und bei demselben mit dieser Idee eine sehr freundliche und günstige Aufnahme gefunden. Auch der durchlauchtigste Herr Protektor, Seine kaiserliche und königliche Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand, hat einen diesbezüglichen Wunsch dem Herrn Bürgermeister kundgegeben. Möchte dieser Plan dank der hohen Einsicht und Munifizienz der hochlöblichen Gemeindevertretung recht bald seine Verwirklichung finden.

Das wissenschaftliche Vereinsorgan, welches nunmehr in seinen XV. Jahrgang tritt, die von unserem Schriftführer Dr. M. Haberlandt begründete und geleitete »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« hat auch im Jahre 1908 durch gefällige Leistung eines bedeutenden Druckkostenzuschusses seitens unseres Ehrenmitgliedes Hofrates Dr. M. Höfler in Tölz eine sehr dankenswerte Erweiterung durch Herausgabe des V. Supplementheftes erfahren. Doktor M. Höflers mit 47 Abbildungen illustrierte Abhandlung »Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit« hat darin Veröffentlichung gefunden. Ich danke dem hochverehrten Verfasser auch an dieser Stelle für sein unserem Vereine neuerlich bewiesenes Wohlwollen auf das verbindlichste.

Bezüglich der Zusammensetzung des Ausschusses erfolgte durch die Zuwahl der Herren Hans v. Medinger und Adolf Freiherrn

*) Auch die Wiener Presse hat sich schon mehrfach mit diesen Mißständen zu beschäftigen veranlaßt gesehen.

v. Bachofen jun. eine höchst erfreuliche Verstärkung unseres Verwaltungs- und Beratungskörpers. Herrn Vizepräsidenten Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, der mich, wie immer, auch im abgelaufenen Jahre bei der Leitung der Vereinsgeschäfte auf das bereitwilligste unterstützt hat, hatten wir im Jahre 1908 willkommene Gelegenheit, zur Feier seines 70. Geburtstages auf das dankbarste zu beglückwünschen.

Drei um die Wissenschaft der österreichischen Volkskunde und unseren Verein im besonderen hochverdiente Männer haben wir im Jahre 1908 erfreuliche Veranlassung gehabt, durch die Wahl zu Ehrenmitgliedern unseres Vereines zu ehren; es sind dies: Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Hofrat Dr. Max Höfler in Tölz und Prof. Dr. Richard Andre e in München. Unserem Ausschußrat Herrn Alfred Ritter v. Walcher-Molthein sind wir zu besonderem und herzlichstem Dank für sein nimmermüdes warmes Interesse an unserem Museum verpflichtet; ebenso haben sich Geschäftsführer Obergeringieur Anton Dachler und Ausschußrat Robert Eder auf das eifrigste um die Vereinsangelegenheiten bemüht. Die Hauptlast der Geschäfte ruhte wie stets bisher auf den Schultern unseres Schriftführers und Museumsdirektors Dr. M. Haberlandt, der in dem glänzenden Erfolg seiner unausgesetzten Anstrengungen den besten Lohn für alle Mühe und Sorge erblicken möge.

Die Mitgliederbewegung im abgelaufenen Jahre hielt sich wie in den Vorjahren in normalen Grenzen; die Verluste durch Austritt oder Todesfall von Mitgliedern wurden mehr als wettgemacht durch den Eintritt neuer Mitarbeiter und tatkräftiger Interessenten an der edlen Sache der heimischen Volkskunde. Auch der Besuch unseres Museums hat sich in erfreulicher Weise gehoben, wie der nachfolgende Bericht des Museumsdirektors dartut.

Die im Jahre 1908 zur Einnahme und Verausgabung gelangten Mittel erreichten eine beträchtliche Steigerung gegenüber dem Budget unseres Vereines im Vorjahre; wir hatten diesbezüglich eine erfreuliche Steigerung um rund K 8000 zu verzeichnen, von der wir hoffen wollen, daß sie unserem Vereinshaushalte erhalten bleiben wird. Dem hohen Ministerium für Kultus und Unterricht haben wir für die Bewilligung einer außerordentlichen Subvention von K 3000 für Ankaufszwecke (in drei Raten à K 1000, 1908 bis 1910) unseren ergebensten Dank abzustatten. Unserem hochherzigen Stifter Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein schulden wir nicht minder tiefste Dankbarkeit für seine in unerschöpflicher Freigebigkeit neuerlich gewährte Spende von K 4500, die hauptsächlich zum Ankauf einer großen, zirka 1200 Stück umfassenden Sammlung mährischer Stickerien gewidmet wurde. Herrenhausmitglied Anton Dreher hat K 500, Bergrat Max Ritter v. Gutmann K 100, das Bankhaus Rothschild K 100, Alfred Ritter v. Walcher K 50, die Firma

A. Blaschke & Sohn K 100, das Polizeipräsidium K 30 gespendet, wofür auch hier der ergebenste und wärmste Dank ausgesprochen wird. Für die wie in den Vorjahren bewilligten Subventionen der hohen k. k. Unterrichtsverwaltung (K 8000), der Gemeinde Wien (K 1200), der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer (K 800), des hohen niederösterreichischen Landtages (K 200), der k. k. niederösterreichischen Statthalterei (K 200) und der Ersten österreichischen Sparkassa (K 100) danke ich namens des Vereines den hohen Behörden und Korporationen auf das verbindlichste und erbitte die Fortdauer ihres uns so kostbaren Vertrauens und Wohlwollens auch für die Zukunft.

Möge uns das neue Jahr vor allem unserem nächsten heißersehnten Ziele, der Erlangung eines entsprechenden Heims für unser Museum, um ein gutes Stück näherbringen!

Tätigkeitsbericht des Museums für österreichische Volkskunde. für das Jahr 1908.

Erstattet vom Museumsdirektor Dr. M. Haberlandt.

Die rege Sammeltätigkeit, die in den Vorjahren dank zur Verfügung stehender größerer Mittel verfolgt werden konnte, erfuhr im Jahre 1908 noch eine bedeutende Steigerung; der Zuwachs betrug denn auch nicht weniger als 2713 ausgewählte Stücke aus fast sämtlichen österreichischen Volksgebieten.

Ich hebe darunter vor allem die 1226 Nummern umfassende Sammlung mährischer Stickerereien aus dem Nachlasse des verstorbenen Rechnungsrates Andreas Andresek hervor, deren Ankauf durch eine fürstliche Spende Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein erfreulicherweise möglich geworden ist. Dieselbe stammt aus dem südöstlichen Mähren, ist bezüglich der Herkunft der allermeisten Stücke genau bestimmt und enthält in den verschiedenen Kategorien von Bett-, Vorsegne-, Gebetbuch-, Brauttüchern, den Hemden, Schürzen, Ärmeln, Krägen, Miedern, Hauben etc. einen wahrhaft unübersehbaren und unerschöpflichen Schatz von textiler Volkskunst aus der Zeit 1770 bis 1850. Leider verbietet die absolut vollständige und dichte Besetzung der Museumsräumlichkeiten die Ausstellung eines auch noch so geringen Bruchteiles dieser herrlichen Sammlung; wir hoffen jedoch im Laufe des Jahres 1909 Gelegenheit zu finden, diese Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, über den vollständigen Mangel einer entsprechenden ständigen Ausstellungsräumlichkeit für wissenschaftliche Zwecke in Wien Klage zu führen. Weder die Hofmuseen, die bereits über empfindlichen Raummangel zu klagen haben, noch die übrigen Museen Wiens, wie das k. k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie oder das k. k. Technologische Gewerbemuseum, ebensowenig auch die wissenschaftlichen Institute der Wiener Hochschulen verfügen über den entsprechenden zentralen Raum und Apparat für Veranstaltung temporärer wissenschaftlicher Ausstellungen, die doch ein so starkes und häufig empfundenes Bedürfnis im wissenschaftlichen Betriebe einer Großstadt darstellen. Wie lange will sich in dieser Beziehung die Wissenschaft von der Kunst noch den Rang ablaufen lassen?

Eine weitere, sehr umfangreiche Sammlung (zirka 300 Stück), die 1908 allmählich zusammenwuchs, bezieht sich auf das Heanzengebiet im östlichen Niederösterreich und der östlichen Steiermark nebst den angrenzenden Strichen Westungarns. In Nordtirol

wurden ebenfalls eine Reihe wichtiger und neuartiger Erwerbungen gemacht, darunter acht vollständige Männer- und Weibertrachten aus verschiedenen Tälern, im ganzen 320 Stück. Statlichen Zuwachs erfuhren des weiteren die Sammlungen aus Niederösterreich (zirka 150 Nummern), Oberösterreich (zirka 120 Nummern, darunter die vollständige Nachbildung einer oberösterreichischen Wallfahrtskapelle [„Schacher“] aus der Umgebung von Braunau, die wir unserem verehrten Mitarbeiter und Korrespondenten Herrn Hugo v. Preen in Osternberg verdanken, Salzburg (zirka 80 Nummern), Steiermark (zirka 180 Nummern), Böhmen und Mähren (zirka 100 Nummern, abgesehen von der 1226 Nummern umfassenden Stickerreisammlung), während zirka 200 Nummern zusammen auf Istrien, Dalmatien, Galizien und die Bukowina entfielen. Es ist Vorsorge getroffen, daß — vorausgesetzt, wir verfügen über die dazu erforderlichen Mittel — in den nächsten Jahren vor allem die südöstlichen und nordöstlichen Volksgebiete des Reiches, die in unseren Sammlungen noch nicht vollständig dargestellt erscheinen, in planmäßiger Art durchforscht werden, wozu wir uns die Mitarbeiterschaft bedeutender Vertreter der heimischen Forschung an Ort und Stelle gesichert haben.

Im abgelaufenen Jahre hatte ich mich der regen Mithilfe seitens der Herren Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Lehrer Heinrich Moses in Neunkirchen, Hugo von Preen in Osternberg, Wilhelm Tschinkel in Morobitz, Frau Baronin v. Rubidowitz in Abbazia, Oberlehrer Karl Reiterer in Trieben, Fachlehrer Leo Rzeszowski in Podgorce und anderer zu erfreuen, wofür ich diesen treuen und bewährten Mitarbeitern den verbindlichsten Dank ausspreche. Mein Sohn Volontär stud. phil. Artur Haberlandt und Volontär Josef Fischer haben mich auch bei der Sammeltätigkeit, ersterer auf allen Sammelgebieten, letzterer in Galizien und Nordböhmen, auf das eifrigste unterstützt, wofür ich ihnen herzlichsten Dank sage.

Für Sammlungszwecke wurde der Betrag von K 11,426-75 verausgabt. Die Zahl der durch Ankauf erworbenen Gegenstände belief sich auf 2713. Als Geschenke erhielten wir 61 Objekte, durch Tausch 39. Die Gesamtzahl der ethnographischen Sammlung beträgt nunmehr an eigenem Besitz 21.852 Stück, an fremden Stücken 3066, mithin insgesamt 24.918 Stück. Die Photographiensammlung erfuhr eine Vermehrung um 111 Stück, die Sammlung der Abbildungen um 76 Stück, beläuft sich daher insgesamt auf 1593, beziehungsweise 756 Stück. Die Vermehrung der Bibliothek betrug 68 Nummern, außer den Fachzeitschriften.

In mannigfacher Weise war im Berichtsjahre unserem Museum Gelegenheit geboten, über seinen gewöhnlichen Wirkungskreis hinaus für die Öffentlichkeit sich nutzbringend, ja unentbehrlich zu erweisen. Der große österreichische Völkerfestzug vom 12. Juni 1908 zu Ehren des geliebten Monarchen hat die Direktion in mannigfachster Art beschäftigt; er hätte einen besseren Ausklang und nachhaltigere Wirkung verdient, als unter den bekannten Mißlichkeiten dem ganzen großartigen Unternehmen überhaupt beschieden war. Unter dem frischen Eindruck des unvergeßlichen Schauspielers hat sich die Direktion unter der Ägide Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Hans Wilczek in Verbindung mit Herrn Alfred Walcher v. Moltheim und Dr. Rudolf v. Förster-Streffleur mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit zum Schutz der angestammten Trachten und Sitten gewendet, der nicht wirkungslos geblieben ist. Auch bei der Vorbereitung des Festspieles „Aus der Heimat“ zur Festfeier des Allerhöchsten Regierungsjubiläums war es unserem Museum vergönnt, mit seinen Sammlungsschätzen in entsprechender Weise mitzuwirken.

Seitens der Künstler und Gewerbetreibenden sowie seitens der Forscher und Studierenden werden unsere Sammlungen stets auf das eifrigste benützt und fruchtbar gemacht; wir dürfen es mit Stolz sagen, daß unser Museum in dieser Beziehung zu den am häufigsten aufgesuchten Anstalten Wiens zu zählen ist, wie die Mitteilungen darüber in unserer Zeitschrift (Bd. XIV., S. 152, 231 f.) dartun. Nichts kann uns erwünschter sein, als dieser rege Verkehr in unseren bescheidenen Arbeitsräumen, in welchen trotz der stärksten Ungunst der äußeren Verhältnisse so viel wissenschaftliche wie künstlerische Arbeit im stillen geleistet wird.

Von den reichen Einläufen des Berichtsjahres wurde mit Heranziehung der nicht verschleißbaren Vorräume und des Vestibüls des Museums für größere Objekte sowie durch zollweise betriebene Raumersparnis und Ausnützung noch ein beträchtlicher Teil — nach ordnungsgemäßer Buchung und Restaurierung — ausgestellt, das übrige zum großen Leidwesen der Direktion wie der wenigen, die davon Kenntnis erhielten, weggepackt. Volontär stud. phil. Artur Haberlandt hat mit der gewissenhaften Buchung des Sammlungseinlaufes und den Ergänzungen der Bezettelung viel Mühe gehabt, wofür ihm unser Museum wärmsten Dank schuldet.

Auch die Unterbringung der erfreulich anwachsenden und von den Fachkreisen in Wien und auswärts sehr fleißig benützten Bibliothek sowie der Photographien- und Bildersammlung macht schon die größte Schwierigkeit. Herr Bibliothekar J. Thirring, dem für die Führung der Bibliotheksgeschäfte herzlichst gedankt sei, macht mit Recht auf das Unhaltbare dieses Zustandes aufmerksam. Es wird der Vereinsleitung nichts übrig bleiben, als bis zu einer gründlichen erhofften Besserung der Raumverhältnisse in einem eigenen Hause in der Nähe des Museums eine zweite Lokalität für die neuen Sammlungen und Bibliothekseinläufe zu mieten — vorausgesetzt, daß die Mittel hierfür zu beschaffen sein werden.

Der Besuch des Museums hat sich in erfreulichem Maße gehoben. An zahlenden Besuchern verzeichneten wir 1436 (gegen 1182 im Jahre 1907), bei freiem Eintritt besichtigten das Museum zirka 4000 Personen, zumeist Schüler und Schülerinnen der gewerblichen Fortbildungsschulen, verschiedene Handelsschulen, Universitätskurse, wissenschaftliche und alpine Vereine, wie sie in der Zeitschrift Bd. XIV, S. 152, 232, ausgewiesen erscheinen. Auch bezüglich der regen Benützung unserer Sammlungen und Bibliothek durch Forscher, Studierende, Künstler, Kunstgewerbetreibende und Kunstschüler verweise ich auf meine in der Zeitschrift Bd. XIV, S. 231 f., gemachten Mitteilungen, aus denen die vielseitige Benützung des großen wissenschaftlichen Materials hervorgeht, das in unserem Museum aufgestapelt und das in Wien nirgends anders zu finden ist. Wir werden wie bisher jeden dahin abzielenden Wunsch, er komme von welcher Seite immer, erfüllen und hoffen damit den Kreis unserer Freunde in der Bevölkerung stetig zu erweitern.

Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1908.

Eingang.			Ausgang.		
Bankguthaben am 31. Dez. 1907	17.018	20	Für Drucksorten an die Buchdruckerei Helios	122	—
Zinsen bis 31. Dezember 1908	1.155	16	Verzinsliche Entnahme für Sammlungszwecke pro 1908	1.100	—
Spende Dr. E. Figdor	50	—	Saldoguthaben am 31. Dez. 1908	17.001	36
Summe	18.223	36	Summe	18.223	36

Wien, 1. Jänner 1909.

Dr. M. Haberlandt
Schriftführer.

Graf J. Harrach
Präsident.

Geprüft und in Ordnung befunden:
Alfred Walcher Ritter v. Molthein, Robert Eder
als Revisoren.

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

Einnahmen. Ausgaben.
für das XIV. Vereinsjahr 1908.

	Kronen	Heller		Kronen	Heller
Kassasaldo ex 1907	250	27			
I. Ordentliche Einnahmen.					
1. Mitgliederbeiträge und Abonnements	3259	40			
2. Subventionen:					
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	K 8000—				
b) Besondere Subvention des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht	1000—				
c) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien	1200—				
d) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer	800—				
e) Erste österreichische Sparkassa	100—				
f) Hoher niederösterreichischer Landtag	200—				
g) Hohes k. niederösterreichische Statthalerei	200—				
3. Museumseinnahmen	11500	—			
II. Außerordentliche Einnahmen.					
1. Spenden:					
a) Se. Durchl. Fürst Joh. Liechtenstein K	4500—				
b) Hofrat Dr. M. Höfer	598-33				
c) Herr A. Dreher	500—				
d) Bankhaus S. M. v. Rothschild	100—				
e) Herr Max Ritter v. Gutmann	100—				
f) Firma A. Blaschke & Ko.	100—				
g) Herr A. v. Waleher-Moltheim	50—				
h) K. k. Polizeipräsident	30—				
2. Sonstige diverse Einnahmen:					
a) Darlehen aus dem Baufonds	1100—				
b) Verkauf von Tauschobjekten	473-83				
c) Verkauf von Druckschriften	225-60				
d) Refundierungen	200-78				
e) Sonstige kleinere Einnahmen	67—				
3. Zinsen	2067	21			
	28	36			
Summe der Einnahmen	23771	97			
Wien, 1. Jänner 1909.					
Oberingenieur Anton Dachler, Rechnungsführer.					
Graf J. Harrach, Präsident. Julius Thiring Kassier.					
Alfred Waleher Ritter v. Moltheim, Robert Eder als Revisoren.					
Geprüft und richtig befunden: Alfred Waleher Ritter v. Moltheim, Robert Eder als Revisoren.					
Summe der Ausgaben	23599	92			
Kassarest auf neue Rechnung	172	05			
Wien, 25. Jänner 1909.	23771	97			
I. Museum.					
1. Personal und Remunerationen	4871	71			
2. Ethnographische Sammlung und Bibliothek	11426	75			
3. Installation und Konservierung	431	43			
4. Beleuchtung	33	89			
5. Frachten, Transporte und Reisen	649	43			
6. Mietzins und Versicherungen	2168	84			
II. Verein.					
1. Kanzleiauslagen	236	15			
2. Porti	357	04			
3. Zeitschrift:					
a) Klischees, Zeichnungen u. Photogr. K	388-92				
b) Honorare für Mitarbeiter	176—				
c) Buchdruckerei	2840-76				
4. Jahresversammlung	3405	68			
	19	—			

Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Franz Ferdinand.**

Ehrenpräsident: Seine Exzellenz Herr **Dr. J. A. Freih. v. Helfert.** (1894.)

Die Vereinsleitung

im Jahre 1907:

Seine Erlaucht Herr **Graf Johann Harrach**
Präsident. (1901.)

Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**
Erster Vizepräsident. (1894.) Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. u. k. Kustos Dr. **Michael Haberlandt**
Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Oberingenieur **Anton Dachler**
Geschäftsführer. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Adolf Freiherr Bachofen v. Echt jun. (1908.)	Prof. Dr. Paul Kretschmer. (1899.)
Prof. Dr. Franz Branky. (1903.)	Hans Edler v. Medinger. (1908.)
Robert Eder, Oberkurator, Mödling. (1905.)	Prof. Dr. Eugen Oberhummer. (1907.)
Architekt Hartwig Fischel. (1907.)	Prof. Dr. Milan Ritter v. Rešetar. (1901.)
Direktor Gustav Funke. (1907.)	Stadtpfarrer Chorherr J. Schindler. (1894.)
Prof. Dr. Valentin Hintner. (1903.)	Alfred Walcher Ritter v. Moltheim,
Chefarzt Dr. Oskar Edler v. Hovorka. (1907.)	k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)
K. k. Oberbaurat Julius Koch. (1906.)	

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. Richard Heller, Salzburg. (1897.)	Josef Lukasek, k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)
Prof. Dr. R. Meringer, Graz. (1897.)	Notar J. Palliardi, Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. Dr. Mathias Murko, Graz. (1900.)	Prof. Dr. L. Niederle, Prag. (1894.)
K. k. Gewerbe-Oberinspektor Hofrat Doktor V. Pogatschnigg, Graz. (1899.)	Prof. Dr. A. Hauffen, Prag. (1894.)
Hofrat Dr. Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort, Innsbruck. (1894.)	Direktor Dr. E. Braun, Troppau. (1901.)
Prof. Dr. Otto Jancker, Laibach. (1902.)	Dir. Roman Zawilinski, Tarnow. (1894.)
Direktor J. Šubić, Laibach. (1901.)	Prof. V. Szuchiewicz, Lemberg. (1901.)
Advokat Dr. A. Amoroso, Parenzo. (1901.)	Dr. Iwan Franko, Lemberg. (1907.)
Direktor F. Bulić, Spalato. (1901.)	Hofrat A. Ritt v. Vuković, Makarska. (1901.)
	Reg.-Rat Karl Romstorfer, Salzburg. (1894.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Freih. Bachofen v. Echt sen., Wien.	Fürst Johann Liechtenstein, Wien.
Graf Karl Lanckoronski, Wien.	Graf Konstantin Prezdzedzki †.
Anton Dreher, Schwechat.	Johann Presl †.
Nikolaus Dumba †.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Amalie v. Hoeffft, Wien.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
Dr. S. Jenny †.	Fürst Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.

Ehrenmitglieder.

Prof. Dr. Richard Andree, München.
Hofrat Dr. Max Höfler, Tölz.
Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Wien.

Korrespondenten.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Stephanie Baronin v. Rubido-Zichy, Abbazia.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	Wilhelm Tschinkel, Morobitz.
Heinrich Moses, Lehrer, Neunkirchen.	Magdalene Wankel, Prag.
Hugo v. Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	

Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.	
*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien.	Benesch August, Dr., Direktor, Bodenbach.
*Abraham Ant. Franz, Präparator und Lehrmittelhändler, Wien.	Benesch Fritz, Dr., Ministerialsekretär, Wien.
*Abtei des Benediktiner - Ordensstiftes, Seckau.	Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberstleutnant i. R., Wien.
*Adler Heinrich, Redakteur, Wien.	*Beneš Julius, Gymnasialdirektor, Wiener-Neustadt.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.	Bengler Robert, k. k. Prof., Villach.
*Ammann Josef, Prof., Krumau.	Berg Wilhelm, Freih. v., Wien.
*Amoroso Andreas, Dr., Parenzo.	Berger Vitus, Regierungsrat, Wien.
*Andreß Franz, Lehrer, Dobrzan.	*Bezirkslehrerbibliothek Floridsdorf und Umgebung in Groß-Enzersdorf.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien.	*Bianchi Luise, Baronin, Rubbia.
*Ankert Heinrich, Stadtarchivar, Leitmeritz.	*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Auersperg Karl, Fürst, Goldegg.	*Blaschke Alexander & Komp., Wien.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien.	*Blau Josef, Oberlehrer, Freihöls.
*Baar Jakob, Spediteur, Wien.	*Blümml E. K., Wien.
*Bach Theodor, Baurat, Wien.	*Bohata Adalbert, Dr. Hofrat, Triest, †.
Bachinger Augustin, Prof., Horn.	*Bouchal Leo, Dr., Wien.
Bachmann Johann, Prof., Leitmeritz.	Bouchal Leonhard, Bankier, Wien.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.	*Branky Franz, kais. Rat, Wien.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrat, Wien.	Braun Edmund, Dr., Direktor, Troppau.
*Bau H., Prof., Tarnow.	*Bräuer Wenzel, Oberlehrer, Schluckenau.
*Bearzi Karl, Wien.	*Brausewetter Benno, Ingenieur, Wien.
*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.	Brehm Karoline, Hainburg.
*Benesch Anna, Wien.	*Breitfelder Franz, k. k. Statthaltereirat, Wien.
	*Brenner - Felsach Joachim, Freih. v., Gainfarn.

- Breycha Artur, Dr., k. k. Ministerialrat, Wien.
 *Brioschi Anton, Wien.
 Brüll Rudolf, Dr., Wien.
 *Bünker J. R., Lehrer, Ödenburg.
 *Buliž Franz, Regierungsrat, Spalato.
 *Ceipek Leo, Ritt. v., Dr., Innsbruck.
 Čermak Klemens, k. k. Konservator, Czaslau.
 Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien.
 *Chorinsky Rudolf, Graf, Hofrat, Laibach.
 *Chotek Marie Henriette, Gräfin, Wien.
 Collmann Elsa, Wien.
 *Cvetisić Klothilde, königl. Direktorin, Agram.
 *Czartoryski Georg, Fürst, k. k. Geh. Rat, Wiązownica.
 *Czech v. Czechenherz Jaroslav, Wien.
 Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin Villani, Wien.
 *Dachler Anton, Oberingenieur, Wien.
 *Dalberg Friedrich, Freih. v., Datschitz.
 *Dan Demeter, Pfarrer und Exarch, Straža.
 *Daubrowa Alfred, Dr., Wien.
 *Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.
 *Deutscher Volksgesangverein, Wien.
 *Doblhoff Josef, Freih. v., Wien.
 *Domluvil Eduard, Prof., Walachisch-Meseritsch.
 Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt a. d. Triesting.
 Drechsel Artur, Freih. v., Dr., Sektionsrat, Wien.
 *Ebner Laurenz, Pfarrer, Schöngrabern.
 *Eder Robert, Oberkurator, Mödling.
 *Eichhorn Friedrich, Dr., Böhheimkirchen.
 *Eigl Josef, Baurat, Salzburg.
 Eitelberger v. Edelberg Jeanette, Hofrätin, Wien.
 Ender Artur, Oberingenieur, Wien.
 *Enzenberg Artur, Graf, Dr., Innsbruck.
 *Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.
 *Fierlinger Klaudius, Freih. v., Dr., Wien.
 *Figdor Albert, Dr., Bankier, Wien.
 *Figdor Eduard, Großgrundbesitzer, Wien.
 *Fischer Karl R., Bürgerschullehrer, Gablonz a. d. Neisse.
 Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien.
 Fischhof Moriz Johann, Oberrevident der k. k. Staatsbahnen, Wien.
 *Fischel Hartwig, Architekt u. Oberingenieur, Wien.
 *Förster-Streffleur Rud., Ritt. v., Ministerialrat, Wien.
 *Franko J., Dr., Lemberg.
 *Franz Adolf, Dr., Prälat, München.
 *Fried Ludwig, Hauptkassier, Wien.
 Frimmel v. Traisenau Fanni, Wien.
 *Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
 Frischauf Marie, Eggenburg.
 *Fritze Elise, Fabriksbesitzerin, Wien.
 Fuchs Justine, Wien.
 *Fuchs Theodor, Hofrat, Wien.
 *Funke Gustav, Direktor, Wien.
 *Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat, Wien.
 Gall Hans, Oberkontrollor, Floridsdorf.
 Gasser Heinrich, Bozen.
 *Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih., Ministerpräsident d. R., Wien.
 Gehrig Susanna, Hainburg a. D.
 *Gerisch Ed., Regierungsrat, Wien.
 *Gerlach & Wiedling, Buch- und Kunstverlag, Wien.
 *Gerlich Karl, Oberlehrer, Ober-Gerspitz.
 *Germanisches Seminar der kön. Universität, Berlin.
 Glas Alfred, Dr., Wien.
 Glas Ida, Wien.
 *Glaser Karl, Dr. Prof., Wien.
 *Glasser Franz, Prof., kais. Rat, Wien.
 Glossy Karl, Dr., Regierungsrat, Wien.
 *Göttinger August, Dr., Primararzt, Krems, †.
 *Göttmann Karl, Regierungsrat, Wien, †.
 *Goldmann Emil, Dr. jur., Wien.
 *Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat, Wien.
 *Grässel Hans, Baurat, Wien.
 *Grillmayer Johann, Gutsbesitzer, Schwanenstadt.
 *Groß Konrad, Dr., Wien.
 *Großherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
 Guttman Max, Prof., Wien.
 *Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien.
 *Haagen Anna, München.
 Haan Karl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D., Wien.
 Haas Eucherius, kais. Rat, Wien.
 *Haas Wilhelm, Dr., Regierungsrat, Wien.
 Haberlandt Artur, stud. phil., Wien.
 Haberlandt Karoline, Hainburg.
 *Haberlandt Friedrich, Oberbaurat, Czernowitz.
 Haberlandt Katharina, Lehrerin, Wien.
 Haberlandt Lola, Wien.
 *Haberlandt Michael, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
 *Hammel Rudolf, Prof., Wien.
 *Hanakamp Paul, Architekt, Wr.-Neustadt.
 Handl Norbert, Dr., Wien.

- Handler Willi, Wien.
 Hardegg Franz, Graf, Wien.
 *Harrach zu Rohrau Johann Franz, Graf,
 k. k. Geheimer Rat, Wien.
 Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.
 *Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag.
 *Haupt Johann, Photograph, Iglau.
 *Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter,
 Pohl bei Zauchtl.
 *Heckhausen Chr., Gerichtsassessor, Bedburg.
 *Heinz Martin, k. k. Finanzwachrespizient,
 Cherso.
 *Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. Theresianischen Akademie, Wien.
 *Helf Moritz, Dr., Wien.
 *Helfert Josef Alexander, Freih. v., Dr.,
 k. k. Geheimer Rat, Wien.
 *Heller Richard, Dr., Salzburg.
 *Hellwig Albert, Dr., Kammergerichtsreferendar, Waidmannslust b. Berlin.
 *Helmer P. Gilbert, Abt, Tepl.
 *Herdtle Hermann, Regierungsrat, Wien.
 Herrmann Anton, Dr., Budapest.
 *Herz Leo, Dr., Ritt. v., Sektionschef a. D.,
 Wien.
 *Herzfeld Albert, Kommerzialrat, Wien.
 *Hielle Klothilde, Wien.
 *Hilmer-Huber Alois, Buchhändler, Salzburg.
 *Himmel Rudolf, Oberingenieur, Wien.
 *Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien.
 *Hitschmann Hugo, Zeitungseigentümer,
 Wien.
 *Hlávka Josef, Oberbaurat, Prag, †.
 Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma
 Lenoir & Forster, Wien.
 *Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß,
 Wien.
 *Höfler Max, Dr., Hofrat, Tölz.
 *Hönigl Dominik, kais. Rat, inf. Abt des
 Benediktiner - Ordensstiftes, Seiten-
 stetten, †.
 Hoernes Moritz, Prof. Dr., Wien.
 *Hörzinger Franz, k. u. k. Hauptmann, Inns-
 bruck.
 Hofer Anton, Gasthofbesitzer, Oberkrimmel.
 *Hoffmann Josef, k. k. Professor, Wien.
 *Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Basel.
 *Hoffmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer,
 Hirtenberg.
 Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Wien.
 *Horowitz Eduard, Ritt. v. k. u. k. Sektions-
 chef, Wien.
 *Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer,
 Wien.
 *Hovorka Oskar, Edl. v., Dr., Chefarzt, Wien.
 Huemer Johann, Dr., Hofrat, Wien.
 *Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame,
 Wien.
 *Jagić Vatroslav, Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.
 Jank Marie, Lehrerin, Wien.
 *Jauker Otto, Prof. Dr., Laibach.
 Jauker Karl, k. k. Regierungsrat, Graz.
 *Jeiteles Adalbert, k. k. Bibliothekar i. R.,
 Graz, †.
 *Jireček Josef Konstantin, Prof. Dr., Wien.
 *John Josef, Präfekt, Wien, †.
 *Kärntner Verein, Klagenfurt.
 Kaindl Raimund Friedr., Dr., Czernowitz.
 *Karl Alexander, kais. Rat, Abt, Melk, †.
 *Kałużniacki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.
 *Kerckhoff Emilie M. F. van, Laren, N.-L.
 *Kerschbaumer Ant., Dr., Ehrendomherr,
 Krems a. d. Donau, †.
 *Keßler Engelbert, Schriftsteller, Wien.
 *Kiss-Schlesinger Siegmund Egon, Wien.
 Kittner Marie, Obervorsteherin des Offiziers-
 waiseninstituts, Hirtenberg.
 *Kling Oskar, Dr., Frankfurt a. M.
 Klub der Land- und Forstwirte, Wien.
 Kluger Josef, Chorherr, Pfarrer, Reinprechts-
 pölla.
 Klvaňa Josef, Gymnasialdirektor, Gaya.
 *Koch Julius, k. k. Oberbaurat, Wien.
 *Koechert Heinrich, k. k. Hof- und Kammer-
 juwelier, Wien, †.
 *Königliche Bibliothek, Berlin.
 *Kraetzl Franz, Forstmeister, Ung.-Ostra.
 *Krainische Sparkassa, Laibach.
 *Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Wien.
 *Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr.,
 Wien.
 *Kramař Karl, Dr., Liebstadt.
 *Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat,
 Wien.
 *Krenn Franz, Ritt. v., Baurat, Wien.
 *Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien.
 Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopern-
 orchesters, Wien.
 *Kroboth Benjamin, Oberlehrer, Ober-
 themenau.
 *Krögler Johann, Prof. Dr., Salzburg.
 Kropf Emil, Oberrevident, Wien.
 Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin, Aigen.
 *Kuffner Moritz, Edl. v., Wien.
 *Kuhlmann Georg, Schloß Urstein bei
 Hallein.
 *Kuhn Konrad, Dr., Wien.
 Kukutsch Isidor, Dr., Direktor, Wien.

- *Kulka Richard, Dr., Wien.
 *Küttler Edmund, stud. phil., Wien.
 *Kuziela Zeno, Dr., Wien.
 *Kyrle Georg, Dr., Wien.
 *Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule, Stockerau.
 Langer Eduard, Dr., Braunau, Böhmen.
 Langer Ludwig, Bürgerschullehrer, Wien.
 Larisch Emilie, Edle v., Wien.
 Larisch Rudolf, Edler v., Regierungsrat, Prof., Wien.
 *Lasne Otto, Architekt, München.
 *Latour-Baillet, Vinzenz, Graf, Wien.
 Lebeda Sophie, geb. Edle v. Stark, Prag.
 *Leeb Willibald P., Prof. der Theologie, Grönuau, Post Hofstätten.
 Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien.
 *Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule, Wien.
 *Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien.
 *Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien.
 *Lehrkörper der Mädchenbürgerschule, Wien.
 *Lehrkörper der Mädchenvolksschule, Wien.
 *Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien.
 Leisching Eduard, Dr., Regierungsrat, Wien.
 Leisching Julius, Architekt, Direktor des mährischen Gewerbemuseums, Brünn.
 Lhotzky Alfons Josef, Chorherr, Klosterneuburg.
 Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Obergymnasium, Zara.
 *Linsbauer Ludwig, Prof. Dr., Wien.
 *List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
 Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer, Iglau.
 *Löhne Otto, Regierungsbaumeister, München.
 *Löwy J., k. u. k. Hofphotograph, Wien.
 Lorang Emilie v., Wien.
 *Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat, Wien.
 Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
 *Ložinski Ladislaus, Ritt. v., Lemberg.
 *Lukasek Josef, k. u. k. Feldkurat, Zara.
 *Luschan Felix v., Prof., Direktor am Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin.
 *Madeyski v. Poray Stanislaus, Ritt., Dr., Minister a. D., Wien.
 *Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
 Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien.
 Malovich Eleonore, Wien.
 *Mandelbaum Albert, Privatier, Wien.
 *Maresch Rudolf, Dr., Hofrat, Wien.
 Matiegka Heinrich, Prof. Dr., Prag.
 Mattula Ludwig, Lehrer, Unter-Retzbach.
 Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirkskommissär, Bochnia.
 *Mautner Jenny, Wien.
 *Mautner Konrad, Wien.
 *Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor, Innsbruck.
 *Mayreder Julius, Architekt, Wien.
 *Medinger Hans, Edl. v., Brauhausbesitzer, Wien.
 *Meier John, Prof. Dr., Basel.
 *Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz bei Graz.
 *Merhar Ivan, Prof. Dr., Triest.
 *Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz.
 Mielich-Mielichhofer Alfons, Historienmaler, Wien.
 *Minor Jakob, Hofrat, Dr., Wien.
 *Mitteregger Emma, Zentraldirektorsgattin, Klagenfurt.
 *Mogk E., Prof. Dr., Leipzig.
 *Mlynek Ludwig, Realschulprofessor, Tarnow.
 *Moser Koloman, k. k. Professor, Wien.
 *Moses Heinrich, Lehrer, Neunkirchen.
 *Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrat, Wien.
 *Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
 *Müller Karl, Prof., Architekt, Wien.
 *Müller Michael, Dr., Stadtarzt, Franzensbad.
 *Müller Otto, Dr., Eisenbahn-Generalsekretär i. R., Wien.
 Müller Willibald, k. k. Kustos, Olmütz.
 Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien.
 Murko Matthias, Prof. Dr., Graz.
 *Musées Royaux des arts decoratifs et industriels, Brüssel.
 *Museum „Carolino-Augusteam“, Salzburg.
 *Museum für Völkerkunde, Hamburg.
 *Mussak Franz, k. u. k. Hauptmann, Lemberg.
 *Nagl Johann Willibald, Dr., Universitätsdozent, Wien.
 *, „Die Naturfreunde“, Touristenverein, Wien.
 Nettwall Heinr., fürstl. Gutsleiter, Plumenau, Mähren.
 Neuber Wilhelm, kais. Rat. k. k. Kommerzialrat etc., Wien.
 Neumann Adolf, kais. Rat, Wien.

- *Neuman Alexander, Handelsgesellschafter, Wien.
- *Neumann Wilhelm Anton, Hofrat, f. e. geistl. Rat, Universitätsprofessor, Mödling.
- Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator, Žizkow.
- *Oberhammer Eugen, Prof. Dr., Wien.
- Orlik Emil, Ritt. v., Kunstgewerbeschule, Berlin.
- Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat, Cilli.
- *Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
- *Panschab Justin, Abt, Lilienfeld.
- Paßler Peter, Gymnasialprofessor, St. Pölten.
- Paul-Schiff Maximilian, k. k. Landwehroberleutnant, Wien.
- *Pauli Hugo, Buchhändler, Wien.
- *Peez Alexander v., Dr., Weidling-Klosterneuburg.
- Penka Karl, Gymnasialprofessor, Wien.
- *Petak Artur, Prof. Dr., Iglau.
- Peterlin Adalbert, Professor der Theologie, Klosterneuburg.
- *Pfanhauser Wilh., Fabrikant, Wien.
- Pichler Gabriel, Wien.
- *Pick Karl, Ingenieur, Lusttal bei Laibach.
- *Pogatscher Heinrich, Dr., Rom.
- *Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Hofrat, Graz.
- *Polek Johann, Dr., k. k. Bibliothekar, Czernowitz.
- *Polivka Georg, Prof. Dr., Prag.
- Pommer Josef, Prof. Dr., Wien.
- *Powolny Michael, Bildhauer, Wien.
- *Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat, Wien.
- *Preen Hugo v., akad. Maler, Osternberg.
- *Preindlsberger Josef, Baden.
- *Preindlsberger Milena, Landessanitätsrattgattin, Sarajewo.
- *Příkril Franz, Dr. phil., Pfarrer, Thein bei Leipnik, Mähren.
- *Probst Karl, akadem. Maler, Wien.
- Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehroberintendant, Wien.
- Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien.
- Rack Heinrich, Präfekt, Wien.
- *Rank Franz, Architekt, München.
- *Rank Ludwig, Architekt, München.
- Reich Edl. v. Rohrwig Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
- Reisch Emil, Prof., Dr., Wien.
- Reiterer Karl, Oberlehrer, Trieben.
- *Repta Stephan v., Gymnasialdirektor, Suzczawa.
- Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor, Wien.
- *Reuschl Karl, Dr., Dresden.
- *Rigler Franz, Edl. v., Dr., Graz.
- Robitschek Johann, Prof., Wien.
- *Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes, Zwettl.
- *Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator, Salzburg.
- *Rothberger Moritz, Wien.
- *Rothe Kurt, Rechtsanwalt, Chemnitz.
- *Rubido Zichy Steph., Baronin, Abbazia.
- Sachs Leopold, kais. Rat, Wien.
- *Salzer Josef, Fabriksbesitzer, Wien.
- *Sarg Karl, Fabriksbesitzer, Liesing bei Wien.
- *Sauter Benediktus, inf. Prälat und Abt des königl. Benediktiner-Stifts Emaus, Prag.
- *Scala Artur v., Hofrat, Direktor des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie, Wien.
- *Schachinger Norbert, kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.
- Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien.
- Schedle Anton, k. k. Baurat, Wels.
- Schemfl Heinrich, k. u. k. Oberbaurat, †.
- Schick Georg, Dr., Wien.
- *Schima Karl, Dr., Sektionsrat, Wien.
- *Schindler Franz, Wien.
- *Schindler Jakob August, Stadtpfarrer, Klosterneuburg.
- Schlossar Anton, Dr., kais. Rat, k. k. Bibliothekar, Graz.
- Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien.
- *Schmeltz J. D. E., Dr., Direktor am ethnographischen Reichsmuseum, Leyden.
- *Schmidt Georg, Prof., Mies.
- Schmidt Karl, Buchbinder, Wien.
- Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.
- Schramek Josef, Oberlehrer, Freitung bei Winterberg.
- Schranzhofer Leopold, Professor an der thesesianischen Akademie, Wien.
- *Schreiber Hans, Leiter der Landwirtschaftsschule, Staab.
- Schulz v. Strasznitzki Luise, Wien.
- *Schupp Heinrich, Dr., München.
- Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron, Innsbruck.
- *Schwegel Josef, Freih. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.
- *Sektion Mark Brandenburg, Berlin.
- *Seidl Gabriel v., Professor, Architekt, München.

- *Seifert Franz, akad. Bildhauer, Wien.
 Siebenrock Friedrich, k. u. k. Kustos, Wien.
 *Sieger Robert, Prof. Dr., Graz.
 Šlebinger J., Dr., Rudolfswert.
 *Spiegl Edler v. Thurnsee Edgar, Herausgeber des „Illustrierten Wiener Extrablatt“, Wien, †.
 *Springer Hugo, Dr., Abt des Benediktiner-Ordensstiftes Seitenstetten.
 *Staatsgewerbeschule, k. k., Salzburg.
 *Staatsgewerbeschule, k. k., Wien.
 *Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
 *Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
 *Staatsgymnasium, k. k., Iglau.
 *Staatsgymnasium, k. k. II., Czernowitz.
 *Städtisches Pädagogium, Wien.
 *Steiermärkisches kulturhistorisches und Kunstgewerbe-Museum, Graz.
 *Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien.
 *Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerialvizesekretär i. P., Wien.
 *Stele Josef, Stein in Krain.
 Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.
 *Stift Hohenfurt.
 *Stift Reichersberg am Inn.
 *Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.
 *Strakosch Ignaz, Glaser, Wien.
 *Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Vorstand der öffentlichen Studienbibliothek, Salzburg.
 *Studienbibliothek, Olmütz.
 *Studienbibliothek, Salzburg.
 *Stürgkh Karl, Graf, k. u. k. Geh. Rat, Graz.
 *Sturm Josef, Regierungsrat, Professor, Wien.
 *Subić Johann, Direktor, Laibach.
 *Šuman Josef, Hofrat, k. k. Landesschulinspektor, Laibach, †.
 *Suppan Michael, Wien.
 *Sztranyak Josef, Photozinkograph, Wien.
 Szombathy Josef, k. u. k. Regierungsrat, Wien.
 *Szuchiewicz Wladimir, Professor, Lemberg.
 Tagleicht Karl, k. u. k. Hofschlosser, Wien.
 *Taubmann J., Bürgerschullehrer, Aussig.
 *Themessl Jakob, Wien.
 Thirring Ferdinand, Ödenburg.
 Thirring Hermine, Ödenburg.
 *Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien.
 Thirring Marietta, Wien.
 *Tobner Paul P., Stiftskämmerer, Lilienfeld.
 Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.
 Toldt Karl jun., Dr., Wien.
 *Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien.
 Tollich Adolf, Revierförster, Pohorsch, Post Odrau.
 *Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., Vizesekretär der k. k. statist. Zentralkommission, Wien.
 *Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radantz, Bukowina.
 *Treichl Leopold, Beamter der Österreichischen Sparkassa, Wien.
 Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
 *Tschinkel Wilhelm, Oberlehrer, Morobitz, Post Rieg, Krain.
 *Tzigara-Samurcas Al., Professor, Bukarest.
 *Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspektor, Podgorze, Galizien.
 *Universitätsbibliothek, Czernowitz.
 *Universitätsbibliothek, Graz.
 *Universitätsbibliothek, Innsbruck.
 Urban Eduard, kais. Rat, Bankier, Brünn.
 *Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
 *Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg.
 *Verein für sächsische Volkskunde (Prof. Dr. E. Mogk), Leipzig.
 Volkov Theodor, Prof. Dr., St. Petersburg.
 *Volklieder - Ausschuß für Mähren und Schlesien, Brünn.
 Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien.
 *Vuković v. Vucydol Anton, Ritt. v., Hofrat, Makarska.
 *Vuletic-Vukasovich Vid, Professor, Ragusa.
 *Wachs Edmund, Spediteur, Wien.
 Wachs Karoline, Wien.
 Wachtl Fritz A., Professor, Wien.
 Wähler Franz, Prof. Dr., Prag.
 *Wärndorfer Friedrich, Wien.
 *Wahrmann Siegmund, Dr., Wien.
 *Walcher v. Molthein Karl Alfred, Oberleutnant, Wien.
 *Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. d. Triesting.
 Warteneck Wilhelm v., k. u. k. Regierungsrat, Wien.
 Weber Anton, Baurat, Wien.
 Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
 Weinzierl Theodor Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.
 *Weslowski Elias, k. k. Fachschulleiter, Kimpolung.
 *Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.
 *Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrat, Innsbruck.

- *Wieninger Georg, Gutsbesitzer, Schärding a. Inn.
 *Wigand Moritz, Privatier, Preßburg.
 *Wilczek Hans, Graf, k. k. Geh. Rat, Wien.
 *Wilhelm Franz, Professor, Pilsen.
 *Wimpffen Franz, Freih. v., k. k. Geh. Rat, Salzburg.
 *Wissenschaftlicher Klub, Wien.
 Wolf Karl, Schriftsteller, Meran.
 *Wolf L. v., Professor, Ostende.
 *Woffram Alfred, Wien.
 Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor, Innsbruck.
 Zahradnik Josef, Direktor, Ung.-Hradisch.
 *Zawiliński Roman, Direktor, Tarnów.
 Zeidler Paul, Präparator, Wien.
 *Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer, Salzburg.
 Zeller Risa, Salzburg.
 *Zillner Anna, Salzburg.
 Zimmermann Franz, Archivar, St. Pölten.
 *Zingerle Oswald v., Prof. Dr., Czernowitz.
 *Ziskal Johann, Wien.
 *Ziwsa Karl, k. k. Hofrat, Gymnasialdirektor, Wien.
 Zovetti Ugo, Wien.
 Zsigmondy Karl, Prof. Dr., Wien.
 *Zsigmondy Otto, Dr., Wien.
 *Zuckerandl Emil, Universitätsprofessor, Hofrat, Dr., Wien.
 *Zweigverband des deutschen Volksgesangvereines Wien, Liesing.
- Ackerbauschulen.**
- Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Czernowitz.
 Direktion der höheren landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Dublany.
 Direktion der Landesackerbauschule, Edelhof bei Zwettl.
 Direktion der Ackerbauschule, Eger.
 Direktion der höheren Gartenbauschule, Eisgrub.
 Direktion der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule, Feldsberg.
 Direktion der Landesackerbauschule, Grottenhof bei Graz.
 Direktion der Ackerbauschule, Klagenfurt.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt, Kleingmain.
 Direktion der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt, Klosterneuburg.
 Direktion der Landesackerbauschule, Kotzobenz.
 Direktion der Ackerbauschule, Kremsier.
 Direktion der Acker-, Obst- und Weinbauschule, Leitmeritz.
 Direktion der höheren Forstlehranstalt, Mähr.-Weißkirchen.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt „Francisco Josephinum“, Mödling.
 Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Neutitschein.
 Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Ober-Hermsdorf.
 Direktion der Ackerbauschule, Pisek.
 Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Prerau.
 Direktion der Landesacker- und Obstbauschule, Ritzlhof.
 Direktion der landwirtschaftl. Winterschule, Römerstadt.
 Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Rotholz bei Straß, Tirol.
 Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, San Michele a. d. Etsch.
 Direktion der Landes-Wein-, Obst- und Ackerbauschule, Stauden bei Rudolfswert.
 Direktion der höheren landwirtschaftlichen Landeslehranstalt, Tetschen-Liebwerd.
 Direktion der höheren Forstlehranstalt, Reichstadt.
 Direktion der Acker- und Weinbauschule, Znaim

Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag in Wien, für die Bibliotheken verschiedener Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Österreich.

Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

- Akademie der Wissenschaften, anthropologische Kommission, Krakau.
 Andree Richard, Prof. Dr., München, Friedrichstraße 9.
 Anthropologische Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7.
 Anzeiger der ethnogr. Abteilung des Ung. Nationalmuseums, Budapest.
 Archiv für das Studium der neueren Sprachen; Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.
 Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule; Wien, IV. Technikerstraße.
 Bosnisch-herzegowinisches Institut für Balkanforschung in Sarajewo.
 Bund der Deutschen Nordmährens; Olmütz.
 Deutscher Volkslied-Verein; Wien, VIII. Langedasse 20—22.
 Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer); Braunau i. B.
 Direktion der städtischen Bibliothek; Wien, I. Rathausplatz.
 Fortbildungsverein in Berndorf.
 Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe; Troppau.
 Geographisches Seminar der k. k. Universität; Wien.
 Germanisches Museum; Nürnberg.
 Gesellschaft der Freunde der böhm. Altertümer; Prag.
 Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (Prof. Dr. G. Löesche),
 Wien.
 Gewerbeschulkommission; Wien, I. Wipplingerstraße 8.
 Großherzoglich badische Universitätsbibliothek; Heidelberg.
 Handels- und Gewerbekammer; Wien, I. Wipplingerstraße 34.
 Hessische Vereinigung für Volkskunde; Gießen.
 Hofbibliothek, k. u. k.; Wien.
 Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg.
 Kroatischer Ingenieur- und Architektenverein in Agram.
 Mährische Museums-gesellschaft in Brünn.
 Ministerium des Innern.
 Ministerium für Kultus und Unterricht; Wien, I. Minoritenplatz 7.
 Musealverein für Krain in Laibach.
 Museum Ferdinandeum; Innsbruck.
 Museum für deutsche Volkskunde; Berlin, Klosterstraße 36.
 Museum „Francisco Carolinum“; Linz.
 Museums-gesellschaft des Königreiches Böhmen, Prag.
 Museums-gesellschaft; Böhm.-Leipa.
 Museums-gesellschaft (Prof. E. Domlivil); Wal.-Meseritsch.
 Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.
 Revista Lusitana; Lissabon.
 Niederösterreichische Landesbibliothek; Wien, I. Herrngasse 13.
 Nordböhmischer Exkursionsklub; Leipa.
 Nordiska Museet; Stockholm.
 Oberhessischer Geschichtsverein; Gießen.
 Ons Volksleben (J. Cornets); St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
 Polska Sztuka Stosowana; Krakau, Wolska 14.
 Redaktion der ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn; Budapest, St. György-utca 2.
 Redaktion des „Český Lid“ (Dr. Č. Zibrt); Prag, Na Sloup 12.
 Redaktion des „Globus“ (Fr. Vieweg & Sohn); Braunschweig.
 Redaktion „Hohe Warte“, Dresden-Blasewitz, Schillerstraße 38.
 Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie (Dr. J. D. E. Schmeltz); Leyden.
 Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer); Basel,
 Hirzhodenweg.
 Redaktion of S. Landsmälen; Upsala.
 Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John); Eger.

Reiterer Karl, Oberlehrer in Trieben.
Schramek Josef, Oberlehrer; Freieung bei Winterberg.
Seiner Majestät Oberstkämmereramt, Wien.
Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk); Lemberg.
Slowenischer Geschichtsverein; Marburg.
Société des Bollandistes; Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.
Städtisches Museum; Steyr.
Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.
Tschechoslawisches ethnographisches Museum; Prag.
Universitätsbibliothek, k. k.; Wien.
University of Illinois; Nordamerika.
Verein Deutsche Heimat, Wien.
Verein für Landeskunde von Niederösterreich; Wien, I. Herrngasse 13.
Verein für ostniederländische Volkskunde (Dr. K. Later), Utrecht, Catharynesingel 17 P.
Verein für Volkskunst und Volkskunde; München, Grufstraße 1.
Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Berlin SW.,
Königgrätzerstraße 120.
Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde; Breslau, XIII. Körnerstraße 40.
Vorstand des Landesmuseums; Czernowitz.
Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen; Prag.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Berlin W. 62, Bayreutherstraße 43.
Vorstand des Vereines für Volkskunde; Lemberg.
Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger); Tübingen.
Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Justus Perthes) in Gotha.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Prof. O. Heilig), Rastatt, Baden.
Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl); Wien, XVIII. Klostergasse 12.
Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesien; Troppau.
Zeitschrift für Heimatforschung „Deutsche Gaue“ (Kurat Chr. Frank); Kaufbeuren.
Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan); Frank-
furt a. M., Güntherburg-Alle 76 I.
Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volks-
bildungsvereines; Drosendorf.

Mitteilungen aus dem Verein.

1. Subventionen.

An Subventionen sind eingelaufen: Von der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien (pro 1908) K 1200; vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht K 8000.

2. Supplementheft VI der Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Der Ausschuß hat beschlossen, eine Hausformenkarte der öster-
reichisch-ungarischen Monarchie, entworfen und mit begleitendem Text
versehen von Oberingenieur Anton D a c h l e r, als VI. Supplementheft zum Bande XV (1909)
herauszugeben. Der Preis der Karte und des Heftes beträgt für Mitglieder K 1.50, im
Buchhandel K 2.50. Vorausbestellungen nimmt die Vereinskasse entgegen.

3. Schriftentausch.

Der Schriftentauschverkehr wurde neu eingeleitet mit:
Verein für Heimatkunde in Reichenberg.

4. Mitgliederbewegung.

Ausgetreten sind 3, verstorben 2 Mitglieder. Wir bewahren den letzteren ein
ehrentvolles Gedenken.

Neu eingetretene Mitglieder: Abt Dr. Hugo Springer in Seitenstetten; Hermann
Meyersberg in Wien; Fachlehrer Karl Janoschek; kaiserlicher Rat J. Gerstmayer; Bürger-
schullehrer Leo Rzeszowski in Podgórze; Franz Schindler.

5. Verkehr.

Anlässlich des Hinscheidens des vielverdienten Präsidenten der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer in Wien Julius Ritter v. Kink hat der Verein sein Beileid in einem Kondolenzschreiben zum Ausdruck gebracht, wofür das Präsidium der Handelskammer den Dank ausgesprochen hat. Ebenso hat der Verein zum Hinscheiden des hochwürdigen Abtes von Melk, kaiserlichen Rates Alexander Karl, dem ehrwürdigen Stifte Melk das wärmste Beileid übermittelt. — Der Gewerbeschulrat hat für die Gewährung des unentgeltlichen Eintrittes der Fachschüler in das Museum für österreichische Volkskunde in einem Schreiben den Dank ausgesprochen.

Mitteilungen aus dem Museum.

A. Vermehrung der Sammlungen.

1. Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

1. Hausrat, Bauerngeschirr, Kacheln, Stickereien etc. aus Niederösterreich, 68 Stück.
2. Hausrat, Fayencen, Kultobjekte aus Oberösterreich, 21 Stück.
3. 4 Freßglocken aus Eisen, 3 Kienleuchter, 1 Schnellwage; Umgebung von Trieben.
- 2 Geländergitter, 1 Gürtel, 2 Löffelrem; Umgebung von Aussee.
4. 7 Brautkränze und sonstiger Brautschmuck, 2 Spitzenmustertücher, Salzburg.
5. Ötztaler Kostüme für Mann und Weib, ein Weiberkostüm aus dem Lechtale, 19 andere Gegenstände, Tirol.
6. 6 Stalen (Blumenbretter) aus dem Kaunertale, Vorarlberg.
7. Weibergürtel, Holzschuhe, Männerweste, Hirtenmantel, Gottschee.
8. 3 Fayencen, 1 Schiffswimpel, Istrien.
9. 1 Heiligenbild, auf Holz gemalt, Cattaro.
10. 2 Kostüme, Wischau. — Hausrat, Bauerngeschirre etc., Mähren, 88 Stück.
11. 7 Umhängtücher, 22 Glasbilder, 25 Hauben, 8 Ofenkacheln, 16. Jahrh.; 1 Teller (1671), 1 Krug, 2 Porträtbilder mit Volkstrachten, 18. Jahrh., Böhmen; 1 Hausmodell des böhmischen Mittelgebirgshauses.
12. Schmuck, Messer und Gürtel der Huzulen, 31 Stück.
13. Holzschnitzwerke, Hausgeräte, zumeist von den Rumänen, Bukowina, 15 Nummern.
14. Geschnitzte Spinnrocken, Musikinstrumente, Holzgefäße, Holzstempel, Hauben, Schürzen etc. aus Bosnien, 84 Nummern.

b) Geschenke:

1. Kopffurnen, Model, Rocken, Löffel etc. von Tirol und Oberösterreich, 10 Nummern. Von Frau *Prof. M. Andree-Eysn* in München.
2. Stickerei, Dalmatien. Vom *hohen k. k. Oberstkämmereramt* in Wien.
3. 2 Tiroler Gürtel. Von *Freih. Fr. v. Dalberg* in Datschitz.
4. 5 Tiroler Kacheln, zumeist 17. Jahrh. Von Herrn *Alfred Walcher Ritter von Mollthein*.
5. Hirtenschalmel, Flachskamm, Garnhaspel, Gottschee. Von Herrn Oberlehrer *W. Tschinkel* in Morobitz.
6. 2 Kacheln, 17. Jahrh. Von Frau Hafnerswitwe *Bocksrucker* in Neunkirchen.
7. Stock „Penbaz“, S. Malo. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.
8. Zwei Trachtenbilder, Gürtel, 4 Kacheln, Tirol. Von Herrn *Alfred Walcher Ritter v. Mollthein*.

Die Gesamtzahl der im Jahre 1909 erworbenen Stücke betrug daher am 10. Februar d. J.: 467 Stück (darunter 5 Kostüme).

Sämtlichen Spendern gebührt unser verbindlichster Dank.

Herr Fabriksbesitzer *Josef Salzer* in Wien hat aus den reichen Beständen seiner ausgesucht schönen Sammlung volkskundlicher Gegenstände in dankenswerter Art dem Museum vorläufig für die Dauer eines Jahres zur Ausstellung überlassen: 2 Krüge aus der Werkstätte des Thomas Obermillner in Salzburg; 3 Kugelkrüge, bez. 1670, 1650, 1649, Gmunden; 1 Ledererkrug, bez. 1720, Niederösterreich; 1 Majolikafigur (Salzträgerin), Gmunden.

2. Photographien und Bilder.

2 Photographien mit Holzschnitzereien des Museums für österreichische Volkskunde. — Photographie einer eisernen Freßglocke aus Trieben. — Photographie einer Huzulengruppe, Bukowina. — 2 Tafeln mit kolorierten Stahlstichen: Trachtenbilder des 16. bis 18. Jahrh. — 4 Tondruckbilder mit Tiroler Volkszenen. — Sämtliche durch Ankauf.

3. Bibliothek.

Die Bibliothek erfuhr einen Zuwachs um 16 Nummern.

B. Museumsarbeiten.

Der vorstehend ausgewiesene Einlauf wurde von Volontär stud. phil. Artur *Haberlandt* und Bibliothekar *Julius Thirring* (Bibliothek) ordnungsgemäß gebucht und zum größten Teile weggepackt, zum kleineren Teile — unter Einziehung bisher ausgestellt gewesener Objekte — der Aufstellung eingeordnet. Die Bezettelung der Aufstellung zur Belehrung der Besucher wurde fortgesetzt. Die Sammlung und Bibliothek wurde benützt und studiert von den Herren *Rudolf Freih. v. Cederström*, Direktor der k. Leibrüstskammer in Stockholm, *Prof. K. Wende* in Warschau, *Mister W. J. Richardson* in New-York, Museumsleiter *Anton Rath* in Graz, *Miss A. Levetus*, *Dr. E. Goldmann*, *Anton Dachler*, *Alfred Walcher Ritter v. Molthein*, *Josef Salzer*, Kunstgewerbeschüler *Karl Schwetz*, Oberlehrer *Josef Blau* in *Freihöls* und anderen.

C. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten unter Führung von Lehrpersonen durch die nachfolgenden Schulen und Korporationen:

1. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Schüttaustraße 42.
2. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Sterneckplatz 1.
3. Bürgerschule für Knaben, XVII. Geblergasse 31.
4. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Vereinsgasse 21.
5. K. k. Zivil-Mädchenpensionat, VIII. Josefstädterstraße 39.
6. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
7. Gewerbliche Fortbildungsschule, III. Kolonitzgasse 15.
8. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, VI. Loquaipplatz 4.
9. Fachliche Fortbildungsschule für Schuhmacher, III. Hegergasse.
10. Gewerbliche Fortbildungsschule, IV. Phorusgasse 10.
11. Handelsakademie für Mädchen, II. Stephaniestraße 4, in zwei Abteilungen.
12. Ungarisches Priesterseminar.

Insgesamt Besucher bei freiem Eintritt: 850.

Zahlende Besucher im Jänner 1908: 83.

Über die Besucherfrequenz im Jahre 1908 wurde eine genaue Übersicht über Wunsch dem Statistischen Amte der k. k. Reichshauptstadt Wien eingesendet.

Schluß der Redaktion: 15. Februar 1909.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Gebildbrote bei der Geburts-, Wochenbett- und Tauffeier (Geburts- und Namenstag).

Von Hofrat Dr. M. Höfler, Ehrenmitglied des Vereines für österreichische Volkskunde,
Bad Tölz.

(Mit 21 Textabbildungen.)

Die Dreiteilung der Gebäubrote in Geburts-, Wochenbett- und Taufspeisen ist keine ursprüngliche; der heutige Taufschmaus vereinigt auch die Geburts- und Wochenbettgebäcke, die das stets konservativere Weib nicht abkommen ließ.

Die germanischen Völker haben heute für diese Geburtsfeier verschiedene Namen: Taufmahl (allgemein), Taufschmaus (Baden), Taufsuppe (1758 in Baden abgeschafft), Tauf-Imbst (= Imbiß), Taufet (Röhn), Kindbetti-Mahl (Schweiz), Kindstaufe (1500), Kindelmahl (1722), Kindshebe (Schweiz), Kindsbadete (Baden), Kindbetthof (Bayern), Kindszeche (Röhn), Kindsschmaus (Elsaß), Kindli-Kirm (Kirchweihfest, 1612), Kindeskirm (Nürnberg), Kindskirmes (Kirchmeß, Kirchweihfest), Kenger (Altenburg), Kindsschenkmahl, Kindsschenke (Elsaß), Schenking, (1614) Kindelbier (Böhmen), (mnd.) 1489 Kindebêr, Kinderkosting, Westerlege (Ostpfalz, Elsaß, Baden), (vestis = Taufhemd), Kindelmus (Baden), Gastung (Böhmen), Wirtschaft (Böhmen), Bankett (Ostfriesland), Freudenwecklein (s. u. S. 99), Freudenmahl (Böhmen), Guten Mut (Böhmen), Lachkaffee (Lausitz), Weiberkirchweih (Baden), Heimsuchen (Baden), Weiberkilwi (Schweiz), Stopfer (Strohsackunterlageänderung) (Böhmen), Strohkirchtag (Bayern), Strohsackkirchweih (Baden), Kuchleten, Küchelmahl, Weibersonntag (Baden), Biersuppe (Böhmen), Kindsuppe (Mittelschlesien), (1685) Säuf, Seiff, eigentlich ein Kinderbetterinnentränk mit Eiern, Wasser und Wein, an dem die Nachbarsweiber und Gevattersleute Anteil nahmen (Sachsen); (1628) das »Sauffen« (Warburg a. N.-Rhein), ein Wochenbettfestmahl mit Mehlsuppe, Buttermilchsuppe und Eierkuchen. Im bergischen Soling heißt ein solches Wochenbettgericht noch Kümppen von der napfförmigen Schale (sskr. kumbhá = Humpen, ahd. chumph = Schale), aleman. Schlotterten (wegen der Schlottermilch?); Weisen (visitatio), Weisetmahl (Altbayern), die Gevattersleute »weisen«, d. h. bringen der Wöchnerin beim Besuche bestimmte Gerichte (meist weiße Gaben); Gevattersuppe (Baden), Gevatterschwanz (Baden). In Böhmen heißt das Kindbettmahl Crolas-, Croloß-, Croles-, Crolais-, Cralles-, Grolles-Schmaus oder -Haltung (Gral = Fest?) vermutlich zu: choraules = Lobetanz (D. I. 150). Im Mittelniederd. Kindelbêr, Holland Kinderbier, Ostfries. Kinnelbeer, wivedag, krämvisite. Im Saterland heißt der Taufschmaus Selme

(= Namengebung) und (1420) Kallingen (= ?), in Dänemark Kvindegildet, Konegildet (= Frauengilde, Zeche), Barselgildet (Geburtsgilde), Konebarsel, Barselmad (Geburtsessen); altdän. barnsøl, neudän. barsel; in Schweden Barns-Öl (= Kindelbier); in Island scøngurbits (= Wochenbettbissen), scøngurgjafer (Wochenbettgabe). In Dänemark heißt das Kindelmahl auch barne-taar (Gebornen-Zehe, Kindszehe, s. u.), entsprechend dem Stralsunder Kindsfoot (Kindsfuß) (s. u.), auch driikka bån-tåna (Kindswindeltrinken). Die Versuche der Behörden, solche Mahle zu verbieten, waren ganz und gar ohne Erfolg.

Durch fast alle Völker geht der Glaube, daß die Wöchnerin am meisten von schädigenden Dämonen gefährdet sei; die Furcht vor dem Wochenbettfieber drückt sich in diesem Glauben aus. Die alten Griechen verwendeten als Wochenbett-Apotropäon hauptsächlich Lorbeer, Olivenzweige, Zwiebeln (Fettpflanzen als uralte Nahrungsmittel), Wollbinden (ἐρία, Schafwolle, als Teil des Schaffelles und ganzen Schafes) und reines Harz oder Pech: »ἀριαντος ἢ πίττα διὸ καὶ ἐνταῖς γίνεσθαι τῶν παιδίων (ταβτῆ) χρίουσι τὰς οἰκίας, εἰς ἀπέλασιν δαιμόνων« (Rohde, II, 73, I, 237); dies vermutlich als apotropäisches Antiseptikum der rohen Empirie. Auch das Brot ist ein Geister abwehrendes Mittel der Wochenbettperiode, wie wir sehen werden. Auch der frische siebenblättrige Erstlingskohl (κράμβη ἐπτάφυλλος) (Broccoli?) war nach Hipponax eine sühnende, reinigende Opfergabe (herba pollens) der Griechen, durch deren Mitgenuß die Wöchnerin vor dem Wochenbettfieber gesichert werden sollte (Welcker, Kleine Schriften, I, 217; III, 198. Athenaeus, IX, 370 B). Die Ansicht von den septem bona der Brassica kam den Römern durch den Apollokult in der Heimat des Pythagoras zu. Vermutlich erhielt sich der herkömmliche Kohlbrei auch als Kohl-Guß-Kuchen oder Mangold-Kuchen, Killen-Kuchen (16. Jahrh. kille = rumex alpinus), Piesel-Kuchen, mhd. mangolt = ahd. pieza; ags. bête = beta, heidnisch Mangold. Vergl.: »τὴν κράμβην, τὴν ἐπτάφυλλον, ἣ θύεσκε Πανδώρα Θαρρηλίτσι ἔγχετον πρὸ φαρμακοῦ.« (Vergl. auch Curatulo, 64); doch sei dies hier nur nebenbei eingeschaltet.

Wie schon aus diesen oben erwähnten volksüblichen Namen hervorgeht, wurde sowohl die Wöchnerin wie das geborene lebende Kind und die Hebamme beschenkt, das heißt, diese erhielten die Gaben, welche man früher den Geburtsgeistern, die bei der Schaffung*) des Menschen zugegen gedacht wurden, darbrachte; wie bei einer Hochzeit (hohes Fest) wurde unter Genuß von Bier und bestimmten herkömmlichen Gerichten (Schmaus) den geburtshilfflichen Seelengeistern gedankt und die unholden Dämonen, die das Haus verunreinigten, durch Abwehrmittel ferngehalten; vermutlich gehörte auch ehemals ein Tanz zu dieser Feier.

*) Die Hebammen schöpften das Kind bei der Geburt wie aus einem Lebensbrunnen; vergl. dazu die Vintlerschen gächschepfen; ahd. scephenta = parca. Golther 104. O. B. V. A. 1907, 52. Bd. S. 11.

Wir wollen hier von den altgriechischen und altrömischen Geburtsgottheiten (Eileithya oder Ilithya, Lucina*) nur erwähnen, daß der Juno Lucina ein Schwein geopfert wurde (s. Fig. 9). Die Parzen beschützten das Haus der Wöchnerin vor den nächtlichen Angriffen des Sylvanus,**) des Waldteufels; um diesen bösen Geist fernzuhalten, befestigte man am Bette der Entbundenen auch einen bekränzten Eselskopf. Die beiden Carmentes (personalisierte Helferinnen) sagten in Erwartung des Kindemahles, das man ihnen während der Geburt aufsticht, Zaubersprüche her (I. eod. 53). Furtwänglers Antike Gemmen III, Fig. 155, geben eine Abbildung davon, wie sich die Römer diese geburtshilflichen Parzen im 1. Jahrhundert vor Christi vorstellten. Vor den drei ernstvoll gekleideten Frauen hockt ein nacktes Kindlein, welches die Geburtsfackel emporhält (s. Fig. 10). Die alten Griechen hatten als Opfer an die Artemis einen Wochenbettkuchen, den sie λοχία***) nannten (λοχέω zu: λέκτρο, λεχ; indog. legh, lectus, im Bette liegen) (Lobeck, Aglaoph. 1078). Bei den Amphidromien



Fig. 9. Opferschwein auf einem Altare für die Juno Lucina.



Fig. 10.
Die drei geburtshilflichen
Parzen der Römer.

der Griechen am fünften Tage nach der Geburt reinigten sich alle bei der Geburt hilfreich Beteiligten feierlich mit Öl und Zwiebeln, trugen das Kind zur Reinigung durch das heilige Feuer um die Herdstätte (Hauseistersitz, ἐφέστιος) und gaben ihm einen Namen mit einem Geburtsschmause, zu dem die Verwandten Eßwaren als Geschenk zu schicken pflegten (Rohde, II, 72). Dieser Schmaus hieß γενέθλια (Nilsson, 116) und entsprach also unserem germanisch-deutschen Geburts- oder Taufmahle, das die Kirche und die Polizei nicht abschaffen konnten.

*) Böttiger, Ilithya, Weimar 1799, und Prof. Dr. G. E. Curatulo, Die Kunst der Juno Lucina in Rom, Berlin 1902.

**) „ut his datis culturae signis deus Sylvanus prohibeatur intrare“ (Varro); man hing auch in den Blumengärten, nach Palladius, den Eselskopf auf, um die Blumenblüten zu vermehren (Mizald, Arcana lib. I, S. 43). Über Sylvanus als Wochenbettdämon siehe Roscher, Ephialtes 91.

***) Die Pflanze „aristo-lochia“ war der sogenannte Bauern-Beifuß, der als bestes Mittel gegen Wochenbettfieber galt (terrae mala, ephestios b. Dioskurides), dessen Räucherung über dem Herdfeuer die Fieberdämonen vertreiben sollte, wie der oben erwähnte siebenblättrige Frühlingskohl als kommunaler Brei.

Von den Germanen wissen wir, daß auch sie den Geburtsakt unter den Schutz der Schicksalsgeister stellten, die ebenfalls als weiblich gedacht wurden und aus den Seelengeistern oder Maren sich entwickelt hatten. Die Nordgermanen nannten sie Nornen, die Südgermanen die drei Jungfrauen oder saligen Fräulein. Frijg mit Freyja halfen den kreißenden Frauen, ebenso standen die Nornen als Helferinnen in der Gebärt bei und die Disir wurden um ihre Hilfe bei der Geburt angefleht. Frau Holle half den Wöchnerinnen; die drei Mergen (Krischmerge), die Meerweiber, die Bergmägde, die Schloßjungfer etc. sind solche geburtshilffliche Gestalten des deutschen Volksglaubens. Nach der sächsischen Volkssage erscheinen beim Taufmahle die Zwerge oder Querxe in der Wochenstube (um Anteil zu nehmen) (Sächs. Sagenbuch 331); in der Oberlausitz halten sie, wenn auch nicht für alle, so doch für die betreffende Wöchnerin sichtbar, ihr eigenes Mahl entweder unterm Ofen oder unterm Bette der Wöchnerin; sie bringen (mit Vertauschung der Rollen) der letzteren auch etwas von ihren Eßwaren, zum Beispiel einen Zwieback, zum Geschenk ins Bett mit (Büsching I, 98). Die drei Schicksalschwestern (Jungfern) oder Nornen (altnord. nauðgönglur; neuisländ. blakapur), die neugr. Moiren ($\muοῖραι$ = Totengeister) oder Maren, die drei Parzen der Römer sind bei der Geburt der Kinder zugegen und erhalten ihre Speiseopfer im Wochenbetthause (Z. d. V. f. V. K. 1892, S. 128). Nach Mannhardt Mythen 632 und Mogk 54, stellten die Germanen ihren Geburtsgeistern auf besonderen (Opfer- oder Glücks-) Tischen Speisen mit drei Messern hin; auch im deutschen Märchen vom Dornröschen werden bei der Geburt des letzteren den drei (oder zwölf) dabei tätigen weisen Frauen goldene (Opfer-) Teller vorgesetzt. Die neugriechischen Moiren, die in der dritten Nacht (Beginn des gefürchteten Wochenbettfiebers) erscheinen, werden im sorgsam gesäuberten Hause mit einem Teller Honig, Zuckerwerk und drei Gläsern, drei Löffeln und drei Handtüchern empfangen. Auf Korfu legt man für diese Moiren neben das Neugeborene außer Brot und Zuckerwerk auch Goldschmuck hin (Meyer, Myth. d. Germ. 260). Es sind dies gemeinsame Züge des Volksbrauches, die aus gleichen Vorstellungen entspringen. Um das Werden, Erzeugen und Absterben, um Geburt, Ehe und Tod gruppiert sich der Wirkungskreis der den Lebensfaden spinnenden weiblichen Schicksalsgeister, bei deren Eintritt in des Menschen Wohnung zur Zeit der Geburt ein versöhnendes, günstig stimmendes Speiseopfer bereitstehen mußte, um sie gastlich zu bewirten. Die Anteilnahme an dieser Opferspeise (Communio) gewährte dann Sicherheit vor den unholden, Fieber bringenden Alpdämonen des Wochenbettes, leichte Entbindung und das Aufkommen der Leibesfrucht. Je nach dem Volke und nach der Wohlhabenheit des einzelnen waren diese Opfergaben verschieden; doch waren und blieben dieselben im allgemeinen primitiv.

Wir erwähnten schon oben das Schweinsopfer der alten Römer; das Schildkrötenopfer der phönikisch-karthagischen Völker haben wir in unserer Organotherapie, S. 137, 186, berührt. Die meisten europäischen Völker aber opferten ein schwarzes Huhn. Bei den alten Griechen erhielt die geburtshilffliche Mondgöttin Selene einen Hahn. Im heutigen Griechenland wird noch nach Ploß-Bartels 293, Stern II, 295, beim Durchtritte des Kindes durch die Geburtswege der Mutter nach sicher uraltem Brauche einem Hahne der Kopf abgeschlagen (das alte Äskulap-Opfer). Ein schwarzes Huhn (= Seelenopfer) gehört heute noch in Altbayern und Österreich zum Kindstauschmause (Schmeller II, 649; Höfer III, 278). Das altdänische Arztbuch (Dansk Løegbog S. 158) des Kanonikus Harpestreng (13. Jahrh.) empfiehlt die Hühnerklößsuppe (Kloten en honær) als erste Wochenbettspeise und auf Bildern, die die deutsche Wochenstube des 15. Jahrhunderts wiedergeben (s. V. V. Med. I) wird der Wöchnerin ein Hühnerschenkel als Kost gereicht; was die Seelengeister erhielten als Opferspeise, wurde durch den Mitgenuß für die Wöchnerin zum gedeihlichen, heilsamen Segen; symbolisch banden die mithelfenden Weiber im Mittelalter eine schwarze Henne an die Pfosten des Wochenbettes (Schmeller I, 649), so wie im 16. Jahrhundert die Norditaliener um Bologna und Pisa herum bei Gewittersturm ein am Himmelfahrtstage *ausgenommenes Ei auf dem höchsten Gipfel des Hausdaches festbanden* und so ihre Wohnungen vor den Unbilden der Witterung sicherten (Mizald. Cent. IX. 19, S. 190). Und so selbstverständlich war das Wochenbetthuhn, daß man es der Wöchnerin nicht vorenthalten durfte. Lag die Frau eines deutschen Zinspflichtigen gerade im Wochenbette, »so sal der amptman dem (Zins-) hune das heupt abbrechen vnd sal der frauwe das hun geben und sal er das heupt mit ime heym füeren syme herrn zum warzeichen« (Hagelstange, 27 ff.). Im Egerlande muß man bei der Kindstaufe (Wochenbett) eine Henne umbringen (A. John). Im Appenzellerschen mußte 1825 die Suppe für eine Kindbetterin, wenn sie ihre Wirkung (gegen die Gefahren der elbischen Krankheitsgeister) tun sollte, von einer schwarzen (Toten-) Henne sein, ein einziges Fläumlein von anderer Farbe verdarb das ganze Gericht (und damit konnte die Wöchnerin erkranken) (Rochholz, Alem. Kinderlieder, 297). Das schwarze Huhn war eben das Seelenhuhn, das auch dem Heilgotte Äskulap bei den Römern und Griechen geopfert wurde; aber noch heute ist die Hühnersuppe der Wöchnerin die einzige Fleischsuppe in der Küche des altbayrischen Hofbauers, in der das Huhn sonst während des ganzen Jahres fehlt; selbstverständlich kann auch das Hühnerrei oder das Weiße von drei gesottenen Eiern das ganze Huhn vertreten; im Schwäbischen hilft letzteres zur leichteren Entbindung (Deutsche Gaue, 63/64, S. 7); die Schweizer Obrigkeiten vergönnten 1594 der Wöchnerin das Kindbetthuhn: »... und welcher untertan in der Fasnacht ein Kindbetterin überkommen hat, so hat die

Obrigkeit derselben Kindbetterin das Fastnachthuen (das der Untertan zinsen sollte) in ir Kindbett verehrt« (Schweiz. Id. III, 1375). An Stelle des Kindbetthuhnes konnte in manchen getreide- und hühnerarmen Gegenden eine andere Gabe treten: so in Tegernsee der vom Abte gespendete sogenannte Strohwein (O. B. V. A., 1907, 52. Bd., S. 188).

Das Bockopfer dürfte vielleicht noch in Erinnerung gebracht sein durch den von Rochholz für die Schweiz nachgewiesenen Kindbetti-Benz (= hircus paschalis pro primo infante baptizando 1712) (Schweiz. Idiot. IV, 1410), doch liegt der Osterbock wohl näher.

Wenn die Frau Gevatterin (Patin) mit einem Huhn unterm Arm im Egerland bei der Taufe erschien, erhielt sie als Gegengeschenk ein reich mit Mandeln und Rosinen verziertes Schweinsschwänzchen (pars pro toto) (A. John, Sitten, 218). — Andeutungen eines antiken Kalbsopfers finden wir später noch.

Gegen diese Wochenbett-, beziehungsweise Geburtsoffer eiferte noch im 11. Jahrhundert Burghard von Worms (Wascherschleben, 577; E. Mogk, 54; Meyer, Mythol. d. Germ., 257).

Im allgemeinen überwiegt das Huhn als animalisches Wochenbett-, beziehungsweise Geburtsoffer auch bei den Germanen.

Der Hase, welchen der angebliche Überarzt und Philosoph Apollonius von Tyana (1. Jahrh. n. Chr.) dreimal um das Bett der kreißenden Frau als Pharmakos herumtragen ließ (Organotherapie, S. 61), wurde auch 1772 in Schweden als geburtshilfliches Mittel mit dem sogenannten Hahnentritt im Ei zu essen empfohlen (Hammarstedt), gleichsam also als Communio mit dem Vegetationsgeiste: »magnus et leporis usus mulieribus« (Plinius, XXVIII, 7).

Nach diesen animalischen Gerichten wollen wir zu den Vegetabilien übergehen und hierbei wieder den Brei, das Mus, die Grütze, die Suppe vorausschicken. Wie sehr der Brei oder die Suppe zum Kindbettschmause gehörte, beweist allein schon der Umstand, daß letzterer oft bloß den Namen des Gerichtes trug, wie wir oben schon anführten: Sechswochensuppe, Gevattersuppe, Biersuppe, die dänische sødsuppe, die schlesische Kindelsuppe, das österreichische Kindelmus, Rumpelsuppe aus Rumpelbrot (s. u.), der russische Weiberbrei, die altnordische Nornen- oder Barsel- (= Kindbett-)Grütze, die dänische Schmergrütze (barselgrød, barsgrød), der westfälische Timpenbrei, der heute als Wein-Kaltschale bei Hochzeiten und Kindstauf-Banketten üblich ist; an anderen Orten traten der Kaffee und das Kaffeewecklein an Stelle des Breies, so im Erzgebirge zum Beispiel der »Rumpelkaffee« an Stelle der Rumpelsuppe; immerhin haben alle das Gemeinsame, daß sie breiartige Flüssigkeiten darstellen, wenn auch das Material dazu variiert; ebenso sieht man auch, daß das Gericht ein primitives, vielleicht ehemals auch aus diätetischen Gründen (Rücksicht auf die Wöchnerin) leichter verdauliches war. Die altertümlichste Form ist jedenfalls die auf den Faröern übliche

»Nornengrütze« (nornegröt, Golther, 107; Mannhardt, Myth. 588), die sich aus der altnordischen *norna-greitur* ableitet (Weinhold, 283), die erste mit Honig durchsüßte Wochenbettspeise (Grütze), die die Wöchnerin bei ihrem Hervorkommen aus der Kreiße-Stätte (Krambett), in der sie bei der Geburt »niedergekommen«, gleichsam versunken (*sänka*) war, als kommuniales Gericht erhielt unter dem Namen, der deutlich sagt, daß es für die lebenspenden Schicksalsschwestern, die Nornen (oder »Gachschöpfen« in Süddeutschland; Golther, 104), ursprünglich bestimmt war.

Auch innerhalb der griechischen Kirche hatte sich die merkwürdige Sitte herausgebildet (nach heidnischem Vorbilde), nach dem Geburtstage Christus' Brci aus feinstem Weizenmehl (*ζεμιδαλις*) zu kochen und sich gegenseitig gleichsam kommunaliter zu bewirten, um Maria als Wöchnerin zu ehren, wie mit einer anderen Wöchnerin durch Wochenbettbreigenuß in Gemeinschaft zu treten (Usener, A. f. R. W., VII, 288). An ein solches kommunaliter verzehrtes Gericht erinnert auch die voigtländische Zämmede, die aus Mehl, Wasser und Milch bereitet und in einer Pfanne gebacken wird; die zusammen (z'sammen) genossene Kultspeise gab den Segen für die ganze Sippe (Köhler, 490, 292); es ist auffällig, wie hartnäckig sich gerade der Brauch des gemeinsamen Verzehens der herkömmlichen primitiven Breispeise erhalten hat. Der Seelenkult als Quelle des Volksbrauches kann allein dies erklären. Uralt und ganz der primitiven germanischen Wochenbettfeier entsprechend ist auch der Wochenbett-Käse, der als herkömmliches Opfer an die geburtshilflichen Seelengeister in ein Recht der mithelfenden Sippenweiber (Hebammen) ausartete, welche durch Rummel (vergl. Rummelpot) oder Lärm (Pumpfern) die bösen elbischen Geister von der Kreißstatt ferngehalten hatten und dafür den üblichen Mitgenuß an der Rummelsuppe zum Lohne erhielten.

Im Elsaß heißt es »es hat gerumpelt« = ein Kind ist geboren worden, E. W., II, 259. In Westfalen »da sid se in der unraue« = da sitzt sie in der Geburtsarbeit, Woeste, 142.*)

Von dieser früheren Rummeltätigkeit hat auch der (wegen seiner Runzeln zu Rumpfelkaes entstellte) Nürnberger Lebkuchen »Rumpelkäse« seinen Namen erhalten. Nach Schmeller, II, 1137, gab es ehemals in München beim Taufmahle, namentlich wenn das Neugeborne ein Knabe war, den sogenannten »Zanken-Käse« als Geburtsgericht. Nach derselben Quelle kommt nach verschiedenen Taufformeln eine *Benedictio casei* vor.

Nach Hazlitt, I, 286, gibt es in Nordengland bei der Geburt eines Kindes den sogenannten *Groaning-Cheese* (*groan* zu ags. *gránian*, greinen, zanken, stöhnen bei den Geburtswehen) und einen Kuchen. Sobald das Kind geboren ist, schneidet man in der Mitte

*) Am Rhein gibt es nach Z. d. V. f. V. K., IV, 1907, S. 210, ein »Stöhnsele« benanntes Wochenbettgeschenk, jedenfalls von der Geburtsarbeit so bezeichnet.

des Käses ein Loch und formt den Käse so zu einem Ringe, durch dessen (magisch wirkende) Öffnung man am Taufstage das Neugeborene schiebt; solche Käseringe hießen auch Groaning-Cake; man bewahrte sie wie auch die Karfreitags-Buns (s. Ostergebäcke, S. 15) oft vierzig und mehr Jahre lang unverändert auf. In anderen englischen Orten wird der damit identische »sick wifes cheese« in kleine Stückchen zerschnitten, in die Schürze der Hebamme geworfen und geschüttelt, damit die jungen Mädchen von ihren Schätzen träumen, wenn sie die aus der Hebamenschürze geschöpften Stückchen unter ihr Bettkissen legen (Hazlitt, I, 288). In Ostfriesland ist es beim Taufschmause üblich, daß ein Geldstück für die Hebamme, die den würzigen Taufkuchen, »pupke-käse« genannt, herumreicht, in den Käse gesteckt wird (Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde, S. 93). In einem Dorfe in der Nähe von Lübben (Spreewald) erhielt noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Prediger nach vollzogener Taufhandlung ein Brot und einen Käse; dasselbe Geschenk erhielten auch die Taufpaten, welche es noch in der Kirche kommunaliter verteilten und dann gleich nach Hause gingen. In Frankfurt scheint sich dieser Taufkäse schon im 14. Jahrhundert in einen »Mandelkäse« verwandelt zu haben, den später in der Frankfurter Gesellschaft »Limburg« immer drei ausgewählte Frauen mit drei helfenden Männern aus Mandelkernen mit geschlagenem Eiweiß und Milchzieger herstellen mußten (Kriegk, I, 391, 574; Bibliothek d. Stuttgarter histor. Ver. IX, 23). Daß der Käse ein uraltes Opfer war, ist bekannt. Schon bei den alten Römern wurde er den Göttern vorgesetzt (Lobeck, Aglaophamos, 1084, Anm. m). Gregor von Tours (De gloria conf. 2; Kraus, Realenzykl., I, 672; Scheible, XII, 366) berichtet über eine heidnische Sitte seiner Zeit, den Wassergeistern *formas casei ac cerae vel panis quasi libamina lacui* zu opfern, welche später auch in dieser Form dem heiligen Hilarius in Tours gezinst wurden. »Walter Scott (Minstrely, II, 163) gedenkt einer Käsequelle auf der Spitze eines Berges in Penblesshire, so genannt, weil jeder Vorübergehende in diese (den Elfen geweihte) Quelle Käse als Opferspende hineinwarf« (Scheible, IX, 176). Wenn in Wales die Leiche aus dem Hause gebracht und auf die Bahre gelegt war, pflegte die nächste anverwandte Frau über den Sarg hin eine Anzahl weißer Brote in einer großen Schüssel und zuweilen auch einen Käse, in den eine (den Totennachlaß ablösende) Münze gesteckt war, armen Leuten zu reichen (Sartori, 8). Die Armen erhielten hier, was eigentlich dem Totengeiste gehörte. In einigen Gegenden Deutschlands stellt der Bauer noch heute für den Unbekannten (= Alp), der ihn in der letzten (Alp-)Nacht gedrückt hatte, ein Näpfchen Quarkkäse an die Türe (Meyer, Myth. d. G., 135). (1597) »In Apennino Italiae juxta Bononiam et Pisas exorta tempestate mulieres turmatim foras procurunt, eam elatis manibus consignantes caseo in die Ascensionis Domini presso et decussatim signato fune, crucis modo«

(= Kreuzkäse). (Mizald. Cent., IX, 19, S. 190.) Hier ist also das Käseopfer an die Windgeister wie anderwärts das Mehlopfen gegeben. Faule Käse werfen nach der hessischen Sage die Irrlichter (= Seelengeister), wenn sie vom Menschen gereizt werden (Wolf, Hessische Sagen, Nr. 219). Wird in Northumberland ein Kind zur Taufe getragen, so beschenkt die Wärterin, die den Zug anführt, die erste ihr be-
 gegnende Person (den sogenannten Angang) mit Brot, Käse, einem Ei und Salz; dieser Angang könnte eben eine üble Person sein. Wenn man im Schweizer Emmental vor dem Kirchengange dem Täufling ein Stückchen Käse und Brot einbindet, so leidet dieser im Leben keinen Mangel (Mannhardt, Myth., 634). Bei Gernsbach im Speierischen windelt man ebenfalls etwas Brot, Salz und Käse in die Kleidung des Täuflings beim Kirchengange mit ein; man sieht also, wie das ursprüngliche Dämonenopfer zum Apotropäon wurde. Das primitive Käseopfer gehörte hauptsächlich den chthonischen Mächten (Rohde, Psyche³, II, 85). Das gleiche gilt vom Brot und sonstiger Eßware. In Nürnberg war es noch lange Zeit Brauch, den Eltern des Täuflings einige Tage nach der Taufe etwas Eßwaren »ins Westerhemd« zu schicken (Schw. Idiot., III, 1201); so hängt man auch dem Täufling gegen Hexeneinfluß etwas Brot um den Hals (Wuttke, § 195, vergl. unten den Drosselring).

Wie man den Alp (Dämon, incubus) mit Speiseopfern oder Brotduft beruhigte, so wollte man auch bei der Schwangerschaft und Geburt des Kindes beide, Mutter und Kind, deren Leben in der Hand der Schicksalsmesserinnen lag, vor der Ungunst der unhold gesinnten elbischen Wesen sichern, deren Rache sich an der Frucht, dem Kinde, bemerkbar machen konnte. Der Gang zur Taufe war in dieser Beziehung am gefährlichsten; wenn zum Beispiel die Gvatterin, die das Kind trägt, unterwegs Urin läßt, so wird das Kind ebenfalls ein Pisser (Enuresis) etc. Die Gelüste der Schwangeren und der Wöchnerin rächen sich an dem Kinde. Solange der Brotschrank für die Schwangere oder Wöchnerin offen steht, muß er von diesen gemieden werden, sonst wird das Kind heißhungrig, gefräßig oder bekommt Mitesser; das Brot sollte bis zur Versöhnung der Geburtsgesister diesen aufbewahrt bleiben; es war gleichsam tabu; erst wenn die geburtshilfflichen Seelengeister durch Speiseopfer versöhnt waren, konnten die mithelfenden Weiber (Hebammen) und die Entbundene am Mahle sich beteiligen; an manchen Orten war dieses Hebammenmahl sogar nach der Wahl einer Gemeindehebamme üblich (Schw. Idiot., IV, 156).

Nach verschiedenen Volkssagen besuchen die elbischen Zwerge die Wöchnerinnen, das heißt sie erhalten ihren Dankesopferanteil. Im nördlichen Böhmen sind es die Zwerge, welche solche Taufmähler oder die Wöchnerinnen besuchen, wo sie ihr eigenes Mahl hinterm Ofenherde (Hausgeisterstätte) halten; sie bringen auch der Wöchnerin

ein Stück Zwieback ins Bett; diese Anteilnahme an der Seelengeister Speise ist besonders segensreich. In der Stube einer Wöchnerin (Oberlausitz) erbaten sich einstmal die Zwerge die Erlaubnis, ein Gastmahl halten zu dürfen; während ihres Mahles wurden sie plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß ihre Ahnfrau gestorben sei; während alle übrigen davonstürzten, blieb ein graues Männchen zurück; dieses übergab der Wöchnerin einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen (weißes Seelenbrot), wodurch die Familie zu Wohlstand gelangte, weil die mit Speisen versöhnten elbischen Zwerge ihr gebührendes Opfer erhalten hatten (Kühnau, 36; Büsching, I, 99). Das, was die Wöchnerin nicht opfern konnte, brachten die übrigen Sippenweiber als Besuchsgeschenk (*visitatio*, Weiset, ahd. *uisôda*, *wizôt*, got. *vitôd*) mit. Dieses Weiset heißt heute (in der Schweiz) Stubete, Kemnate (Schw. A. f. V. K., III, 141); das dabei zum Geschenk gebrachte Brot muß fast überall in Deutschland sehr weiß, das heißt feinemehlig oder besonders gewürzreich oder rot sein; meist sind es sehr lange, große Wecken im Werte von 1 bis 3 Mark; aus ihnen oder sehr weißen Semmeln wird die Kindbetterinnensuppe bereitet; in der Schweiz heißt dies Brot: »Kindbettbrot« oder »Horbrot«, dasselbe ist aus besonders weißem Mehl mit Kümmel oder Anis bereitet, oft auch als »geflochtenes Striezel« geformt (*horo*, Genetiv *horowes* = Wochenbettreinigung). Im Oberinntal heißt das Weiset an die Entbundene »Gernlös« (*Gênlös*, *Girnlôs*), weil der Mutterschoß (= *Gêren*, s. K. N. B., 891) von der Frucht erlöst ist (Schoepf, Idiot., 18).

Nach W. Menzel (Symbolik) nimmt man in den Pyrenäen bei Taufen ein weißes, bei Sterbefällen ein schwarzes Brot zur Kirche mit; dies nebenbei erwähnt.

Gewöhnliches Schwarzbrot darf bei der Geburtsfeier in Bayern und Schwaben niemals geweist werden. Besonders beliebt war ehemals das an Anisgewürz reiche weiße Ulmer Wochenbettbrot oder der Ulmer Kuchen, den man als gebähte Schnitten zu essen pflegt und der ein verlängertes Spaltgebäck ist.

In Alfater bei Nürnberg schenkte derjenige, dessen Frau ins Kindbett gekommen war und deswegen einen Taufschmaus auszurichten hatte (1528), solange in seiner Behausung Bier und Brot, bis wieder eine andere Frau im Dorfe niederkam und eine andere Kindsschenk vorfiel (Schöppner, III, 142); die ganze Dorfsippschaft nahm also dort Anteil an dem Kindsmahle. In Büding gab man 1338 der kindenden Frau »*dyewille si Kindes inneli(eg)t*« Wein und Schönbrot (Grimm, D. R. A. ⁴, I, 616). Im Schwarzwald kaufte man nur für die Kindbetterinnen weißes Mehl (wie Eier und Salz das weiße Seelenopfer) und in die Kindbetterinnensuppe streute man etwas Heil. Dreikönigsalz (s. Z. d. V. f. V. K. 1904, 274; Höfler, V. M., 173; Meyer, Bad. Volksl., 390).

Wurde in Göttingen einem Ratsherrn ein Kind geboren, so erhielt die Wöchnerin auf Ratskosten einen Kloß mit Kraut (Schiller-Lübben, VI, 178); überhaupt war die Schwangere und Wöchnerin bei den verschiedensten deutschen Stämmen selbst gesetzlich berücksichtigt und begünstigt.

Im Egerland macht die Buttersemmel als Wochenbettgeschenk, daß das Kind schön wird (John, Sitten, 115).

Dieses Brotopfer wurde zum Apotropäon, zum Mittel, um die Krankheitsdämonen von Mutter und Kind ferne zu halten. Man wickelt Brot dem Täufling als Krös'n (Chrysam) in die Windeln in Oberösterreich, ebenso im Namen der heiligen Dreifaltigkeit mit Salz im Württembergischen und in Neckargmünd (Alemannia, III, 173, XXVII, 228), auch im Bergischen (Monatsschr. d. berg. Gesch.-Ver., 1900, S, 207). Wenn in Oberösterreich um Kremsmünster ein Kind zur Taufe getragen wurde, dann hatte die Taufpatin stets ein Brot bei sich, das sie dem ersten Begegnenden gab, angeblich »damit das Kind nicht neidisch werde«, das heißt, beneidet, behext werde (s. d. Verf. Krankheitsnamenbuch, S. 440). Ähnliches auch in Deutschböhmen (A. John, Sitten, 114, 247), wo auch der erste Bettler, der nach der Geburt ins Haus kommt, ein Stück Brot, nach anderen sogar drei! verschiedene Gaben erhalten muß, um vom Kinde Unglück ferne zu halten (l. eod. 108). In Coeslin legt man der Wöchnerin Zwieback ins Bett zu diesem Zwecke. Dieses Eingebinde (altnord. tanfé) artete mit der Zeit in eine Geldgabe an Hebamme oder Taufgeistlichen aus (bei letzterem unter dem Namen »Kerzendreier«, s. u.). 1766 beschlossen die Geistlichen von Obwalden i. Schweiz, daß sie bei Gevatterschaften statt nach damaligem Brauche Wein, Brotkränze, Eier, Hühner, Fleisch u. s. w. »in die Kindbett zu tragen«, etwas an Geld in die Windeln des Neugetauften einbinden wollten (Schw. Idiot., III, 839).

Im Ansbachischen legt man dem Kinde Brot, Salz und Kohlen (= Hausgeisteropfer) ins Kissen (Deutsche Gaue, 105, 108, S. 46); sonst legte man auch gegen den sogenannten Geiß- oder Kindermelker (Mastitis neonatorum, s. d. Verf. K. N. B., S. 410) um 1666 Knoblauch, Salz, Brot und ein Stahlmesser*) in die Wiege (Prätorius, Weltbeschr. I, 19); im schwedischen Dalarn legt man ebenfalls, solange das Kind ungetauft ist, Brot und Stahl*) in seine Wiege (Hammarstedt, Säkaka och Säjöl, 1905, S. 246). Die serbischen Zigeuner verscheuchen die Dämonen vom Wochenbette dadurch, daß sie Brotschnitten mit Knoblauch neben das Bett der Frau legen (Dr. F. S. Krauß); der Frau selbst geben sie Kukuruzfladen und ein »pita« genanntes süßes Fladengebäck mit allerlei süßen Füllseln zwischen den Butterteiglagen. Auch die Esten binden den Kindern vor der Taufe Brot,

*) Eiserne Waffen sind ein Bannmittel der Wöchnerin (A. f. R. W., X, 43, 44).

Geld und Knoblauch in die Windeln, um sie vor Zaubereinfluß zu sichern (Mannhardt, Mythen, 591). In Schweden näht man dem Täufling einen Pfennig oder ein Stück Brot ins Taufzeug, wodurch der kleine Weltbürger Reichtum erlangen soll (l. eod. 697). In der Pfalz wickelte man 1787 ebenfalls ein wenig Brot und Salz in das Wickelzeug des Kindes (Kühnau, Mittlg., 38). Einige Bissen Brot mit und ohne Salz legt man fast überall in Deutschland dem Kinde ins Hemd (1503 »int hemmet«, Schiller-L., VI, 152), ins Westerhemd, in die Fatsche (= fascia), in die Wickel, in den Patenbrief (Wuttke, § 594), in die Wiege als Patengeschenk, Gevatterstück, Helsen oder Helsete (Schweiz), Taufgut, Kindsreuter, Kinderlod (mnd., Schiller-L., II, 463). Dieser Taufbrauch der sogenannten Helse (ahd. heilison = augurari, Glückwunsch) oder Würgete*) (s. Neujahrsgebäcke, Z. f. ö. V. K., 1903, S. 192) übertrug sich dann auf jeden späteren Geburtstag des Kindes. In Dänemark wird ein Stück Butterbrot an des Kindes Wiege, während es zur Taufe in der Kirche läutet, gelegt, oder die Mutter wickelt ein solches in die Windeln mit ein, damit das Kind (angeblich) in der Kirche nicht hungere. Bemerkenswert dürfte hier sein, daß man in Holland sogenannte Kraamkloppertje (Miniaturausgaben von Tôrsammer) geziert und eingewickelt vor der Türe der Geburtsstätte befestigte (Janus, 1903, S. 464, 585 ff.), jedenfalls als Apotropäon, um von der Krammfrau (= Wöchnerin) symbolisch die Unholde fernzuhalten; auch das Brot ist überall ein solches antidämonisches Mittel, welches das Gedeihen des Neugeborenen und auch die Mutter während der Nachgeburtsperiode sichern soll.

Die Gepflogenheiten bei der Geburt des Weibes übertrugen sich auch auf das stets wertgeschätzte symbiotische Haustier, namentlich beim Kalben der Milchkuh. In den Niederlanden sieht man zuweilen, daß eine geweihte Kerze angesteckt wird; nach dem Kalben läßt man drei Tropfen der brennenden Kerze**) in den Tranktrog der Kuh fallen oder man legt etwas (apotropäisches) Salz auf die Zunge des Kalbes (V. K., XV, 230). In Oberbayern schneidet man von der oberen Rinde eines Brotlaibes (sog. Scherzel) ein Stück ab, siedet es in heißem Schmalz und gibt es der kalbenden Kuh zur Erleichterung der Geburt (Manuskript). In der Schweiz gibt man der Kälberkuh und der Kitzelgeiß das sogenannte Agatha-Brot (s. Z. d. V. f. V. K., 1905, S. 319; Janus, 1902, S. 302; Schw. A. f. V. K., IX, 49). Nach Sepp,

*) Bemerkenswert ist, daß man im deutschböhmischem Haselberg die Kinder an ihrem Namenstage (= Geburt, Namengebung) im Scherze am Halse würgt, drosselt; auch übersendet man ihnen den sogenannten „Drosselring“ als Patengeschenk, eine Fortsetzung des Angebindes um den Hals des Neugeborenen (John, Sitten, 120; Meyer, B. V. L., 107).

**) Das Wachlicht von den drei Frühmessen in der Karwoche wird in Rußland aufbewahrt und bei einer Niederkunft des Weibes verwendet (Yermoloff, 94); vergl. auch Lichtmeßgebäcke in Z. d. V. f. V. K., 1905, S. 312; das Lichterbrennen bei der Wöchnerin s. u. a. auch Z. d. V. f. V. K., 1894, S. 140.

348, gaben die Kapuziner zur Erleichterung der Geburt dem kindenden Weibe einige geweihte Brötchen, sogenannte Kapuzinerbrötchen.

In manchen Gegenden von Schleswig-Holstein herrscht der Brauch, den Kühen nach dem Kalben eine Schnitte Schwarzbrot, mit »schwarzem« Kümmel bestreut, oder dunkelgeröstetes Brot mit etwas Branntwein einzugeben (W. Hartmann, 295), ein Brauch, der sicher vom kindenden Weibe auf die kalbende Kuh sich übertrug. Auch im Voigtland bekamen die Kühe beim Kalben gesalzenen Butterfladen, den die Hausfrau selbst, wenn sie zur Kuh geht, unterm Arme trägt (Köhler, 428).

Wenn in Böhmen die Kuh zum erstenmal kalben soll, gibt ihr die Frau eine in Brot gesteckte Fledermaus (ein elbisches Wesen, s. Höfler, Organotherapie, S. 112, 180, 249) zu fressen, dann einen sogenannten Haferkuchen, in welchem eine vom Christabend her in geweihtem (apotropäischen) Salz aufbewahrte Nußschale (Fruchtbarkeitsmittel) und ein halber Apfel eingebacken ist (Wuttke³, 442).

An den Dienstleistungen bei der Geburt oder Taufe und dessen Belohnungen partizipieren eigentlich nur die Weiber; der Pfarrherr nur als Vermittler des göttlichen Segens und der Taufe; die Männer nur nominell als Taufpaten (Strohpaten, Strohgoten).

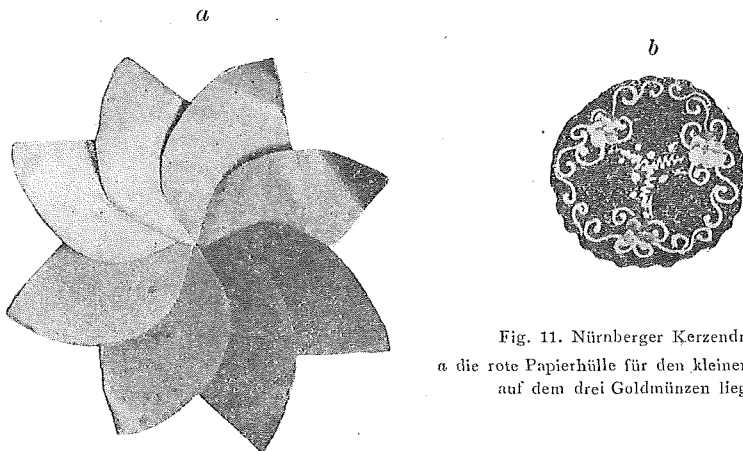


Fig. 11. Nürnberger Kerzendreier.
a die rote Papierhülle für den kleinen Fladen b,
auf dem drei Goldmünzen liegen.

In Schaffhausens älterer Zeit erhielt der Bote (meist eine Magd), welche die frohe Kunde von der Ankunft eines Kindes als Botschaft umsagte, neben einer weißen Schürze und Blumensträußen (also in Erinnerung einer sakralen Handlung), das Botenbrot, und zwar bei einem Knaben zwei, bei einem Mädchen nur eines (Birlinger, Sitten, II, 233); dieses Brot entspricht der griechischen *συχάρημα* (= Mitanteilmahme an der Freude) (Z. d. V. f. V. K., 1894, 148). In Nürnberg erhielt der Pfarrer, im Ansbachischen die Hebamme, den in rotes, glänzendes Wachspapier eingehüllten sogenannten »Kerzendreier« (Fig. 11), das heißt einen Miniaturfladen (aus Schokolade) mit drei Münzen darauf, angeblich als Entschädigung für das Brennen der

Taufkerze, in Wahrheit aber als Substitut für die apotropäische Wochenbettkerze der Juno Lucina, Lucifera, Candelifera (s. Lichtmeßgebäck, S. 315). Der kleine Fladen (Fig. 11), auf dem die drei funkelnden Geldstücke liegen, erinnert an den Hüllwecken (s. Wecken in Vollmüllers Festschrift, S. 13) und an das Verhüllen der Opfergaben, die den profanen Blicken entzogen werden sollten.

In der Anweisung der christlichen Hebammen (Augsburg, 1738) wurde den Hebammen empfohlen, »im Namen der heiligen Dreifaltigkeit« zu dem Neugeborenen Brot, Salz und rohes Garn*) (Substitut des Haarzopfes?) einzulegen. In Schwaben erhält der Priester das sogenannte Aussegnebrot (runder Halbbatzenleib), das mit einem Ei, Garn und Wachs auf den Altar gelegt wird (Ploß-Bartels, II, 396).

Das Taufbrot als Apotropäon wird auch zum Glücksbrot, wie jedes Seelenkultbrot. In Norwegen wird für die Taufe ein aus Gersten- oder Hafermehl mit Wasser angeknetet Brot zwischen zwei hohlen Kieselsteinen wie ein Aschbrot gebacken, ein sogenanntes Hartbrot, das sich vierzig bis fünfzig Jahre lang hält und mit zunehmendem Alter sogar besser schmecken soll; dies wird für besondere Familienfeste als Glücksvermittler (*φουλακτίριον*) aufbewahrt und nicht selten ißt der Großvater bei der Taufe seines Enkels noch von seinem eigenen Taufbrote, das bei seiner eigenen Taufe gebacken war (W. Hartmann, 375); in Island wird dabei an Stelle dieses Aschenbrotes ein sogenanntes Topfbrot gebacken, das heißt ein sogenannter Napfkuchen an Stelle der älteren Topfgrütze (*pottegrød* in Dänemark). — Aus dem Brei entwickelte sich das Brot und aus diesem der festliche, besser, sorgfältiger gebackene Kuchen.

Beim Verlassen der hinterwärts gelegenen Stube, in der die Kreißende niedergekommen (*barnsceng*) und eines Kindes genesen war, opferte ehemals die Sechswöchnerin den Schicksalsgeistern den schuldigen Tribut, der im Christentum der Geistlichkeit zufiel für den Segen**) (»Hervorsegnen«); dieses Opfer erhielt sich in Erinnerung als sogenannte »Stubete« oder »Kemenate« (*caminata* = heizbare Stube; ahd. *ze chemenaten gân* = niederkommen); die »Stubete« wurde zum Besuchsgeschenk für die Wöchnerin (Schweiz) (Schw. A. f. V. K., III, 141).

Bei den Griechen bestand ebenfalls eine Wochenbettfeier. Censorinus, der 283 n. Chr. lebte, schreibt in seiner Abhandlung *De die natali*, XI, p. 51: »*Quare in Graecia dies habent quadragesimos insignes. Namque praegnans ante diem quadragesimum non prodit in fanum . . . ob quam causam cum is dies præterit, diem festum solent agitare, quod tempus adpellant: τεσσαροκοστόν*«; das heißt, bei den Griechen opferten am vierzigsten Tage nach der Entbindung die Sechswöchnerinnen

*) Garn = Flachs ist ein häufiges Opfer an den Kultstellen der drei Fräulein, die hierbei wie auch beim heiligen Dreikönigssalz vielleicht in Erinnerung erhalten wurden.

**) Kindbeterinnen-Segen, s. Alemannia, 1882, 189.

und vor dem vierzigsten Tage der Schwangerschaft ging die schwangere Griechin in keinen Tempel; Euripides (*Electra*, 659): »λεγ' ἡλίους, εὖ σῖτον ἀγνέσει λεγῶ«. Die Wöchnerin und deren Haus galt auch bei ihnen bis nach der nächsten Periode für unrein (vergl. Curatulo, 78). Die römische Kirche übertrug diesen antiken Ritus im Reinigungskultus auch auf die germanischen Völker, die sicher selbst schon einen solchen hatten.

Das Opfer von Gebildbrotten auf dem christlichen Altare ist in Schweden noch 1728 bezeugt: »Observat etiam Loccenius agrestium uxores in Suecia, ubi a puerperio templum ingrediuntur, placentas ex similaginea farina pro sacerdotibus loco donorum aris imponere« (E. Schede, *De diis Germ.*, 776); welche Sitte an die arabisch-christlichen Kollyridianerinnen des 4. Jahrhunderts erinnert, welche Kuchenopfer auf den Altar der Gottesgebälerin legten (Lucius, 465, 521; Usener im *Archiv f. Rel.-W.*, VII, 289).

Eine Eigentümlichkeit der bayrisch-österreichischen Alpenländer ist das Opfer von eisernen Votivkröten (sog. »Bärmutter« oder »Krotten«), s. Verf. *Volksmed.*, 16, 148, 196. Beiträge z. Anthropologie Bayerns, IX (1891), S. 127; Andree, *Votiv- und Weihegaben*, S. 135.*) Vergl. *Volksmed.*, v. Hovorka u. Kronfeld, I, 260 ff., II, 512.

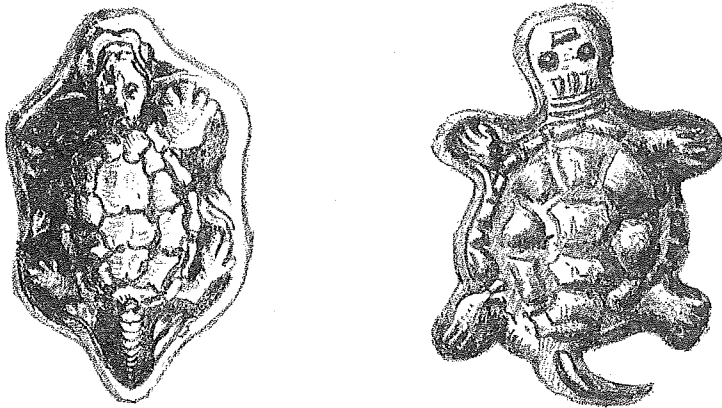


Fig. 12–13. Schildkrötenmodel (Oberbayern).

*) Neuerdings glaubt Herr Prof. Rich. Andree (*Globus*, Bd. XCV, Nr. 10) bezüglich der im Tölzer Lokalmuseum aufbewahrten tönernen Kröte, die Verfasser wohl ebenso oft in der Hand hatte wie Prof. Andree, Zweifel an der „Kröten“figur haben zu müssen, ohne für deren Deutung andere, das heißt plausible Vorschläge machen zu können und ohne seine Zweifel anders zu begründen als durch die Langhalsigkeit des betreffenden Tierbildes. Ganz abgesehen von dem Umstande, daß bei volksüblichen Tierdarstellungen eine vollständig naturgetreue Wiedergabe von seite des Bildners niemals angestrebt wurde, ist die Langhalsigkeit der betreffenden Krötenfigur (s. des Verf. *Volksmedizin*, Tafel I) einfach durch das viele Generationen hindurch fortgesetzte Tragen des Tieres als Amulett zu erklären; ein etwas hartes Tragband mußte schon in einigen Dezennien das abschleifbare Tonmaterial abwetzen; außerdem ist die ganze Figur so platt, schwanzlos und vierfüßig wie nur eine Kröte sein kann. Vorderhand muß Verf. also den „Irrtum“ entschieden solange ablehnen, bis eine bessere und begründete andere Deutung gegeben wird.

Als Napfkuchen in deutlicher Schildkrötenform (Fig. 12 u. 13) tritt das Wochenbettbrot in Altbayern auf, wo (17. bis 18. Jahrh.) beim Kindstaufschmause ein solches Gebildbrot aufgetischt wurde, welches aus kupfernen Modeln gebacken wurde. Verfasser hat in seiner volksmedizinischen Organotherapie, S. 137, 186, 221, dieses »heilige Tier« (Athenäus, VII, 103), das vielfache Beziehungen zum Geschlechtsleben der Frauen hatte, eingehender besprochen und hegt die Vermutung, daß diese Schildkrötentvotive und -Gebäcke ein aus der Antike über Venedig übernommener Volksbrauch sein dürften, der das lebende Schildkrötenopfer der südlichen Mittelmeervölker substituierte; mit der Votivkröte (rana) darf dieses ganz deutliche Schildkröten- (testudo) Gebäck nicht verwechselt werden (s. Z. d. V. f. V. K., 1901, S. 340). Bei den Mittelmeervölkern scheint das Schildkrötenopfer ein die Wöchnerin und alle, die diese berührten, reinigender Kultakt gewesen zu sein (Opfer der Seepolypen und Sepien bei dem griechischen Wochenbette, s. Z. d. V. f. V. K., 1894, 146).



Fig. 14 Lebkuchenkreb, ein Wickelkind zwischen den Scheren haltend (Bad Tölz).

Es ist hier noch anzufügen, daß ein Wochenbettgebäck in Knaufgestalt (sog. Sechswochenwecken mit vier Zipfeln oder Knäufen, die vielleicht etwas an die vier Krötenfüße erinnern könnten), als »Krotten« in Röschitz, Bezirk Eggenburg, Niederösterreich, bezeichnet wird, aber wohl nur als einfacher Vergleich des in seiner eigentümlichen Form dem Volke unverständlich gebliebenen vierzipfeligen Knaufgebäckes (über das wir in Z. d. V. f. V. K., 1902, S. 430, eingehender berichteten) mit der vierfüßigen Kröte; die Form entspricht dem holländischen, ostfriesischen und dänischen »Teufelskater«, ein Gebäck, das wir gleich unten noch besprechen werden. Mit der südlichen Schildkröte oder mit der Kröte (Unke) hat dieses österreichische Gebäck keine formelle oder volkskundliche Beziehung.

In bürgerlichen Kreisen Oberbayerns erhielt ehemals die Hebamme, welche die Kinder nach dem Volksscherz aus dem Mutterleibe wie aus einem Wasser »krest«, einen lebkuchenen Krebs (statt der Schildkröte?) zum Geschenk (Fig. 14); zwischen den Scheren hält der Krebs darauf das Neugeborene; in der Schweiz heißt die Hebamme die »Kreberin« (Schw. Idiot., III, 783). Doch sind solche Scherzfiguren, aus Kuchenteig geformt, im allgemeinen selten und meist nur auf die wohlhabenderen Kreise beschränkt, der Bauer macht Ernst bei seinen Gebildbrotten.

Der feinere Kuchen, das eigentliche Festgebäck der späteren Zeit, entwickelte sich aus dem primitiven Brei durch die bessere Backtechnik. Die meisten Kindbettkuchen zeichnen sich, abgesehen von dem Anis-, Zimt- und Kümmelgewürzzusatz, aus durch die meist safrangelbe (Ei-) Farbe, die sich selbst bis Rot steigert*) (der Mohnsamen scheint beim Wochenbettgebäck zu fehlen).

Bei der Kindstaupe auf den Dörfern um Reichenbach im Voigtlande bekam früher der Gevatter drei Pfund Fleisch sowie drei Kuchen von verschiedener Sorte, immer aber einen gelben, außerdem einen sogenannten Zuckerkuchen (Köhler, 248); im Erzgebirge heißt der 5 cm dicke Gevatterkuchen »der Dicke« (E. John, 63).

Gelbe Strohküchel gibt es auch in Bayern am Sonntag nach der Kindstaupe im Hause der auf dem sogenannten Stroh (= Wochenbett) liegenden Wöchnerin beim sogenannten Kindmahle (Schmeller, II, 803); [engl. lady in the straw »Kindbetterin«].

Die Puppenstube im Straßburger Kunstgewerbemuseum weist ebenfalls die knallroten Kuchen auf, jedenfalls wegen ihrer Beziehung zum Wochenbett, beziehungsweise zur Kinderstube, in der das rote Wachslicht als Apotropäon sogar um den Löffelstiel der Wöchnerin gewickelt wurde.**)

Der Opfercharakter dieser Festgebäcke kennzeichnet sich auch durch die auffallende Häufung derselben, die, wie zu einem Opferstocke aufgetürmt, dargebracht werden. In der Schweiz liegen so auf einem Teller die sogenannten Hab-Küchli (durch Hefezusatz aufgeblähte Küchlein), auf dem anderen die auffallend gelben Eierküchli (Schw. Idiot., III, 135); an das Prangende solcher Festkuchen der Kindbettzeit erinnert auch der Nürnberger Prangkuchen, der gleichsam ostentativ wie eine Opfergabe (»culinae ad meram ostentationem compositae«) aufgetragen wird; er entspricht der altgriechischen ἀγλαία, ἀγλαισμάτια (Athen. Casaub., XIV, 930). Die apotropäischen Eigenschaften der Gewürze machen sich wohl bemerkbar beim isländischen Gewürzkuchen, mit süßer Bierwürze (= Malzextrakt statt Honig) angeknetetetes Brot, das den Übergang vom honigsüßen Kultgebäcke zum profanen Brot bildet, ebenso beim Sigerländer Zimmetkuchen. Zimmet ist ein häufiges Volksmittel bei Geburtsblutungen geworden; auch die englischen pepper-cakes oder Pfefferkuchen haben Beziehung hierher als Wochenbettgerichte, Honig und Gewürze sind darin vertreten.

*) Die sogenannte „gelbe Frau“, die bei den Schweizer Hochzeiten niemals von der Braut weicht und das Brautopfer auf dem Altare in Empfang nimmt, das sie an die Braut aushändigt (Schw. Idiot., I, 1242, II, 292; Hochzeitsbuch, 109, Meyer, B. V. L., 20), steht auf dem gleichen Boden der Volksvorstellung, daß die gelbe oder rote Farbe etwas Abwehrendes birgt; die weiße Farbe bezeichnet den sakralen Charakter.

**) Vielleicht ist die rote Farbe des Wochenbettbrauches ein kümmerliches Substitut der roten Blutfarbe, beziehungsweise des blutigen Opfers. Das Opfermaterial wird ja oft genug zum Apotropäon.

Im Voigtland wirft bei Bauernhochzeiten ein altes Weib sogenannte Rumpelkuchen, wie auch beim Kirchgange zur Taufe, unter das Volk (an Stelle des allgemein bekannten Körneropfers); die durch Lärm und Poltern zu vertreibenden unholden Geister gaben dem Geburtsverlaufe, wie erwähnt, den Namen Rummel, so daß Rummelkuchen = Geburtskuchen ist, der nur beim Hochzeitsfeste antizipiert ist (Köhler, 222). Die Fruchtbarkeitsriten können sowohl bei der Hochzeit wie bei der Geburt sich finden.

An dem Fruchtbarkeitssegen des Geburtsopfers soll die ganze Sippe Anteil nehmen, vor allem aber die Wöchnerin selbst. Das Festmahl am ersten Sonntag nach der Taufe heißt in der Schweiz »das Chüechlete«, weil man an die Wöchnerin die sogenannten Hori- und Kindbett-Küechleli verschenkte. (1582) »wir nennend die mäler, die man nach der Kindbette haltet, die Küechleten« (Schw. Idiot., III, 135, 141, 145); auch die Hebamme half bei der Küechlete zur Bereitung des Taufmahles mit, wie oben die drei Männer bei der Bereitung des Frankfurter Mandelkäses. Im Voigtland (Planschwitz) heißt es: der erste K u c h e n, der zum Kindstauschmause gebacken wird, muß, wenn das Neugeborne ein Mädchen ist, zerrissen werden, dann reißen sich später auf dem Tanzboden die Burschen um die Jungfrau (Köhler, 240, 437; Wuttke ³, 391); von der Gunst der mit Speiseopfern versöhnten Schicksalsmächte hängt die Zukunft des Kindes, auch der Jungfer, ab. In Schlesien heißt das für Wochenbettfeier und Kindstaufe gebackene Gericht »Kindelkuchen« (Küster), am Rhein Gevatterkuchen; letztere bringt der Taufpate selbst mit zur Feier (Z. f. rhein. V. V., IV, 1907, S. 113).

Im Dänischen erfüllt der nächstbeste Kaufkuchen die Rolle des Wochenbettsschmauses, der damit zur bloßen Abfütterung sich gestalten würde, wenn nicht die althergebrachte Barselgrütze (s. o. S. 86) den Ernst der ganzen Feier erhalten würde; denn diese darf nie dort fehlen (Feilberg, Bondeliv, I, 304); für die Hebamme aber gibt es dort einen besonderen Fleischpfannkuchen oder auch nur einfachen Pfannkuchen mit Branntwein (leider); dieser Fleischkuchen trat wohl an die Stelle des ehemaligen Hühnerkuchens, der im 13. Jahrhundert vom dänischen Kanonikus Harpestrengge (Danske Lægbog, koken van høner, kage af høns) den Wöchnerinnen empfohlen wurde; über das Huhnopfer s. o. S. 85 und außerdem Jahrb. f. Gesch., Spr. u. Lit., Elsaß-Lothr., XVIII, Volksmärchen Nr. 2. Der Gebrauch, die Geburtstagskuchen mit Lichtern zu umstecken (= Lichterkuchen = ἀμφιφώντες, rings beleuchtend; Lobeck, Agl., 1062; Rohde, Psyche ³, II, 85; chavanim der Juden, Lobeck, Agl., 1077; Roscher, Selene, 112; Mommsen, Heortologie, 404), ist jedenfalls vom Seelenkult bei der ersten Geburtsfeier ausgegangen und auf die folgenden Geburtstage übertragen (Z. d. V. f. V. K., XVII, 373); diese »amphiphontes« wurden nicht bloß den Geburtsgottheiten dargebracht, sondern auch als

Totenopfer auf den von Seelengeistern vielfach besuchten Kreuzwegen hingelegt, besonders am Todesjahrestage (s. u.).

Bei den alten Griechen auf Samos erhielt die Geburtshelferin und Kinderernährerin Hera Opferkuchen vorgesetzt, ebenso Weizenkuchen mit Kalbseingeweiden (an Stelle des Kalbes) (Nilsson, 56, 62).

Bei den Römern erließ der Kaiser Tiberius ein Verbot »opera pistoria« bei Gelegenheit des Wochenbettschmauses in den popinae (Garküchen) zu verkaufen, da letztere zu viel Konkurrenz durch die Bäcker fürchteten (Z. d. V. f. V. K., IV, 43); heute bezieht der Wirt die Hochzeits- und Taufmahlkuchen meist vom Konditor (Kaufkuchen). In Leipzig war das Gvattergeschenk (1701 »Gvatterstück«) ein Marzipan- oder Lebkuchen als Glückwunschspende für den Täufling, der bei der Namengebung eine besondere Gabe nach altgermanischer Sitte erhielt (P. Herrmann, D. Myth., 327; Gartenlaube, 1885, S. 821); im Elsaß schenkt der Taufpate (Gote) das sogenannte »Göthelstück«, meist in Gestalt eines Kuchens (E. W., II, 587); das Wort »Stück« erinnert noch an die Gemeinsamkeit der Mahlzeit, bei der jeder Teilnehmer seinen abgeteilten »Anteil« erhielt, womit auch er an dem Segen partizipierte.

Wie bei der Hochzeit, so spielen auch bei der Geburtsfeier die Wecken eine große Rolle. In der Abhandlung »Wecken« (in der Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Vollmöller, Erlangen, 1908, S. 31) hat Verfasser schon darauf aufmerksam gemacht.

Auffallend lange Gvatterwecken bilden in der Zahl oder Reihe von 16 bis 18 Stück nebst 2 Pfund Rindfleisch (»Fleischstück«) zusammen in Furtwangen den sogenannten »Gvatterschwanz«, welchen Götle und Gote acht Tage nach der Taufe der Wöchnerin schicken (Meyer, B. V. L., 30, 391; Birlinger, II, 236); auch im sächsischen Erzgebirge spielt bei der Taufe dieser »Gvatterschwanz« eine Rolle (E. John, 63). Über die Bedeutung: Schwanz s. Schmeller, II, 641.

Das deutsche Volk hat eine Reihe solcher bei der Taufe als sogenanntes Weiset gebrachten Wecken; in Bayern sind es die Weinbeerl-Wecken, in Baden dreißig bis vierzig Eierweck (Eigelb), welche zur Kindbetterinnensuppe verwendet werden (Meyer, B. V. L., 391), im Voigtlande (1661) die sogenannten Freuden-Weckel*), im Ansbachischen die Taufwecken, in Niederösterreich die Sechswochen-Wecken (Fig. 17) (auch »Krotten« s. o. genannt); letztere Bezeichnung ist eine Parallele zu dem altgriechischen τεσσαράκοστιον (= vierzigtägiger) (Welcker, Kleinere Schrift, III, 199), welches Opfer die Frauen sechs Wochen**) nach der Entbindung darbrachten. Das in Niederösterreich, Südböhmen und Oberpfalz sogenannte »Strohsackl«

*) Freude = glücklicher Geburtsablauf; Nachfreude = Nachgeburt. Freudenfrau = Hebamme.

**) Der Ausdruck „Wochen“ als Zeitraum für sieben Tage kam am Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. zu den Germanen.

(Fig. 18, 21) hatte schon wegen seiner ähnlichen Form und seines Namens Beziehung zu diesem Wochenbettgebäckbrote.

In Obersteiermark schenken die Verwandten der Wöchnerin einen größeren, fünf bis zehn Gulden kostenden Semmelwecken, welcher »Ochs« genannt wird, vielleicht als Substitut des Ochsenkalbes oder des Rindsopfers (Z. d. V. f. V. K., 1898, S. 444); also auch hier übertrug sich dann wie bei der Julkuse (= Julkühlein, Julkalb) der Name des ehemaligen Opfertieres auf das stellvertretende, formell aber durchaus nicht identische Gebäck. Es ist hier zu betonen, daß nicht wenige Wochenbettgebäcke auch »Wecken« genannt werden und dabei nicht die Doppelkeilform des eigentlichen Weckens aufweisen; »Wecken« ist eben oft nur so viel wie Festgebäck überhaupt; ursprünglich aber hatte der Wecken phallische Bedeutung.

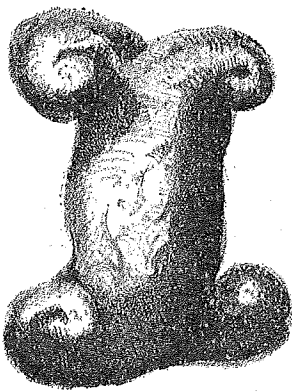


Fig. 17.

Vierzipf (Böhmen);
Sechswochenwecken (Niederöst.);
Krotten (Röschitz b. Eggenburg).

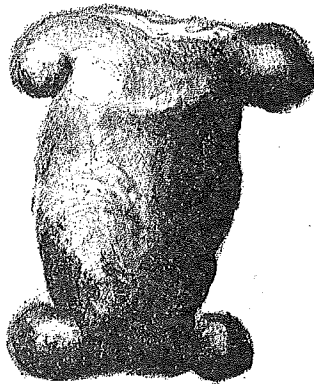


Fig. 18.

Krotten, Strolsackl (München,
Regensburg, Böhmen).

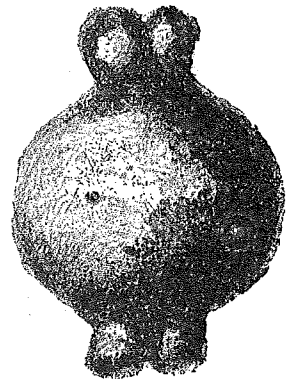


Fig. 19.

Luciabrot (Göteborg, Schweden).

Sogenannter Wecken mit vier Knäufen (Fig. 17—22), das heißt ein Knaufgebäck, ist auch der sogenannte Kindsstrutz; der dänische barne-strud (Feilberg, Danske Bondeliv, II, 69) ist ein stollen- oder weckenartiges Knaufgebäck, das beim Kindsbetttschmause üblich ist; das steirische Kindbettstriezel (Bl. f. hess. V. K., 1905, S. 88) ist vermutlich ein weckenartig langgestrecktes Zopfgebäck; letzteres ist sonst beim Wochenbette nicht üblich, wohl aber der »Wecken«. Vierzehn Tage nach der glücklichen Entbindung kommen die Gevattersleute zur Kindsgastung, wobei sie auf einem Brette, in ein weißes Tuch gehüllt (vergl. o. den Hüllwecken) das (zopfförmige?) Kindbettstriezel nebst einem Korbe voll verschiedenen Backwerkes bringen; letzteres legen sie auf die Wiege; darauf erst folgt das Gastmahl; jedenfalls wollen sie mit der verhüllten Gabe das alte Überkommen festhalten, denn früher war die Umhüllung der Gabe ein Opferritus.

Im Dänischen heißt dieser Kindbettstrutz auch Kindszehe (*barne-taa*), Kindsfuß (*barne-fod*) (Feilberg, D. B. L., II, 69); es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Bezeichnungen aus dem Niederdeutschen stammen und daß die »Kindszeche« (= Wochenbettsehmas) im Dänischen in *barne-taa* (= Kindszehe) umgedeutet wurde, umso mehr als eigentlich nur der Sehmas *barne-taa* heißt; das Leckerwerk, welches man den Geschwistern eines neugeborenen Kindes als von diesem oder dem Storche volksetymologisch an seinen Zehen aus dem Himmel mitgebracht, schenkte, ward »Kindsfuß« benannt; es ist meist bloß ein Stollen. Wir haben schon in den Weihnachtsgebäcken, S. 48, diesen Kindsfuß besprochen und müssen hier auf diese Abhandlung wiederholt verweisen.

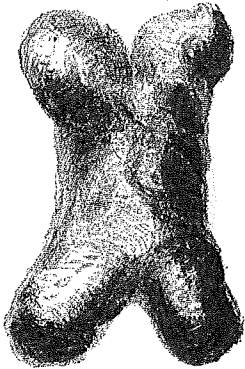


Fig. 20.
Neujahrsweck, Bubenschenkel.

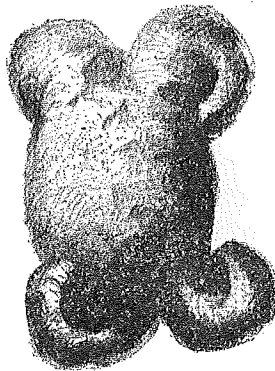


Fig. 21.
Strohsackl (Böhmen);
Duivkater (Holstein);
Ochse (Obersteiermark);
Oxe (Norwegen).

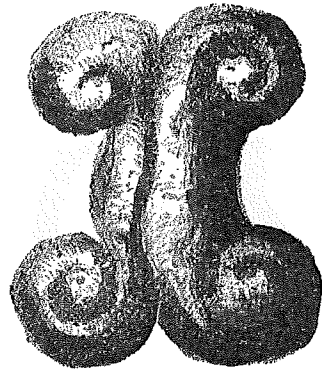


Fig. 22.
Julkuse (Schweden);
Wiener Brioche (Meran).

Der in Stralsund 1523 literarisch zuerst bezeugte »Kindes-vôt« ist auch im Niederdeutschen der Name für die Kost, die bei der Geburt eines Kindes gegessen wird (verallgemeinert) (Korresp. Bl. d. V. f. nnd. Sprachforsch. Nr. 26, S. 25 ff.); der Fuß als Fruchtbarkeitsymbol s. Z. d. V. f. V. K., 1894, S. 48, und Liebrecht, Zur Volkskunde, 491. Der Kindsfuß als Gebäck kann auch die festliche Stollenform annehmen (Fig. 24). Wenn man im Dithmarschen von einer schwangeren Frau sagt, sie sei »kesfôt« (Z. f. D. Mythol., IV, 530), so erklärt sich diese Redeweise dadurch, daß der Fuß oder das Bein*) die Geburt, der Käse aber das Geburtsoffer (s. o. S. 87) bedeuten soll.

Wenn in Deutsch-Evern bei Lüneburg eine Kindstaufe stattfindet, so hat jedes unkonfirmierte Kind des Dorfes das Recht, sich eine Semmel aus diesem Hause zu holen. Wird diese Gabe verweigert,

*) Das Wochenbett wird nämlich im Anschluß an alte Vorstellungen als eine Krankheit am Bein dargestellt (s. K. N. B., 31).

so ziehen die sämtlichen Kinder wöchentlich, ja monatelang allabendlich vor das betreffende Haus und machen Lärm, den sie mit dem fortwährenden Rufe: »Dat Kind heet keenen Foot!« erst recht störend machen (Zeitschr. Niedersachsen, VIII, Nr. 9); es muß also auch dort das Gebäck »Kindsfuß« üblich gewesen sein; an seine Stelle trat ein einfaches Semmelbrot, das aber immer auffallend weiß sein muß und, aufgeschnitten, meist zur Wöchnerinnensuppe Verwendung findet. Im Oldenburgischen gibt es solche Semmelschnitten in Schmalz oder Butter gebacken (Ploß-Bartels, II, 361); in Deutschböhmen ist es die sogenannte Branntweins emmel, welche beim Tauschmaus aufgesetzt wird (A. John, Sitten, 115). In Oberösterreich geht man mit dem Taufkinde zum Taufpaten, der dem Kinde eine Semmel, ein

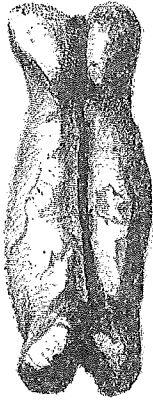


Fig. 23.
Patenwecken (Eger).

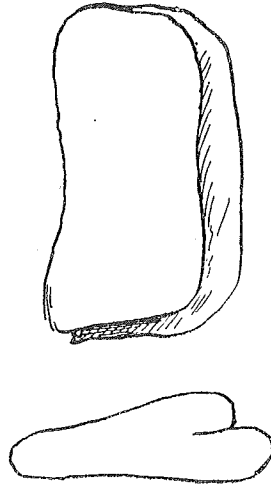


Fig. 24.
Kindsfoot aus Deutsch-Evern bei Lüneburg.

Ei und ein Glas Wein schenkt; mit dem Ei (das aber sonst beim Tauschmause keine Rolle spielt) bestreicht man dem Kinde das Zahnfleisch, angeblich damit es seine Zähne leichter bekommt (Münchner Med. Wochenschr., 1904, S. 1438); es ist dies dasselbe kommunale Mittel wie das Hasenhirn, das Verfasser in seiner Organotherapie, 60 als Dentifricium anführt, wozu Hochzeitsbrot und das weiche Gehirn verschiedener anderer Tiere benützt werden, um auch dem Kinde Teile des rituellen Sippenmahles einzuverleiben und es so gegen Dämoneneinflüsse zu sichern; damit hängt auch wohl die Verwendung des sogenannten Schnullerprügels (phallusartiger Wecken) als Material zum Lutscher- oder Schnullerbrei zusammen; das Kind partizipierte so am Segen des Fruchtbarkeitssymbols in Teigform wie am Hasenopfer, das wir eben erwähnten.

Überhaupt liegt es sehr nahe, daß auch in das Kindstauftfest dort und da allerlei durch die jeweilige Zeit gebotene andere Festgebäcke

eindringen, die aber für das Wochenbett als solches nicht charakteristisch sind, und andererseits können Patenbrote der Allerseelen- oder Neujahrszeit auch in den Taufpatenschmaus*) eingedrungen sein, z. B. die Brezel und Zöpfe; die auffallend hellen Kindstaufbrezen Patenbrezel, Kindsbrezel (M. Franken) sind an manchen Orten knallrot und bezeugen dann nur durch diese Farbe (nicht aber durch ihre Form) den Zweck eines Wochenbettgebäckes. In alemannischen Gegenden legt man der Wöchnerin vor dem Kirchgange des Täuflings einen Blumenstrauß und einen Eerring (= gelbe ringförmige Brezel) ins Bett (Rochholz, Alem. Kinderlieder, 296). Die mazedonischen Gräcowalachen bringen ebenfalls ein Weizenkringel als Opfer an die weißen Nymphen mit beim Wochenbettbesuche (Z. d. V. f. V. K., 1894, S. 142).

So gut wie die Kringel oder Brezel (ein typisches Toten- oder Seelengebäck) da und dort als lokales Festgebäck in den Wochenbettbrauch eingedrungen sind (aber immer nur als Ausnahme), so gibt es auch im Allgäu Groschenzöpfe und in der Schweiz Eierzöpfen, das heißt zopfförmige Gebäcke; etwas Typisches für diese Wochenbettperiode aber haben diese durchaus nicht; so gibt es auch in Weißenburg i. S. bei Kindstaufen sogenannte »Sackschlupfen« (Fig. 15) als Festgebäck, eine Brezel, deren Endschlingen schleifenförmig ineinandergeschlupft sind und an einen Sack aus Teig sich anschließen; angeblich lassen die Mahlgäste solches Mürbgebäck in ihren Sack schlupfen (Hartmann, Manuskript); vermutlich handelt es sich dabei um die Entstellung einer älteren Gebäckform.

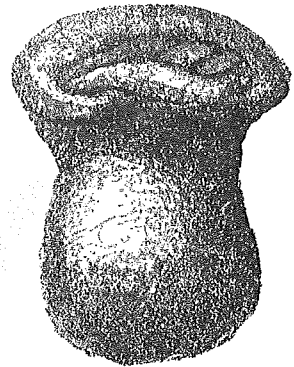


Fig. 15. Sackschlupfen.

Der Gugelhupf als leicht herzustellender Napfkuchen, der im wendischen Spreewalde »Bába« heißt, ist für das Wochenbett ein charakterloses Festgebäck, wie der sogenannte Kaufkuchen.

Am meisten artete das Gevatterstück aus, als die Aniskonfekte und Marzipangebäcke in den wohlhabenderen Kreisen üblich wurden; da dieselben aus Modeln ausgepreßt wurden, beziehungsweise noch werden, so haben sie eine gewisse Gleichförmigkeit und Verwendbarkeit zu den verschiedensten Familienbanketten; sie lehnen sich formell durch ihre meist symbolische Wiedergabe der verschiedenen Familienwünsche und Scherze an die volksüblichen, frei aus der Hand gemachten einfachen Gebildbrote an. In Leipzig war 1701 der Luxus mit denselben so stark, daß der Rat verordnete, daß ein jeder die Wahl habe, einen Marzipan oder Kuchen zum Gevatter-

*) Der Zusammenhang des Taufbrotes mit dem Seelenkult erhellt auch aus der Tatsache, daß der Taufpate den Täufling jährlich auch am Allerseelentage mit typischen Seelenkultbroten beschenkt.

stück zu geben, jedoch daß bei den Vornehmen kein Marzipan über zwei Reichstaler und kein Kuchen über einen Taler kosten sollte; Handwerkern aber und gemeinen Leuten sollte der Marzipan als Gevatterstück durchaus verboten sein (Gartenlaube, 1885, S. 821), ein Verbot, das sich mit der Zeit von selbst erfüllte durch die Geldverhältnisse. Ein solches Marzipangebrot (s. Fig. 16) aus Leipzigs älterer Zeit, das sicher nur in einer besser situierten Familie geschenkt wurde, stellt den die Kinderwäsche besorgenden Sie-Mann dar, der, unterm Pantoffel stehend, die Maultasche oder Ohrfeige der strengen Gebieterin fürchten muß. Solche Scherze erfahren in den bäuerlichen Kreisen keine Verbildlichung; dafür ist die ganze Feier zu ernst.



Fig. 16. »Sie-Mann«, Marzipanbrot aus Leipzig.

Die an manchen Orten sich findende Sitte, bei der Tauffahrt oder beim Taufgange *Körnerfrüchte* (zum Beispiel Bohnen, Erbsen) auszuwerfen, ist hauptsächlich im Elsaß zu treffen; es ist dies der symbolisch ausgegossene Fruchtbarkeitssegen. Vom sogenannten Bohnenpfetter (Gevatter, Pate) werden schlechte Zuckererbsen und Zuckerbohnen unter die Kinder ausgeworfen, welche Bohnengötter, Mehlockel, Mehloppeli, Mehlbollen, Mehlroller heißen (E. W. I, 27; II, 141, 945). In Dänemark bestreut die Hebamme das neugeborne Kindlein mit Roggenkörnern; in Ägypten legt man es in ein Körnersieb*) und streut Korn rings um das Kind (Hammarstedt); auch die

*) Das Symbol der Fruchtbarkeit, das von Generation zu Generation als „Erbsieb“ wanderte.

galizischen Juden werfen, bevor man den Säugling zum erstenmal in die Wiege legt, das heißt in seine neue Hülle, kleine Stückchen Honigkuchen hinein; mit dem süßen Honig wollen sie die bösen Geister für die Zukunft abschmieren (Urquell, IV, 211). Mit dieser Begießung der Neugeborenen mit Körnern hängt wohl auch das mittelschlesische »Körnlsuchen« zusammen, das darin besteht, daß

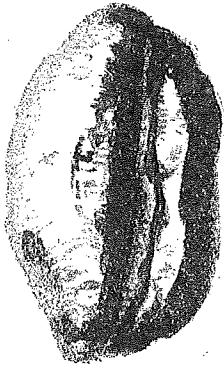


Fig. 25.
Schrüppe (Berlin).

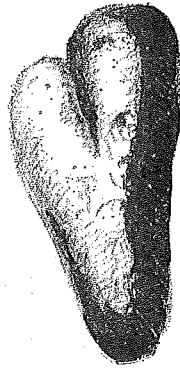


Fig. 26.
Durchschnitt der Spaltgebäcke.

die Jungfer Patin eine Starnitze voll Rosinen und Mandelkernen, unter ihrem Rocke (absichtlich?) versteckt, zur Kindlsuppe (Warmbier mit Kuchen) mitbringt und daß die Junggesellen dann sich das Recht nehmen, nach diesen Körnern in allen Taschen zu suchen. (Z. d. V. f. V. K., 1893, S. 150).

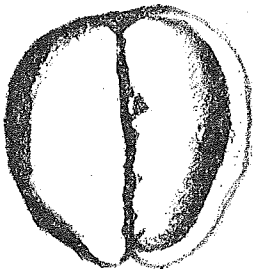


Fig. 27.
Mutschel, Ulmer Geige,
Mutzen.



Fig. 28.
Schiedle (Furtwangen);
Kaffeeweckli (Schweiz).

Die Spaltgebäcke, welche im Gegensatze zu den Weckengebäcken stehen und das *αἰδοῖον γυναικείον* symbolisieren, sind bei der Geburtsfeier gegeben als Eiermotzen (Pfalz) (= Mutzen), Schiedle (Fig. 28) (Furtwangen), (Schieltchen = rimula vulvae), auffallend weißen Geigen (Ulm, Augsburg) und die laibchenrunden Fehmarner Kindspummeln, welche nur bei Geburten gebraucht werden, wenn die Sippenweiber sich versammeln, um den sogenannten Kindsfoot- (s. o.

S. 86) Kaffee einzunehmen (J. O. Schmidt, 104). Bei Schillers Geburt (Marbach 1759) wurden im Kodweißschen Hause unter anderem auch Mütschele (Fig. 27) (= Mutzen) aus Buttermehl gebacken (Bertold Auerbach, Friedrich der Große von Schwaben). (Gefällige Mitteilung von Herrn Prof. Vollmöller. Über die Mutzen, s. Fastnachtgebäcke, S. 43.)

Eine ganz eigentümliche Form der Vertreibung der die Wöchnerin heimsuchenden Krankheitsgeister besteht in Jaffa, wo ein Altmütterchen unter dem Gemurmeln von Segens- und Verwünschungsformeln ein dreieckiges Öllämpchen aus Teig bereitet, welches dann mit Olivenöl und drei in den drei Ecken brennenden Lichtern angefüllt wird; dieses Teiglämpchen wird ins Freie gestellt; frißt es ein Hund auf, so reinigt er das Haus von den Krankheitsgeistern und damit ist alles Unheil von der Wöchnerin abgewendet (gefällige Mitteilung von Herrn Murad in Jaffa). Das Ganze ist eine Mischung von verschiedenen apotropäischen Mitteln (Olivenöl und Licht) mit dem Futter der Seelenhunde; über den Hund s. des Verfassers Organotherapie, S. 67 ff.

Zusammenfassend können wir hier schließen: Der allgemein verbreitete Glauben, daß gerade zur Geburts- und Schwangerschaftszeit Mutter und Kind in nächster Beziehung zu den Totengeistern stehen und von unholden Quälgeistern am leichtesten heimgesucht werden, verlangte, daß diese Seelengeister ihre versöhnenden Opferspeisen erhalten und so günstig gestimmt werden. Der Mitgenuß an dieser meist von der Sippe (an Stelle der im Bette liegenden Frau) dargebrachten Opferspeise vermindert die Gefahr und erhöht den Fruchtbarkeitssegens, der sich auch durch die Form der später üblich gewordenen Gebäckbrote (Wecken- und Spaltgebäcke) bemerkbar macht; die ursprünglich viel einfacheren Gerichte (Grütze, Brei, schlürfbarer Trank etc., ferner Käse, Hühnersuppe, Hühnerkuchen = Seelenhuhn) haben sich gerade wie beim Seelenkult auch bei der Geburtsfeier auffallend lange erhalten. Die rote oder doch auffallend gelbe Farbe mancher Wochenbettgebäcke dürfte apotropäischen Charakter haben. Eine Reihe von Gebäckbrotten, die für andere Kultzeiten charakteristisch sind, haben sich selbstverständlich auch hier eingedrängt (Brezel, Zöpfe).

Mit Ausnahme der vermutlich durch den Venediger Kupferhandel aus dem Süden im 17. bis 18. Jahrhundert nach Süddeutschland importierten Schildkröte (Fig. 12 u. 13) sind in Deutschland Tiergebilde aus Teig bei der Geburtsfeier nicht üblich. Wie wenig die christlichen Bibelvorfstellungen bei der Geburtsfeier der Germanen Einfluß hatten, lehrt das absolute Fehlen der jüdisch-griechischen Taube, die ein spezifisches Reinigungsoffer der Wöchnerinnen war. Auch das Krapfengebäck (Herzsymbol der Griechen und Römer) fehlt ganz, ebenso das Horngebäck; letztere zwei eignen mehr den Bacchanalien des Frühjahres und des Herbstes.

Überhaupt fehlen durch die Erhaltung des Seelenhuhnes in natura beim Wochenbette alle Vogelgebäcke; selbst der Storch als Kinderbringer ist wohl unter den Gebildbrotten der Neujaarszeit (Wunschsymbol) zu finden, aber nicht bei der Geburtsfeier; auch die Hakenkreuzgebäcke (Segenszeichen, Wunschsymbol) fehlen bei der Geburtsfeier der Deutschen.

Eine Eigentümlichkeit der Gebildbrote der Geburtsfeier ist das häufigere Auftreten der Knaufgebäcke (Fig. 17 bis 23) (Strohsack, Sechswochenwecken, Patenwecken, Teufelskater), die wir in Z. d. V. f. V. K., 1902, 430, Tafel II, Fig. 21, im Typus (Fig. 21) vereinigten. Nach unserer Auffassung ist dasselbe die Stellvertretung des animalischen Tieropfers (Schenkelknochen eines Kalbes oder Rindes), das als Gebildbrot der Geburtsfeier vermutlich durch die koptischen Mönche ins Christentum, beziehungsweise in den Volksbrauch christlich gewordener Völker eingedrungen ist und sogar im germanischen Norden als »Julkuse« (= Weihnachtskalb) auftritt (Fig. 22) und auch als »Oxe«, »Sadlad ox«*) (Fataburen, 1908, S. 237, 238) in der Julzeit gebacken wird. Wie die Schildkrötenmodel (Fig. 12 u. 13) beweisen, folgte das Volk hierbei unbewußt dem importierten Brauche des alten Schildkrötenopfers; noch leichter konnten die aus freier Hand hergestellten Knaufgebäcke aus der Antike nach Deutschland eingedrungen sein. Bei der ganzen Geburtsfeier haben sich viele Züge aus dem ältesten Opfer, dem des Seelen- und Totenkultes erhalten, der in primitiver Weise die Seelen- und Totenspeisen beibehielt.

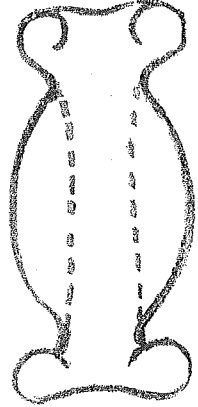


Fig. 29. Typus des Knaufgebäckes.

Der Geburtstagskuchen.

Die jährlich wiederkehrende Geburtstagsfeier verlangte schon bei den alten Griechen einen eigenen Kuchen, der zu den γενέθλια Geburtstagschmäusen gebracht oder geschenkt wurde, als jährliche Fortsetzung oder Wiederholung der ersten Geburtsfeier (Nilsson, 116). In späterer Zeit feierte man sogar die Geburtstage der Götter nach dem Muster der menschlichen, zum Beispiel die des Apollo am 7. Bysios in Delphi, wobei »φθοῖς« genannte Kuchen gebacken wurden (Nilsson, 158). Nach Lobeck (Aglaophamos, 709) und Athenaeus (Casaub., XIV, 647 D.) hatten diese φθοῖς als placenta bacchicae runde Kichel- oder Krapfenform, diese aber vermutlich wegen der in die Frühjahrszeit fallenden Festzeit. Erotianus sagt von diesem attischen runden

*) Dieser gesattelte Ochs ist wohl eine volksetymologische, lokale Bäckerlaune; das Knaufgebäck trägt in seiner Mitte einen Teigwulst (Sattel), der aber auf den zahlreichen deutschen Knaufgebäcken nicht zu finden ist.

Hohlgebäcke: »ἔστι δὲ τῷ σχήματι ὁμοιον κάρδη« [= καρδαμῆ?*) καρδίη?], das heißt, daß es dem griechischen Herzschema ähnlich gewesen sei; diese Form entsprach auch sicher dem Gottheitskuchenopfer mehr als jedes andere Schema. Beim Geburtsfeste, beziehungsweise Wochenbette fehlt heute dieses Gebildbrot sonst ganz, weil es sich dabei niemals um etwas Theophagisches gehandelt hatte, das der Apollo- oder Bacchuskult in seinen Riten bewahrte. Auch die Römer hatten Geburtstagskuchen, was schon Ovid bezeugt: »natalem libo^{†*}) testificare tuum«, der Geburtstagskuchen war also auch Opferkuchen; auch nach Plinius h. n. XVIII, 8, und Censorinus, De die natali, 9, wurden nach altehrwürdigem Brauche an den Geburtstagsfesten aus dem Opferbreie kleine Frigeln (Zerreißel) gemacht »pulte fritilla conficiuntur«, das heißt Schmalzküchlein oder Schmarren aus zerriebenen Mehlbrei (1517) (fritilla = Schmalzkuche, D. I., 248). Nach Lobeck, Aglaophamos, 1062 ff., waren die Geburtstagskuchen sowohl bei den Griechen wie bei den Römern ringsum mit Lichtern (Geburtstagslicht) besteckt »ἀμφιφῶντες«, die der attischen, beziehungsweise munychischen Artemis (einer Mondgöttin) (Athenaeus, 14, p. 645 A.), aber auch der chthonischen Hekate gehörten (Rhode, Psyche³, II, 85; Roscher, Selene, 112; Mommsen, Heortologie, 404);***) eigentlich ist dieser alte, antike Geburtstagskuchen ein alljährliches Totenopfer der Familie gewesen; die Τεβέσια fiel als Familienfeier auf den wiederkehrenden Tag der Geburt des herosartig verehrten Vorfahren; diese Feier wurde oft testamentarisch vorgeschrieben. Bei den Römern opferten die Männer jährlich am Geburtstage, mit dem ja das Alter des Menschen beginnt, dem Genius (= Lar oder Schutzgeist), indem sie mit der rechten Hohlhand Wein über den Kopf des Genius ausgossen und einen Kranz darüber legten (»Funde merum Genio!«); die Weiber opferten dagegen am Geburtstage der Juno; nach Plinius XVIII. waren die Geburtstagsopfer hauptsächlich nach altem Herkommen nur vegetabilische Gaben, fettreiche und blutlose Speisen; es wurden sogar eigene Ölspenden an das Volk für die Geburtstagsfeier gestiftet (Censorinus, 15); man beschenkte sich gegenseitig wie bei einem jährlichen Seelenkult unter guten Freunden mit diesen Geburtstags Speisen (Ovid I, Amor. Eleg. 8), die zur Communio wurden. Wie die Menschen, so hatten auch bei den Griechen und Römern die Götter und Lokalheroen, später auch die Märtyrer und Heiligen ihre Geburtstagsfeier mit Gastmählern und Gelagen (Kirchweihfeier); auch die Städte hatten ihre ἀστυδρομία als Feier »τῆς πόλεως γενέθλια« (Nilsson, 145, 146) in Analogie

*) Die Kresse oder der winzige Kressensamen kann unmöglich zum Vergleiche gedient haben.

**) Verwandt zu: lüppe, libum; mtl. liba = panis immolaticus, ags. lif. = medicamentum, pharmakon, got. lubja an. lubbi = Gift, ahd. lippôn, medicari.

***) W. Schmidts Arbeit: De die natali apud veteres celebrato quaestiones selectae, 1905, konnte Verfasser nicht erlangen.

zur schon erwähnten ἀμφιδρομία der privaten Geburtstagsfeier. Ganz nach heidnischem Ritus feierten noch spät die Kephallonier dem Epiphanes im Neumonde dessen Geburtstag und Apotheosis nach Clemens Alex. († 220) (Rohde ³, I, 230); denn auch die Christen der ersten Jahrhunderte hatten eine private Geburtstagsfeier; Tertullian († 230) spricht: »oblationes pro natalitiis annua die facimus« (de corona militis c. 3)*). Als solchen aus der Antike übernommenen Geburtstagskuchen können wir sicher den auch bei uns an Geburtstagen üblichen, rings mit Lichtern (nach der Anzahl der durchlebten Jahre) besteckten Kuchen**) betrachten; man darf dabei die Lichter nicht ausblasen, sondern man muß sie von selbst nieder- und ausbrennen lassen (Rosenkranz, 189); denn das (symbolische) Lebenslicht darf man nicht ausblasen (Z. d. V. f. V. K., XVII, 373).

Wenn der Geburtstagskuchen mißrät, so bedeutet dies dem, für welchen er bestimmt ist, Unglück oder gar den Tod in demselben Jahre (Witzschel, II, 284), weil die Seelengeister nicht das ihnen gebührende würdige Opfer erhielten. Das Licht am Opferkuchen auszublasen ist ebenfalls eine Mißachtung der Schicksalsmächte, denen zu Ehren das Licht brennt. Dieser römisch-griechische Geburtstagskuchen drang um so leichter in den christlichen Brauch ein, als auch die Juden einen solchen mit Lichtern umsteckten Kuchen hatten. Im heutigen Deutschland ist derselbe nur in den besseren, auch bürgerlichen Kreisen üblich geworden. Der deutsche Bauer hat keinen Geburtstagskuchen oder eine Geburtstagsfeier; viel mehr hält er aber auf seinen (Namens-)»Tag«.

Namenstagskuchen.

Mit der Taufe ist auch die Namengebung, Namensfestigung (ὄνομαστοθεσία) verbunden. Wie das Bild, so ist auch beim Volke der Namen ein Teil des individuellen Wesens, sein alter ego. Bild und Namen stehen nebeneinander, ebenso wie Bild und Schatten, Körper und Seele; der Name wird gleichsam zum Doppelgänger***) und der christliche Namenspatron zum Schutzgeist des Getauften. Für den deutschen Bauer ist der Namenstag stets wichtiger gewesen als der Geburtstag; die Namenstage ergaben sich im deutschen Christentum nach den Kalendertagen, das heißt aus den Kultzeiten; Johannes, Michael, Georg und Martin sind wohl seit dem mittelalterlichen Christentum in Deutschland die häufigsten männlichen Bauernnamen gewesen. Die Kirchenpatrone wurden dann meist die bevorzugten Namenspatrone bestimmter Gemeinden und dann kamen die Königs-

*) Die kirchlichen Taufopfer hießen Natalia, franz. nataux, waren also eigentlich Geburtstagsopfer.

**) Solche Lichterkuchen sind auch auf Lichtmeß üblich (Z. d. V. f. V. K., 1905, S. 315).

***) Man schneidet den Namen aus dem Hemde des Verstorbenen aus, damit der Tote kein Nachzehrer werde, wenn der Verstorbene wenigstens als Name noch sich fortfristen würde (Woeste, 183).

Herrscher-, Fürsten- und Gutsherrennamen an die Reihe, gleichsam als Stellvertreter der göttlichen Schutzherren, deren Namen man früher bevorzugte.*) Zu dieser Gattung von Namenstagsfeiern gehört auch die südslawische Hauspatronfeier mit dem Slawakuchen; der Tag, an dem der Slawa = Hauspatron (Hausgeist) einer Sippe, Familie oder Hausgemeinschaft von dieser mit einem Kuchenopfer verehrt wird, ist eigentlich der Namenstag eines kalendarischen christlichen Heiligen geworden. Die Familie tritt noch in Communion mit diesem Hauseiste (Ahne, Vorfahre, Heros), indem sie den oft prächtig verzierten Kuchen, das heißt das ihm ehemals gespendete vegetabilische Opfer nach alter übernommener Sitte als (Seelen-)Brei, das heißt löffelweise aus Milch gemeinsam verzehrt (Z. d. V. f. V. K., 1891, S. 267; Z. f. ö. V. K., 1900, S. 61 u. 225); dieses Verhältnis ist aber dem dortigen Volke nicht mehr in Erinnerung geblieben.

Unsere heutigen Namenstagskuchen sind nur Festgebäcke oder Kaufkuchen, auf welchen der Taufname des betreffenden Empfängers aufgetragen ist; sie sind ebenfalls nur in besseren Kreisen oder Bürgersfamilien üblich.

L I T E R A T U R.

- Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertumskunde (Bonn).
 Archiv für Religionswissenschaft.
 Athenaeus, s. Casaubonius.
 Birlinger, Sitten und Gebräuche, 1874.
 Blätter für hessische Volkskunde.
 Büsching, Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte Breslaus.
 Casaubonius, Animadversiones in Athenaeum dipnosophistas, Lugdun. 1621.
 Censorinus, Liber de die natali (Lugdun, 1743).
 Curatulo E., Die Kunst der Juno Lucina in Rom, 1902, Berlin.
 D. I., Diefenbach, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, 1857.
 Deutsche Gaue, Zeitschrift für Heimatforschung von Kurat Frank in Kaufbeuren.
 Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis.
 E. W., Elsässer Wörterbuch von Martin und Lienhart.
 Feilberg, Danske Bondeliv, I, II., Kjøbenhavn, 1898.
 Furtwängler A., Antike Gemmen, 1900.
 Gartenlaube Die, Illustriertes Familienblatt, Leipzig.
 Golther W., Handbuch der germanischen Mythologie, 1895.
 Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 1899.
 Hagemstange A., Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter, 1898.
 Hartmann W., Theorie und Praxis der Bäckerei, 1901.

*) In der Heidenzeit war es Sitte, Eigennamen aus Götternamen und Tiergottheiten (Totem) zu bilden; die Träger solcher Namen wurden dadurch dem besonderen Schutze dieser Gottheiten anempfohlen oder galten als gesichert gegen die betreffenden Tiere (Wolf, Eber, Bär, Hund, Wurm, Atter, Alp, Aar, Schwan, Rabe). Namentlich in den auf — win [uun] — wein endigenden deutschen Personennamen ist dieses freundschaftliche Verhältnis des Menschen zu Göttern und Gottieren zum Ausdruck gebracht, zum Beispiel Nantwein, Bärwein, Eberwein [eberuun], Fröwein, Gößwein [gozuun], Baldwein [balduun], Alboin [alpwin], Answain (Freund der Asen) Alkwin [= Elchfreund]. Der Wechsel der Familiennamen geschah beim Eintritte in neue Sippschaftsverbände (vergl. Du Cange, V, 603). Über Namengebung s. u. A. Z. d. V. f. V. K., 1891, 109; 1897, 100; 1895, 99.

- Hartmann, Manuskript im oberbayrischen historischen Vereinarchiv.
 Hazlitt, *Faiths and Folklore*, 1905, London.
 Herrmann Paul, *Deutsche Mythologie*, 1898.
 Hochzeitsbuch, Brauch und Glaube bei der Hochzeit von J. v Düringsfeld, 1871.
 Höfer, *Etymologisches Wörterbuch der österreichischen Mundart*, 1815.
 Höfler, *Volksmedizin*, 1888.
 -- *Organotherapie*, 1908.
 — *Deutsches Krankheitsnamenbuch*, 1899.
 Janus, *Archives internationales pour l'histoire de la médecine*.
 John A., *Sitte, Brauch und Volksglaube in Deutsch-Westböhmen*, 1905.
 John E., *Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge*, 1909.
 Kluge F., *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 1898.
 Köhler J. A. E., *Volksbrauch im Voigtlande*, 1867.
Korrespondenzblatt des Vereines für niederdeutsche Sprachforschung.
 Kriegk, *Deutsches Bürgertum im Mittelalter*, 1868.
 K. N. B. *Krankheitsnamenbuch von M. Höfler*, 1899.
 Kühnau, *Die Bedeutung des Brotes in Haus und Familie (in Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 1901, VIII, Nr. 2)*.
 Lobeck, *Aglaophamos*, 1829.
 Lucius, *Anfänge des Heiligenkults*, 1904.
 Mannhardt W., *Germanische Mythen*. 1858.
 Menzel W., *Symbolik*.
 Meyer E. H., *Mythologie der Germanen*, 1903.
 Meyer E. H., *Badisches Volksleben*, 1900.
 Mogk E., *Germanische Mythologie*², 1898.
Münchener Medizinische Wochenschrift.
Niedersachsen, Zeitschrift (Bremen).
 Nilsson M., *Griechische Feste von religiöser Bedeutung*, 1906.
 O. B. V. A., *Oberbayrisches historisches Vereinsarchiv für Geschichte*.
 Plinius, *Historia naturalis (Detlefsen)*.
 Ploß-Bartels, *Das Weib*², 1887.
 Rochholz, *Alemannische Kinderlieder*, 1857.
 Rohde, *Psyche*³, 1903.
 Roscher, *Selene und Verwandtes*.
 Rosenkranz, C., *Pflanzen im Aberglauben*, 1893.
Sächsisches Sagenbuch von Meiche, 1903.
 Scheible, *Das Kloster, Weltlich und Geistlich*, 1848.
 Schiller-Lübben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, 1872.
 Schmeller-Frommann, *Bayrisches Wörterbuch*, 1877.
 Schmidt J. P., *Geschichtsmäßige Untersuchung der Fastelabendgebräuche*, 1752.
 Schoepf, *Tiroler Idiotikon*. 1866.
 Schöppner, *Sagenbuch der bayrischen Lande*.
Schweizer Idiotikon von Staub und Tobler.
Schweizer Archiv für Volkskunde, Zürich.
 Urquell, *Monatsschrift für Volkskunde von Dr. F. S. Krauß*.
Vergleichende Volksmedizin von v. Hovorka und Kronfeld, 1908.
 V. K., *Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandse Folklore*.
 Wascherschleben, *Die Bußordnungen der abendländischen Kirche*, 1856.
 Witzschel, *Sagen aus Thüringen*, 1866. 1878.
 Woeste, *Wörterbuch der westfälischen Mundart*, 1882.
 Wuttke³, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*.
 Yermoloff, *Landwirtschaftlicher Volkskalender*, 1905.
Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin.
Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Wien.
Zeitschrift für rheinische Volkskunde.

Die „Weinbergoas“.

Eine aussterbende Winzersitte.

Von Prof. Dr. L. Linsbauer, Klosterneuburg.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Es sei mir gestattet, in den nachfolgenden Zeilen die Aufmerksamkeit auf eine eigentümliche, anscheinend in raschem Verschwinden begriffene Sitte zu lenken, welche, lokal sehr beschränkt, bei der Weinlese in Gebrauch war und, wiewohl spärlich, auch jetzt noch geübt wird.

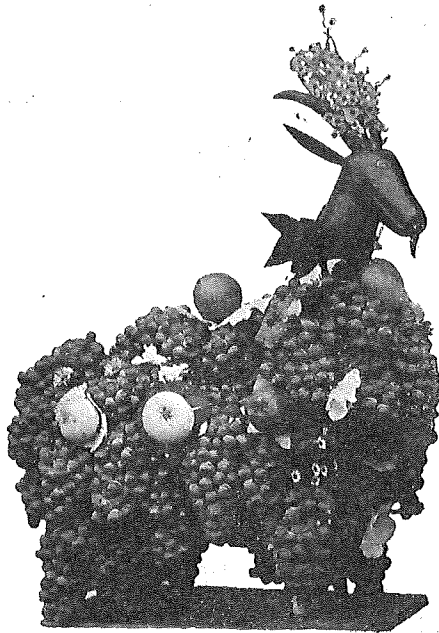


Fig. 30. »Weinbergoas«.

Da ich in der folkloristischen Literatur nicht bewandert bin, auch keine Zeit habe, mich in die Sache zu vertiefen, so muß ich mich darauf beschränken, hier die betreffende Tatsache einfach zu registrieren, um sie der Vergessenheit zu entreißen, der sie sonst wahrscheinlich in kurzer Zeit verfallen würde, und um in Fachkreisen auf sie aufmerksam zu machen.

Eine nunmehr fast siebzigjährige Frau aus Obersdorf bei Wolkersdorf a. d. Staatsbahn in Niederösterreich hat vor etwa fünf Jahren meiner Familie, welche sie seit langem kennt, zur Zeit der Weinlese ein eigenartiges Geschenk überbracht. Es hatte die Gestalt eines Ziegenbockes oder einer Geiß (Ziege), deren Körper, äußerlich wenigstens, zum größten Teil aus Trauben aufgebaut war, wie Fig. 30 auf S. 112 veranschaulicht. Die Überbringerin dieses sonderbaren

Geschöpfes nannte dieses ihrer Hände Werk: »Weißbergoas«. Auf meinen Wunsch zeigte sie mir auch, wie dieses zustande kommt. Als Unterlage, gewissermaßen als Skelet, dient ein auf ein Grundbrett aufgesetztes Holzgestell (Fig. 31), dessen vier Stützen als Beine zu fungieren haben, während der eigentliche Rumpf durch einen 32 *cm* langen parallelepipedischen Holzblock dargestellt wird, auf dem außer mehreren spitzigen, etwa 10 *cm* langen Holzstiften noch ein ziemlich roh geschnitzter Ziegenkopf mit Hörnern und einer aus rotem Tuch bestehenden, lang heraushängenden Zunge angebracht ist. Die Gesamt-

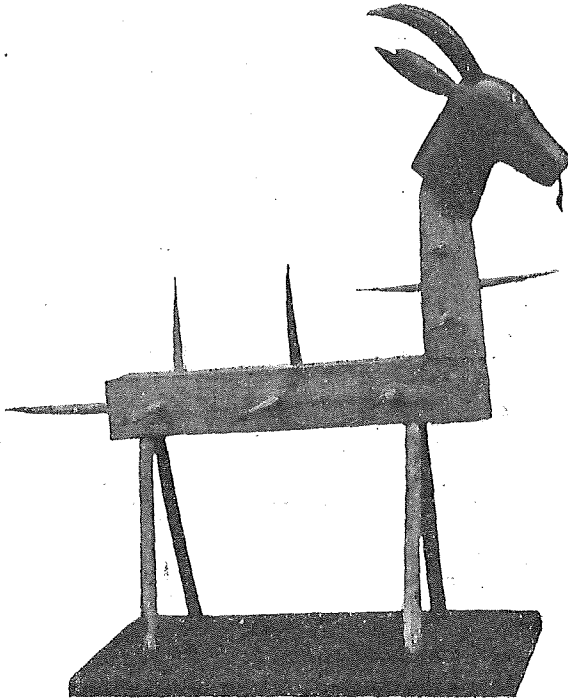


Fig. 31. Holzgestell der »Weißbergoas«.

höhe beträgt einige 40 *cm*. Das Brett ist grün gestrichen, der Hals des Untieres ist unten grau, oben so wie der Kopf schwärzlich. Die Ränder des Maules, der Augen und das Ohreninnere sind rot, der weiße Augapfel besitzt einen schwarzen Querstrich als Pupille.

Dieses Holzgerüst wurde von dem Ortstischler hergestellt, der gewissermaßen Spezialist in diesem Fabrikationszweig ist.

Es gehört ein gewisses Geschick dazu, auf den Holzstäben die Trauben so anzuhängen, daß dabei wirklich ein ziegenähnlicher Körper zum Vorschein kommt. Unsere Künstlerin legte besonderes Gewicht darauf, den Schwanz des Tieres heraus zu »modellieren« und auf der Unterseite des Bauches die Zotten des Felles anzudeuten. Man muß zugeben, daß ihre Absicht gut gelungen ist. Auf unserer Weißbergoas

fanden etwa 15 *kg* weiße und schwarze Trauben Platz, so daß, den Intentionen der Frau entsprechend, ein geschecktes Aussehen zustande kam. Außerdem wurden aber auch an den Seiten und am Rücken des Tieres Äpfel auf die Spitze der Holzstäbe angespießt. Sie waren mit rosettenartig ausgeschnittenem Buntpapier unterlegt. Ferner wurden kleine Feld- und Wiesenblumen über den Körper verstreut angebracht und ein größerer »Buschen« zwischen den Hörnern befestigt. Je greller die Farben der Papierfitter waren, desto tauglicher erschienen sie zum Zwecke des Aufputzes. Die Blumen, wenigstens die des »Buschens«, sollten möglichst alle weiß sein. Daß unser Garten nur wenige Blüten dieser Farbe liefern konnte und Rauschgold fehlte, aus dem Bänder hätten geschnitten werden sollen, die vorne am Halse und bei den einzelnen Äpfeln anzubringen waren, konstatierte die genannte Frau mit Bedauern. Dies und die ganze Art der Herstellung ist wohl ein Beweis dafür, daß sie sich bei der Ausschmückung ihres Geschenkes nicht momentaner Phantasieeingebug überließ, sondern sich offenbar auf eine gewisse Tradition stützte.

Es interessierte mich nun, Näheres über dieses aparte Geschenk zu erfahren. Auf mein Befragen wurde mir von der Spenderin mitgeteilt, daß in ihrer Gegend guten Freunden oder Bekannten, namentlich auch gerne gesehenen Sommergästen beim Abschiede eine »Weißbergoas« gewidmet werde. Im Orte selbst sei, wie schon erwähnt, ein Tischler, der die Ziegenköpfe mache. Sonst konnte ich nichts herausbekommen.

Ich wendete mich daher mündlich und schriftlich an alle Weinbauinspektorate, Winzerschulen und Weinbauwanderlehrer der diesseitigen Reichshälfte, auch nach Bosnien. So weit ich Antworten erhielt, wurde mir erwidert, daß von einer solchen Gepflogenheit nirgends etwas bekannt sei. Ich führe solche negative Bescheide aus Steiermark, Krain, Norddalmatien, aus Bosnien und der Herzegowina speziell an. Aber auch aus der näheren und nächsten Umgebung, aus Mähren und verschiedenen weinbautreibenden Gegenden Niederösterreichs, wurde mir auf meine Anfrage, ob dieselbe oder ähnliche Gepflogenheiten dort bekannt seien, stets mit Nein geantwortet. Nur der Weinbauinspektor des Gebietes, aus dem mir die »Weißbergoas« bekannt geworden war, Herr Karl Katschthaler, hatte die Freundlichkeit, mir das Vorkommen der eben genannten Sitte aus seinem Amtsbereiche zu bestätigen. Es ist aber sehr interessant, was er darüber zu berichten weiß, weshalb ich diesen Passus seines Briefes hier anführe. Er schreibt: »daß nur sehr selten mehr in hiesiger Gegend*) zur Zeit der Weinlese an Freunde eine solche Traubenzusammenstellung abgegeben wird. Vor dreißig Jahren sah ich dies

*) Es handelt sich um die politischen Bezirke Unter-Gänserndorf, Mistelbach, Korneuburg, Oberhollabrunn und Floridsdorf. Der Amtssitz ist Mistelbach. (Anmerkung des Verfassers.)

noch öfters. Eine besondere Sage dazu konnte ich auch bei alten Leuten nicht mehr erfahren. Bei der Wahl des Obmannes der Hauerzunft und dem Feste der Übertragung der Zunftlade wird der Tisch des Vorsitzenden (Obmannes) mit einem Traubenbocke geschmückt.

Eine weitere wichtige Mitteilung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Notars Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg, demzufolge diese Sitte besonders in den Gemeinden des Pulkaubaches geübt wird, aber auch bis Korneuburg und Langenlois bekannt sein soll. Es stimmt die Angabe des genannten Herrn, daß in letzteren Orten die oben beschriebene Gepflogenheit weniger allgemein bekannt sei, völlig mit dem Ergebnisse von persönlichen Erkundigungen überein, welche Herr Weinbauassistent Stummer dort und an anderen Orten über meinen Wunsch schon früher eingezogen hatte, insoferne seine Nachforschungen eben resultatlos blieben. Der Gebrauch der »Weißbergoas« scheint also tatsächlich in den bezeichneten Gebieten nur mehr ganz vereinzelt bekannt zu sein. Für die Gegenden am linksseitigen Donauufer (Wagram), ferner für die Umgebung von Klosterneuburg und Wien, in welchen Herr Stummer ebenfalls Nachfrage, und zwar mit negativem Erfolge gehalten hat, gilt offenbar das gleiche. Die in raschem Verschwinden begriffene Sitte ist also nach allem früher entschieden weiter verbreitet gewesen. Herrn Dr. Frischaufs Meinung, daß sie uralt sei, stimmt mit meiner Ansicht völlig überein.

Was den Sinn des Brauches betrifft, so erklärt ihn Herr Doktor Frischauf in einem an mich gerichteten Briefe als ein Erntetopfer und führt als Beweis hierfür die Tatsache an, daß in den Gemeinden des Pulkaubaches, zum Beispiel in Obritz, die »Weißbergoas« bei der Kirchtagsfeier am Tanzbaume aufgehängt wurde. »Da gerade die Gewitter für den Weinbau besonders schädlich sein können, wäre es verlockend, an ein Opfer für den Gewittergott zu denken«, wenn man sich erinnert, daß der Bock dem Gewittergotte Donar heilig war. Erst später sei an Stelle der Opferung die Sitte getreten, die »Weißbergoas« als Geschenksgegenstand zu verwenden. Eine noch größere Profanierung muß sich dieser Brauch in Kammersdorf bei Oberhollabrunn gefallen lassen, wo die vom »Halter« verfertigte »Weißbergoas« »ausgespielt« wird, wie mir von einem Mädchen aus jener Gegend mitgeteilt wurde.

Gegenüber dieser direkten Zurückführung der Sitte auf die altgermanische Mythologie möchte ich mir eine rein persönliche Bemerkung gestatten. Aus dem klassischen Altertume ist die Verkettung: Bacchus-Bock allbekannt. Da die Kultur der Rebe, wenigstens eine verbesserte Kultur derselben, bei uns sicher erst durch die Römer, welchen obige Begriffsverknüpfung geläufig war, eingeführt wurde, so könnte dies den Anstoß dazu gegeben haben, den germanischen Weinbauer entweder auf den Bock als Symbol erst aufmerksam zu

machen oder wenigstens in seiner gewohnten, von Dr. Frischauf vermuteten Donar-Verehrung zu bestärken. Es wäre also meiner Ansicht nach eine Verbindung unserer Sitte mit römischen Erntegebräuchen (Weinlesegebräuchen) nicht ausgeschlossen, eine Ansicht, für welche ich eine Stütze in einer Abhandlung Mlyneks (diese Zeitschr., 1903) über Tierkultus in Galizien finde, auf welche mich Herr Kustos Dr. M. Haberlandt freundlichst aufmerksam machte. Der genannte Autor berichtet dort über einen Ziegenumzug (Koza), der bei den Kleinrussen allgemein verbreitet sei. Und er fügt die Bemerkung hinzu, daß diese Ziege sowie die Gestalt des Bokkus (= Bacchus) bei den Lachen als Überreste des griechisch-römischen Dionysus-Kultes in Galizien zu betrachten seien.

Wie dem auch sein mag, die Sitte selbst schien mir so originell, daß ich es für angebracht hielt, über sie hier Mitteilung zu machen, ehe sie ganz verschwindet. Sie zu deuten, ihre Beziehungen zu ähnlichen Bräuchen aufzudecken sowie ihre Lokalisierung auf ein Gebiet Niederösterreichs zu erklären, das sich im Viertel unter dem Mannhartsberg erstreckt, muß ich anderen überlassen.

*

Inzwischen ist mir die eben besprochene Sitte, dank den freundlichen Bemühungen des Herrn Finanzsekretärs Steininger (Klosterneuburg), auch aus Zistersdorf bekannt geworden. Ein aus dieser Gegend stammender Mann erzählte dem Genannten, daß vor etwa zwanzig Jahren sein Vater eine solche Geiß verfertigte und sie seiner Schulkameradin, die sich nach Wien verheiratete, zu ihrem Ehrentage schenkte. Für mich geht aus diesem Berichte unzweifelhaft hervor, daß die Sitte in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren außerordentlich zurückgegangen sein muß, sonst hätte der nach der »Weißbergoas« Gefragte nicht nach einem so weit zurückliegenden Beispiele zu greifen brauchen. Auch Herr Steininger konnte die Sitte der »Weißbergoas« südlich der Donau nirgends ermitteln.

Sehr bezeichnend scheint ferner eine mir von Herrn Direktor Wenisch (Krems) gemachte Mitteilung, wonach in einer Ausschusssitzung des Vereines zum Schutze des österreichischen Weinbaues, der seinen Sitz in Krems hat, eine Umfrage bezüglich der »Weißbergoas« ohne positives Ergebnis blieb. Es wurde nur eine daraufhin abzielende Redensart festgestellt, nämlich: »Aufgeputzt wie eine Weißbergoas«, womit das Landvolk in einzelnen Gegenden stark aufgeputzte Mädchen bezeichnet.

Zum Schlusse will ich bemerken, daß ein von mir hergestelltes farbiges Bild der »Weißbergoas« sowie das Original des Holzgestelles hierzu sich im Besitze des Museums für österreichische Volkskunde befinden.

Alt-Eisensteiner Bauernhabe.

(Ein Beitrag zur Kenntnis bäuerlichen Hausrates und Vermögens und des Arbeitslebens im Eisensteiner Hochtale in der Zeit um 1760.)

Aus Urkunden mitgeteilt von Josef Blau, Freihöls, Böhmen.

Deutsche Waldbauern sind es, die zur Zeit unserer Inventarien neben betriebsamen Glasmachern¹⁾ das rauhe und hochgelegene Gebiet (740 bis 900 m) des alten Eisenstein bewohnten und rodeten. Sie hatten es erst seit 1680 bis 1700 inne. Die Eisengruben und Schmelzöfen, die dem Gaue im obersten Quellgebiete des Regenflusses den Namen gaben und zur Zeit der Besiedlung noch im Betriebe standen, waren schon eingegangen und seit 1703, wo die Sachsen unter Schulenburg im spanischen Erbfolgekrieg das vorher lange Jahrhunderte strittig gewesene Gebiet für Österreich in Besitz nahmen, gehörte dieses wunderschöne Flecklein Erde zu Böhmen.

Das Eisensteiner Gebiet umfaßte damals das »Dorf«, die älteste Siedlung, mit ausgedehnten Einödhöfen im Tale des Eisenbaches, wo ursprünglich die Eisenwerke waren; dann die günstiger gelegene »Hütte« im Regentale, um die sich der Hauptort des Gaus entwickelte: Hier erwachsen um die Glashütte das Herrenhaus, Kirche, Schule, Brauhaus und Wirtshaus, Mühle und Schmiede, dann Einzelhöfe und Kleinhäuser, der Anfang des heutigen »Marktes« Eisenstein; ferner die drei Glashütten im Büchelbachtale, die Arberhütte am Teufelsbach und die Steinhütte; viertens auf dem Panzerberge und an seinen Hängen das Dorf »Panzer«, aus sieben reich mit Grund bedachten und bei der Anlage von der Gutsherrschaft nach Heiligen benannten Einödhöfen bestehend.

Nach dem Anfälle an Böhmen herrschte noch lange Jahre in diesem Gebiete bayrisches Recht; das Tal bildete eine einzige Gutsherrschaft, die »Hofmark« Eisenstein, rings von hohen Bergen eingeschlossen, die alle der ehrfurchtgebietende breite Gipfel des Arber überragte, der heute noch wie damals im Scheine der Morgen- und Abendsonne rötlich erstrahlt — ein unvergängliches Naturdenkmal. Ob die Alten, dieses mühselige und beladene Bauernvolk, das erst im Wirtshause und in der Spinnstube lustig werden konnte, die Naturschönheiten ihrer Heimat empfanden? Die von Bären und Wölfen bewohnten finsternen Wälder, die in schauriger Abgeschiedenheit gelegenen Seen in ihrer Wildheit und das oft auch wetterdrohende Haupt des Arber mögen ihnen wohl mehr Schrecken als Bewunderung eingeflößt haben.

Charakteristisch für diesen Gau war die infolge der wenig fruchtbaren Höhenlage vorherrschende Viehzucht, dann der Waldreichtum, der hier von beherrschendem Einflusse auf die Gestaltung des

¹⁾ Auch die Glasmacher trieben Landwirtschaft. Sie mußten ja auch leben, denn für ihr Geld bekamen sie in dem abgelegenen Tale nur wenig zu kaufen.

Wirtschaftslebens war. Er wurde durch Holzmachen für die Glashütten, Aschenbrennen zum Zwecke der Fluß-(Pottasche-)gewinnung, durch Rieder- und Brandwirtschaft genützt und urbar gemacht und bot reichlich Gelegenheit zur Viehweide (Waldstiere, »Blumsuche«). Er lieferte das Material zum Hausbaue und zur Beleuchtung, zu den Ackergeräten, Wagen und vielen Werkzeugen, des Streu- und Brennholznutzens gar nicht zu gedenken. Als Jagdgebiet durfte er den Bauern nicht in Betracht kommen. Der damals noch stark übliche Flachsbaue wird heute nicht mehr betrieben. Der Kartoffelbaue kam eben in Aufnahme; seiner wird schon in einem Verhörprotokoll von 1750 Erwähnung getan.

Die vorliegenden Inventarien habe ich im fürstl. Hohenzollernschen Archiv zu Bistritz aus einer größeren Sammlung gewählt. Sie geben ein um so treueres Bild des Vermögensstandes der Eisensteiner Bauern, als sie zugunsten der Einkünfte einer in Geldsachen genauen Herrschaft (Graf Klenau) unter Überwachung des ortskundigen Verwalters und des zu vielfältigen Zwecken eifrig herumspürenden*) Schergen (Amtmannes) abgefaßt worden waren und Verheimlichungen von Stücken der Verlassenschaft streng bestraft wurden, wie die gut erhaltenen und kulturhistorisch sehr wertvollen Verhörprotokolle dieser Hofmark beweisen.

Wie bereits gesagt, spielte der Wald die wichtigste Rolle im Arbeits- und Wirtschaftsleben der alten Eisensteiner. Holz war im Überflusse vorhanden. Umsomehr war das Eisen geschätzt. Die Inventare verzeichnen jeden, auch den scheinbar geringwertigsten eisernen Gegenstand; das wertvollste Eisengerät aber war der Hafen. Wichtig war auch der Flußkessel, in dem die Pottasche gesotten wurde. Wenn in diesen Verzeichnissen bei der Abfassung Stücke des Nachlasses weggelassen wurden, so traf dies gewiß nur hölzerne Gegenstände, die im Hause und vom Bauern selbst gefertigt worden waren. Die Werkzeuge dazu besaß er ja, wie die Inventare beweisen. So zum Beispiel vermisste ich in den Inventaren die »Heinzelbank«, die ja doch dem Bauern unentbehrlich ist und die hier nicht einmal genannt ist, ferner ist der für die Winterkost so hochwichtige Herbstmilchkübel in der ganzen Sammlung nur einmal erwähnt.

Die Kulturhistoriker²⁾ wissen viel von der äußeren Geschichte des Bauernstandes; die Volkskundler haben im Überflusse Lieder und Tänze, Fest- und abergläubische Bräuche, Sagen und Märchen der Bauern gesammelt; ernstere und mutigere Forscher studierten Hausbau, Gerät und Tracht derselben; ein Schüler Lamprechts³⁾ hat jüngst

*) Er hatte die Bauern in bezug auf Branntweinkauf und Salzhandel aus anderen und Verschleppung von Fluß in andere Herrschaftsgebiete zu überwachen und mit dem Verwalter öfter zu kontrollieren.

²⁾ Zwiedinek-Südenhorst, Hagelestange, Bartels.

³⁾ Franz Arens: Das Tiroler Volk in seinen Weistümern, Gotha 1904.

in einer größeren Arbeit Beiträge zur Kenntnis des Seelenlebens der Bauern vergangener Jahrhunderte, aus tirolischen Weistümern zu erschließen versucht; dem Arbeitsleben der Bauern, ihrem Alltag in ganz rückständigen oder vergangenen Wirtschaftsverhältnissen aber wurde bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wir wissen wenig Genaueres, Einzelnes über den Kampf des Menschen mit der Natur, wie er ihr unmittelbar die Mittel zur Fristung des Daseins abringt und in weiterer Arbeit die Früchte seines Ringens veredelt und sich dienstbar macht. Doch kann ich hier stolz pro domo sagen: Es ist ein besonderer Vorzug unserer Zeitschrift, daß sie auf die Pflege dieser Richtung der Volkskunde seit jeher Wert legte und in der stattlichen Reihe der bisher erschienenen Jahresfolgen nicht wenige Arbeiten zur realen Folklore brachte, wobei ihr freilich auch der Vorzug des vergleichenden Studiums zustatten kam, der von ihrer allgemein-österreichischen Tendenz nicht leicht zu trennen ist.

Auch in den folgenden Inventaren werden sich zahlreiche Beziehungen zum Arbeitsleben unseres Waldlervolkes finden lassen. Diese Urkunden sind so ausgewählt, daß die ersten derselben den Nachlaß zweier Panzerer Waldbauern, die folgenden den eines Rüsslers oder Pferdebauern vom Tale (von der »Hütten«) zweier Leibtümer¹⁾ verschiedenen Geschlechtes aus dem »Dorfe«, dann eines Häuslers und eines Glasmachers verzeichnen und wir so in die Habe der verschiedenen Stände des alten Eisenstein Einblick gewinnen.

I.

Inventarium

So über Weyl: Haß georgen Utz gewesten Bauern Von Pantzer Seel. hinterlassenes Vermögen in Beyseynd deren hierzue Verordneten 4 Schatz Leuthen Namentl: Haß adam Khallhofer, Josef Prew Bauern Von Dorff, Martin Schräll, Hueff Schmidt, undt Antoni Sperll, Müllner Beede Von Eyßenstain Von Obrigkheitswegen untern 12. April Anno 1763 Vorgenommen worden, alß:

In der Stueben.		fl.	kr.
2 Kastel mit 2 Taferln, worin Unßer liebe Frau undt Christ Kindl, ostermirt ²⁾ pr	—	12	
1 4 Ecketer Tisch mit Schubladen	—	15	
1 Schüßlgestehl mit 6 Schüßlen	—	15	
1 Eyßerner Hoffen ³⁾	3	—	
1 Blocherne Röhrn unnützbohr	—	—	
2 alte Plöcherne Pfannen, 1 Seiger	—	24	
1 Baâm Saäg	—	45	
4 Nayber, 1 Raspell, 2 Stehm Eyßen undt 1 Klammer	—	30	
2 Holtzhacken, 1 Payll, 1 Stockhauen, 3 Riedthauen, 1 Handt Saägl	2	54	
1 Alte Stundt Unruhe Uhr	—	15	
2 Schemll	—	10	

¹⁾ Ausgedinger, Auszügler.

²⁾ ästimiert, geschätzt.

³⁾ Der Hafen wird in den Übergabs- und Kaufbriefen immer ausdrücklich erwähnt.

In der Cammer.		fl.	kr.
1 Wetter Horn oder Meer Schnekh ¹⁾	1	30
1 Viertl pfundt Nierenberger Meßingenes gewicht	.....	—	30
2 alte Allmer Kasten mit einfahl alten Schlosßern dann Bandtern	..	1	—
An Alten Eyßen werckh	.....	—	30
2 Rohlen, 2 Khue Schellen	.....	—	42
1 Eyßerner Schindl Zieher	.....	—	5
1 Spann Hobel	.....	—	20
3 Krauth Vasßer wo Von einer mit Erdt opffen angefühlt, ²⁾ zusammen	.....	2	30
4 ℥ Flax à 14 kr.	.....	—	56
2 Krauth Stösßer ³⁾	—	15
24 Ellen grobe werkene Leinwandt á 5 kr.	.....	2	—
9 Strennel garn werkhene á 3 kr.	.....	—	27
2 alte Spünn Radl	.....	—	10
2 Mann Rokh undt 1 Hoßen	.....	3	—
3 Köpfel ⁴⁾ Schmalz	.....	—	45

Auffn Boden.

$\frac{3}{4}$ Sommer Waitzen à 45 kr. das Viertl	.....	2	15
14 Strich Korn à 45 kr. das Viertl	.....	42	—
1 Strich Gersten	.....	2	30
29 Strich Haabern	.....	29	—
9 stuckh getreydt Bschütter	.....	—	30
3 Viertl Linßet oder Lein Sammen	.....	2	15
6 Korn Siechell, 3 Graß Sengsten ⁵⁾	—	56
1 alter Sattl sambt Pferdts geschier	.....	1	15
12 ℥ Flax von der Bröchen ⁶⁾ à 4 kr.	.....	—	48
3 alte Eyßene löcherige Suedt Keßl	.....	5	—
1 alter Fördere ⁷⁾ Hew Sayll	.....	—	15
3 Wasßer Eymmer	.....	—	8
1 Wasßer zueber	.....	—	27
3 Schaffl	.....	—	9
1 Wasßer Vasß	.....	—	28
26 Khüe undt ochßen Keitn à 6 kr.	.....	2	12

In Stall.

2 Männ Ochßen für den Bueben ⁸⁾	56	—
2 geringere Zueg ochßen	.....	50	—
2 4jähr. Waldt Stier	.....	36	—
2 4jähr. Waldt Stier	.....	32	—
2 3jähr. Waldt Stier ⁹⁾	20	—
2 3jähr. Kalbinen	.....	20	—
4 2 Jahr. Stierl u. 1 2jähr. Kalbin à 7 fl.	.....	35	—
7 Mälkh Khüe à 12 fl.	.....	84	—
1 Khue beym Reindl in Bestandt ¹⁰⁾	12	—

¹⁾ Jedes Dorf hatte sein Wetterhorn, für die Panzerer blies es also der Utz!

²⁾ Die Erdt opffen^{a)} waren damals im April schon sehr rar, Nur ein Krautfaß voll, vor der Anbauzeit!

³⁾ Wahrscheinlich anstatt des heutigen Krauthobels.

⁴⁾ Köpfel oder Kopf = ein altes bayrisches Hohlmaß.

⁵⁾ Korn wurde immer gesichelt, „geschnitten“, Gras mit der Sichel „gegrast“ mit der Sense „gemäht“.

⁶⁾ gebrechelt. — ⁷⁾ fördere = ? — ⁸⁾ Dem Sohne als Erbteil vermacht.

⁹⁾ Der Bauer weidete den ganzen Sommer sechs Stiere im Walde.

¹⁰⁾ Bestand = Miete.

	fl.	kr.
2 Khüe für die Wittib Utzin, so einstens in die Leithomb ¹⁾ Kommen	—	—
3 Ein Jahr. Stierl, 1 deto Kalbin à 5 fl.	20	—
8 heuerig abgesetzte Kälber à 4 fl.	32	—
1 gayß	2	—
1 altes Pferd ²⁾ pr	38	—
5 alte Mutter Schaaff à 2 fl.	10	—
2 Herbstling Lämmer	1	—
3 kleine Lämmer	1	—

In Scheuern.

1 Getreydt Feg Mühl	2	—
4 Trieschl	—	16
2 Hew gâabl	—	8
2 Schneidt stühl samb Zugehör u. 1 deto zum Strewschneiden	3	—
2 getreydt Reitter	—	24
2 ochßen Joch sambt abgenutzten Riehmen	—	12
15 Pieschl Spann	—	45
1 Aker Haken ³⁾ samb Eyßen 1 dto ohne Eyßen	2	30
1 Eygen mit Eyßernen zänken	1	—
2 Blaß wagen mit allen zugehör undt 16 Rädern ⁴⁾	10	—
2 Flax Bröchen und 3 Rohler ⁵⁾	—	24
1 Baum Ketten	1	15
An Wüntter Anbau ist an Korn außgesähet worden 4 str à 1 fl. d. Viertel	16	—
Das dermahlen befündl. wenige hew undt Strohe taxieret	—	—
2 Schlütten mit Schlueffern	1	6
Das vorhandene Güttl, alß die Behaußung sambt einen, Stadl, Redo Stallung, aker, Wießen, undt Waldung, dann hierbey anfündl. Bröchhaus midt Inhäußern ⁶⁾ ostimirt pr	1200	—

Summe der Schatzung . . 1801 28

	fl.	kr.
Der Hw. „Pfarr Vicario“ erhielt an Funeral-Unkosten	11	—
Der Schullmeister	3	—
Von Verfertigten Todten Truchen	1	5
Todtengrober	1	—
Auf heyl. Meßen zu leßen bei dem allhießigen Pfarr Gottes Haus legiret	50	—
Item auf Heyl. Meßen für die Jenige, mit denen der Seel: annoch in Leben etwas zu Rechnen gehabt, wann einem oder dem andern hiedurch zu kurtz geschehen seyn möchte worden Verschafft	5	—
Zur Lesung der heyl. Meßen auf Neu Kkirchen eben	3	30
Für 1 heyl. Meß auf zwießl in daßiger Capeln zu lesen	—	36
Für 1 heyl. Meß auf Alt-Ötting ⁷⁾	—	30

¹⁾ Leibtum = Ausgedinge.

²⁾ Das Reitpferd des Bauern, worauf auch Sattel und Pferdgeschirr weisen.

³⁾ Hakenpflug.

⁴⁾ Bloß- oder unbeschlagene Wagen.

⁵⁾ Rolle ⇒ Rauhwerkbreche, gewöhnlich eine alte, sehr abgenutzte, gröber arbeitende Breche. Siehe den V. Jahrg. unserer Zeitschrift, S. 241 : J. Blau, Flachsbaum und Flachsverwertung in der Rothenbaumer Gegend.

⁶⁾ Inhaus = das von den verheirateten landw. Arbeitern bewohnte Haus. Siehe darüber die von J. Blau in unserer Zeitschrift, Jahrg. VI, S. 145 ff., veröffentlichte Studie: Inmann und Bauer.

⁷⁾ Neukirchen, Altötting und Zwiesel, die ersteren zwei sind Wallfahrtsorte.

II.

Inventarium

So über Weyl: Joseph Rohrbacher, gewesten Bauern Von Pantzer seel: hinterlassenes Vermögen in Bey seyn deren Hierzue Verordneten 2 Schätz Leüthen Nammentl: Kristoph Vogel undt Hanß Adam Aschenbrenner Beeden Bauern Von Dorff Von obrigkeith wegen untern 18. Marty Anno 1762 Vorgenommen Worden, Nembl:

	Eydliche Schätzung	
	fl.	kr.
In Stueben.		
1 Crucifix	—	1
3 Bildter	—	30
1 Winckel Casten	—	30
1 4 Eketer Tiesch mit Schubladen	—	12
1 Schüsßl gestehl	—	4
1 Stundt Vhr mit Weker	1	—
1 Flinten	—	45
1 Spann Habl	—	20
1 Baum Sâag so alt	—	10
1 Spann Sâag	—	6
2 Holtz, 2 Handt Hacken	1	10
2 Spin Radl	—	10
1 zersprungener ofen Hoffen	—	30
1 Flueß Kheßl ¹⁾	6	—
1 Tengell-geschier, 1 Eyßerne Klammer, 1 Raaf Mesßer, ²⁾ 1 Leichter Eyßen, ³⁾ 1 Raaf zieher, 1 mittelmäßiger Naiber, 1 Peyß zangen	—	45
Summa	12	13
In der Stueben Cammer.		
2 Krauth Väsßer, 1 Garn Haspell	—	30
Aufn Boden.		
1 alter Pferdt Sattl	—	6
1 Pferdt fordern zeuch	—	6
3 Eyßerne Khüe Schöllen, 1 Klökl undt 2 Rohlen	—	30
2 Chometter undt 1 Pferdt geschier	2	—
1½ Viertl Saltz	1	30
1 ochßen Joch samb Rühmern	—	6
1 groß Kharb	—	10
1 getreydt geschitter	—	10
6 Viertl Haaber	2	—
1 Virtl Flaxlinßet	—	36
Flax, 7 Stremmell garn	—	30
1 Spitz Hauen, 1 Riedthauen	—	12
8 Khue Ketten	—	48
Summa	8	44
In Stall.		
2 Vier Jährige ochßen	36	—
2 Vier Jährige ochßen in die Leithumb	—	—
4 drey Jährige ochßen	50	—
3 zwey Jährige öchßel	25	—
4 Khüe	44	—
3 Khüe in die Leuthumb	—	—

¹⁾ Zum Sieden von Pottasche.

²⁾ Schnitzmesser, mit zwei Handhaben zum Arbeiten auf der sog. „Heinzelbank“.

³⁾ Leuchtereisen = Spanhalter. Das dazugehörige Wasserschaff ist nicht erwähnt.

	fl.	kr.
1 Tragende Kalbin in die Leithumb	—	—
3 Tragende Kalbinen für die 3 Töchter	30	—
6 Ein Jährige Kälber	27	—
1 Drey Jähriger Hürtter ¹⁾	10	—
1 Wallach Pferd	50	—
8 Mutter Schaaff, 1 Mutter Schaaff sambt Jungen in die Leithumb, 4 gaisß, 2 gaisß Bökh	16	30
1 fohlen für den Bueben	20	—
Summa	308	30

In Scheüern.

	fl.	kr.
1 Schneidt Stuhl	—	40
2 Drüschl	—	4
2 Hew Gabl	—	10
1 Flax Bröchen	—	6
2 bloße Fuhr waagen	3	—
1 Deto in die Leithumb	—	—
1 Schlütten	—	30
1 Baum, 2 Schweibel, 1 Sperr Ketten ²⁾	2	—
An wenigen Hew undt Strohe	—	—
Summa	6	30

In der Schupfen.

	fl.	kr.
1 beschlagener Wagen, 1 Roßschlitten samt Kettenwerk	40	—
3 alte Pferdteschier à 2 fl. 30 kr.	7	30
3 fartl Heü und gromet à 3 fl.	9	—
2 schober stroh à 4 fl.	8	—
2 strich Khorn à 2 fl.	4	—
1 strich Haber	—	48
1 ¹ / ₂ strich linset à 3 fl.	4	30
Das güthl als die Behausung, äker, wisen, Stall, Stadl und Hudweid, so wie es mit Raynung besitzet ³⁾	500	—
6 Hüener à 10 kr.	1	—
1 Riedhauen und 3 mistgabl	—	16
1 Stünden (?)	4	—
Verschiedenes Haken geschier	—	20
	723	48

An Begräbniskosten waren aufgerechnet:

	fl.	kr.
Dem H. Pfarrer an der Begräbnus	11	—
Dem Schulmeister	2	30
Dem Todtengräber	1	—
Vor die Todten paar	—	30

III.

Inventarium

So über Weyl: Barbara Kießnerin gewesten Leithumbs Weib in Dorff beyrn Christophen Vogel, bauern von Dorff hinterl. Vermögen von Obrigkeiths wegen Vorgenommen undt beschrieben worden, den 18. January Anno 1763-Nembl:

	fl.	kr.
1 Crucifix	—	1
1 Castl	—	10
1 4 Eketen Tisch mit Schupladen	—	45

¹⁾ Hürtter = ? Jedenfalls ein Stück Rind, dem Schätzwerte nach.

²⁾ Die drei Ketten zum schweren Holzwagen, dem „Bamawogn“. Die Schweibel- oder Raitelkette dient zum Spannen der Fuhr mittels eines Hebels, des „Roatls“.

³⁾ Vergl. die heute gebräuchliche Formel: „wie es verraint und versteint ist“.

	fl.	kr.
2 Stühl Schracken	—	15
1 alte Stundtuhr	—	36
1 gestehl mit 4 Schüsflen	—	20
2 Pfannen u. 1 Pfahn Röhren	—	45
1 Eyßener Hoffen	2	30
1 Eyßenen Spann Leichter	—	7
2 Feeder Beth Küßl u. 1 Polster	4	30
8 Ellen Werknene Leinwandt	—	48
3 alte Hembetter	—	20
4 Fürtücher	1	15
2 Rokh Khüttl	1	30
1 Paar Weyße Strimpff	—	10
1 Wamßen 2 Scholkh	1	—
2 Ellen Schierka ¹⁾ à 6 kr.	—	12
8 in Allen, alß Tiechel, Tuchet, undt Hauben samb einen Schättl	1	—
1 Brust	—	10
In der Cammer.		
2 Köpfel Schmaltz	—	40
1 Khübel Hiergst Müllich ²⁾	—	20
Aufn Boden.		
10 Viertel Brodt Korn	10	—
3 Viertel Korn am Wüntter angebauth	3	—
3 Strich oder Ell an Haaber	4	30
2 Metzen Linßet	—	20
1 Sengsten Sambt Knüttl	—	10
9 Stremmell Werkh garn undt am Flox zusammen 4 ℥ à 8 kr.	—	32
Re-ndo In Stall.		
2 Khüe à 12 fl.	24	—
1 Khue per	8	—
1 Kalb per	6	—
1 Kalb per	4	—
2 Henner	—	14
1 Schneidt Stuhl	—	45
an Hew undt Strohe	20	—
Summa deren Effecten pr	98	55
	fl.	kr.
An Wüntteranbau nach einen str. Korn	3	—
Die zwey güttl Beh. ³⁾ undt Schwabisch genandt, alß die Behaußung sambt einen Stadl Redo. Stall, aker, wießen, Waldungen sambt denen 2 hierzue von dem Seel Erblasßer erkaufften Wäldern östimirt ad	700	—
Summa der Schatzung	1039	27
	fl.	kr.
An Paaren Geldt dermahlen ist erfunden worden	—	—
(Nun folgt, was „An Brieffl. urkunden“ vorhanden ist, verzeichnet in Form kurzer Regesten.)		
An Schulden Hereyn dermahlen befunden	nihil.	
An Schulden Herausß (Aufzählung der Schulden, wobei die „Kierchen geldter“ obenan stehen) zusammen	372	8

¹⁾ Tscherke, Scherke.

²⁾ Die im Herbst für den Winter zusammengeschüttete übrige saure oder süße Milch, die in diesem Kübel, der oft auch auf dem Boden stand, säuerte und „hielt“ sich, das heißt konservierte.

³⁾ Beh = Behaimbisch, böhmisch.

	fl.	kr.	
Unter anderen Posten schuldete der Verstorbene „dem Inmann bey der Fr. Gerlin Wolffen Tremml an			
Schlechten geldt	36 fl.	30 kr.	} 53 18
an gutten geldt	14 fl.	— kr.	
aggio à 12 kr.	2 fl.	48 kr.	
Erben sind seine Witwe Magdalena und die 4 Kinder Anna Magdalena, Katharina, Margaretha und Hanß georg.			

Von dem gesamten Nachlaßvermögen erhielten:	fl.	kr.	Pf.
Der H. Pfarrer an Todtfahl und heyl. mesßen testirte	30	—	—
Die Gläubiger laut Verzeichnis	372	8	—
Den Löwenanteil nahm sich unter verschiedenen Titeln die Grund- obrigkeit: 5% Todtfahl von 1039 fl. 27 kr.	51	57	1 1/2
an abstandt eben	51	57	1 1/2
Von obigen Landemio dem Verwalter undt Amtmann das Nach- recht à 8 1/2 kr. Triefft	14	43	2
Herrschaft, Verwalter u. Amtmann von der obsignation, Rittgeld, Inventurskosten, Verpflichtung der Schätzleute, Bestellung der Vormünder, Ladegebühren, Schätzgebühren, Schreibgebühren, Verteilungskosten, Zehrung u. s. w. noch 33 fl. 28 kr. 1 Pfg. Darunter figuriert auch ein „Nottlgeldt“ für den Verwalter und die „Forder-Patzen“ (Vierkreuzer- stücke) für den Amtmann, ¹⁾ unter welchem Titel der Servus oder Scherge zu verstehen ist.			
Nach Abzug all dieser Kosten und Auslagen bleiben nur mehr 435 fl. 53 kr. zur Verteilung, so daß auf jeden der 5 Erben 87 fl. 10 kr. 2 2/5 Pfg. kamen.			

IV.

Inventarium

So über des Peter Kholmer geweßen Rüsslern allhier Seel: hinterlassenes Vermögen den
15^{ten} May 1762 vorgenommen worden als:

In der stuben.	Aydl: Schätzung	
	fl.	kr.
1 Kruzifix	—	—
1 gläsernes Bild	—	24
1 altes Cästl	—	12
1 alter Tisch	—	30
1 Eisener Haffen	2	—
1 blöhene Röhr	1	—
1 Holzsäg, Eiger, strohmesser und alte Haken	4	—
In der Cammer.		
1 Leibl, Hosen undt Huet	2	—
8 Z Werg à 3 kr.	—	24
Auf d. Boden.		
1 Bachkübl und alte schaufl	—	27
In dem Stall.		
3 alte Pferdlt welche nur Ein gutes aug gehabt	60	—
3 Khüe à 10 fl.	30	—
1 Zwey Jähriges stierl	8	—
3 Zwey Jährige Kalbinen à 6 fl. 40 kr.	20	—
4 Jährige Kalbin à 3 fl.	12	—
3 abgesetzte Kälber à 1 fl.	3	—

¹⁾ Die „Forderpatzen“ waren nach bayrischem Hofmarksrechte eine ebenso stereotype
Gebühr für die Vorladung wie unsere 17 1/2 Kreuzer seligen Angedenkens.

V.

Inventarium

So über Weyl: Hanß Michaelen Fux Leedigen standts gewesten Häußlers auf der Hütten zu Eyßenstain Seel: Hüntterlasbenes Vermögen vorgenommen worden den 8. Marty Ao 1763. Nembl.

In der Stueben.		fl.	kr.
1 Aufn Glas gemahltes Bieldt St. Michael		—	10
1 alte Hänckh Stundt Uhr		—	30
1 alter zerbrochener Eyßerner Hoffen		—	30
In Stall.			
1 Redo Khue		9	—
1 Pferd		50	—
Auff dem Boden.			
2 $\frac{1}{2}$ str. Korn		10	—
1 $\frac{1}{2}$ str. Haaber		2	15
1 Manns-Rockh, 1 Hueth, 2 alte Leibl		2	30
Ferners:			
2 alte Fuhrwagen		40	—
Das obhandene Erbrechts Häußl sambt einen Fleckl wießen		135	—
Ein Egern		45	—
Sa		294	55

„Der Seel. Erblasser Hanß Michael Fux ist auf den Landt mit Fuhrweeßen in Glas Handl Begrieffen auf seyn Lungensichtig behafften Zustandt bey dem Glas Kaufmann Ferdinandt Pöltzl zu girsch Dorff¹⁾ in Böhmen wenige Tage krankh gelegen und Kurtz hierauff mit allen heyl Sacramenten versehen, in Gott verschieden, ersagtem Kaufmann hat der Verstorbene Kurtz vor seinen Todt annoch bey Rayffen undt guthen Verstandt“ seinen letzten Willen bekanntgegeben, in dem er zugunsten seiner Geschwister über sein Vermögen verfügt.

(Aussage des Kaufmannes Pöltzl beim Amte in Eisenstein.)

VI.

Wegen der genau angegebenen Kleidungsstücke ist auch des Abdruckes wert folgendes

Inventarium

So über Weyl: Michael Wolff gewesten Leuthumbers in Dorff Seel: hinterlassenes Vermögen Vorgenommen worden den 3. April Anno 1764.

	fl.	kr.
2 Alte Plöcherne Pfannen undt Bradt Röhren	—	20
1 alte Holtz Haken	—	15
1 alte Riedt Hauen	—	2
1 Blau Tüchene Rokh	}	
1 alte grünne Camifol		
1 alter ungewendter Liveree Rokh		
1 Blaues Brust Flekh		
1 alter Schwartzter Rokh		
1 Blaues Bein Kleid	5	—
5 alte Hemmether		
1 übertragener Huedth	—	30
1 alts Paar Schuch samb Schnallen undt Paar Striempf	—	50
1 Eyßener Wasch Kheßl	7	—
1 unruhe Urh	—	30
In Stall.		
2 Redo Khue	30	—

¹⁾ Vielleicht Gersdorf bei Komotau oder bei Tetschen oder Görsdorf bei Reichenberg.

Ein 1769 verstorbener Glasmacher und Güttler auf der Steinhütten hinterließ unter anderem :

	fl.	kr.
7 gläserne Bilder	1	30
1 alten Pöltz	2	—
1 alten blauen tuchenen Rockh samt Camisoll	2	30
1 Leibl undt alte Hosen	—	30
59 Eln werkene Leinwandt à 6 kr.	5	54
60 Eln flachsene Leinwandt à 8 kr.	8	—
1 Palln Reutter ¹⁾	—	9
1 Fluß Köstl	3	—

Im Stalle hatte er 4 Melkkühe, 1 Kalbin und 3 heurige Kälber, 5 verschiedene Stiere, 1 Gaiß und 2 Böcke. Sein Gütl ward auf 500 fl. geschätzt.

Heaßzische Volkslieder.

Von J. R. B ü n k e r, Ödenburg.

Im Jahre 1900 erschien im I. Supplementhefte dieser Zeitschrift eine Sammlung von Heaßzischen Kinderreimen, die ich im Laufe mehrerer Jahre mit Hilfe einzelner Kollegen zusammenbrachte, die in verschiedenen Gegenden des Bereiches, welcher in Westungarn vom heaßzischen Volksstamme besetzt ist, wohnten.

Mit den Kinderreimen sandten mir schon damals meine Kollegen auch eine größere Anzahl von Volksliedern, teils in der Mundart, teils in der Schriftsprache aufgezeichnet, ein.

Im Laufe der Zeit habe ich diesen Grundstock hauptsächlich durch solche Lieder vermehrt, die in Ödenburg von der Wein- und Ackerbau betreibenden Klasse der Bevölkerung der Stadt gesungen werden.

Inbesondere unter jenen Liedern, die mir von auswärts zukamen, erkannte ich gar manch eines als steirisches, Kärntner- oder Tiroler-Lied. Diese Lieder wurden natürlich in die vorliegende Sammlung nicht aufgenommen, ebenso all jene, die nicht den Charakter des heaßzischen Liedes an sich tragen.

Besonders jene unter den nachfolgenden Liedern, die im Dialekt aufgezeichnet wurden, lassen meinem Gefühle nach erkennen, daß sie spezifisch Heaßzisches an sich tragen. Sie sind schon ihrer Form nach nicht so vollendet wie die Volkslieder der Alpenländer, noch weniger können sie sich hinsichtlich ihres Gehaltes mit jenen messen. Kann man vom steirischen und auch vom niederösterreichischen Volkslied sagen, daß es sich in der Hauptsache durch seine fröhlich-heitere Stimmung charakterisiert, vom kärntnerischen, daß es durch seinen gemütvollen Inhalt alle Welt sich eroberte und vom Tiroler Liede, daß es durch seinen Ernst imponiert, so muß vom heaßzischen Volksliede im allgemeinen behauptet werden, daß es stark sinnlichen Inhaltes ist, der oft mehr abstößt als anzieht. Charakteristisch für das heaßzische Lied ist ferner der sarkastische Spott und beißende Scherz,

¹⁾ Flachsballen-Sieb. Ballen, die Fruchtkapseln des Leins.

der, weil dem ganzen Volksstamme eigen, sich in sehr vielen seiner Dichtungen ausspricht.

Jedem Liedchen ist am Ende der Schlußzeile ein Buchstabe angefügt. Derselbe gibt an, in welchem Orte das betreffende Lied aufgezeichnet wurde. Es bedeutet sonach:

B. = Bernstein,
H. = Harkau,
K. = Kemeten,
Oe. = Oedenburg,
W. = Weppersdorf.

Von diesen Orten liegen Bernstein und Kemeten im Eisenburger, die anderen im Ödenburger Komitat. Die Kollegen, die mir hilfreich zur Hand waren, sind:

Matth. Lautner, ehemals in Weppersdorf, jetzt in Arad;
 S. Pauß, ehemals in Harkau, jetzt in Stooß;
 Joh. Wallner in Kemeten.

Für ihre Unterstützung sei ihnen auch an dieser Stelle mein wärmster Dank ausgesprochen.

- | | |
|---|--|
| 1. I' piñ a Pui' van Unga'lánt
I' piñ a Pui' van See,
Tëiñ siaß'n Waiñ, tëiñ trink i' gea'n,
Ta' sauri tuit ma' weh. <i>H.</i> | 7. I' unt maiñ Vâda'
Saiñ kraizpravi Lait';
Álli Kinda' saiñ g'rât'n,?)
Just i' háw' va'fai't.?) <i>W.</i> |
| 2. Iwa'n See piñ i'-s g'fâa'n
Mit an glëisanan Gâa'm?).
In Áa'sch háw-i' ma' g'freat,?)
Hâpt 's tás scha' ta'hea't? <i>W.</i> | 8. Maiñ' Vâda'n saiñ Haisal
Is' mit Háwa'strâh 'tëickt.
Waunn-i' amál hairat',
Muis 's Háwa'strâh wëik. <i>W.</i> |
| 3. Tua't traußt af ta' G'stëitt'n,?)
Tua't sitzt a Krâwât,
Hât Hulzëipfl g'frëiss'n,
Hiatz rëickt?) 'n ta' Tât. <i>W.</i> | 9. Maiñ' Vâda'n saiñ Haisal
Is' mit Lëi'zait'n?) 'tëickt.
Hiatz këimma' t' schaiñ' Mëiñtscha' 10)
Unt frëiss'n eam s' wëik. <i>W.</i> |
| 4. Geista'n a'f t' Nâcht
Hâb' i' lâcha' miaß'n,
Hâb' 'tëinkt, i háb' 's Mëiñtsch,?)
Hâb' ti Kâtz' pan Fiaß'n. <i>K.</i> | 10. Hill, hill, hill, 11) waißi Gâas, 12)
Trâgt an grian Krânz.
Rait'n trai Schnaida' trauf,
Rait'n zan Tânz. <i>W.</i> |
| 5. I' piñ amál g'gânga'
Za da' Klâañhäusla'stia'n,
Hâb' 's Fëiñsta' va'fai't,
Hâb' za da' Gâas ainig'schria'n. <i>K.</i> | 11. Wauñ ti Gâas Musi' hea't,
Mâcht si an Sprung.
Schnaida', geh' waita',
Ti Gâas pringt ti' um. <i>W.</i> |
| 6. I' háb' maiñ' Tâ' kâaũ guit ni't 'tauñ,?)
I' háb' 's a' ni't in Sinn.
Tás wâaß maiñ Vâda' unt Muida' schouñ,
Taß i' an-Unkraut piñ. <i>H.</i> | 12. Maiñ Schâtz is' a Müllna',
A Sliag'ntrëita'.
Ea' geht lás af t' Mëiñtscha'
Wia 's Tunna'wëida'. <i>W.</i> |

1) Karren. — 2) erfroren. 3) abschüssiger Rain. — 4) würgt. — 5) Das Mensch = Mädchen. — 6) getan. — 7) geraten. — 8) (mein Ziel) verfehlt. — 9) Lebzelten. — 10) Dirnen, Mädchen. — 11) Lockruf für Ziegen. — 12) Geiß, Ziege.

13. Maiñ Schätz is' a Schmiet,
 Áwa' 'präinnt is' a' ni't,
 Trum läß' i' mia' 'n präinna',
 Sunst' kēinnat i' 'n jã ni't. *H.*
14. Maiñ Schätz is' a Maura',
 A Maura'pulia',
 Pält steht a' a'f ta' Lãata',
 Pält steht a' pa mia'. *H.*
15. Maiñ Schätzal hãaßt Mia'l,¹⁾
 Hãt an Fotz²⁾ wia-r-a Fuitta'trial,³⁾
 Hat a Glua'n⁴⁾ wia a Kãlz,
 Unt Wad'l wia a Spãtz. *W.*
16. Maiñ Schätzal hãaßt Mia'l,
 Hãt an Fotz wia a Fuitta'trial,
 Hat a Glua'n wia a Reh,
 Áwa' Fiaßal wia ta' Schnee. *W.*
17. Maiñ Schätzal hãaßt Wawal,⁵⁾
 Tea' Nãmm' hãt ma' g'fãll'n
 Hiatz läß' i' ma' tēiñ Nãmma'
 In 's Hea'z aini mãl'n. *B.*
18. Maiñ Schätzal hãaßt Santal,⁶⁾
 A schaiñ's Tia'ndal is' s',
 Hãut schneewaißi Zantal⁷⁾
 Unt Resal⁸⁾ in G'sicht. *W.*
19. Maiñ Schätzal hãaßt Miazal,⁹⁾
 A hipsch Tia'ndal is' s',
 Hãut schneewaißi Knia,
 Áwa' g'seg'n hãw-i' s' nia. *W.*
20. A Ritzal, a Ranzal,
 Maiñ Pui', tea' hãaßt Franzal.
 An e unt an i,
 Saiñ Tiandal piñ i'. *K.*
21. Tēis klãañ Glasal Waiñ
 Muiß aus'trunga' saiñ,
 Unt maiñ Schätzal ia' G'sunt¹⁰⁾
 Muiß a' tapai saiñ. *B.*
22. Es saiñ ins trai Priada',
 A Mēiñsch hãm-ma' an-iada'¹¹⁾
 Ta' Jingsti piñ-i'
 Ti Schaiñsti hãw-i'. *W.*
23. In Grawal rinnt a Wãssa',
 Wauñ 's g'fria't wia't 's an-Ais.
 Wauñ a Madal a Jungfrau plãipt,
 Tãs praucht an Flaiß. *W.*
24. I' piñ ni't fia' ti'
 Unt tu a' ni't fia' mi',
 Tu pist mia' z' stulz
 Unt z' iwa'miati'. *K.*
25. Wãs gehst tēinn tu aina',
 Wãs mãchst tēinn tu tã?
 Wãs lēigst ti' tēinn zuiwa,
 Wauñ-i' ti' ni't mã'? *K.*
26. Auffi piñ i' g'sstieg'n,
 Hãb' g'frãgt, wēig'n an Lieg'n.
 's Mēiñsch hãt si' ausg'rēid't,
 Si hãt Fleh' in ia'n Pēitt. *K.*
27. Wauñ-i' in 's Gas'l geh',
 Geh i'-s allãañ,
 Wauñ-i' zan Tiandal kimm',
 Muß' s' ma' auftãañ. *W.*
28. Wauñ-i' ausgeh', is' 's finsta',
 Wauñ-i' hãamgeh' schaiñt t' Sunn',
 Tã schēipf'n t' schaiñ' Madal
 Schouñ Wãssa' pan Prumm. *W.*
29. Via'eickat's La'platt'l,¹²⁾
 Viajēickat's Pãpia'.
 Maiñ Schätz is' ma' liawa'
 Áls änd'ri trai-via'. *B.*
30. Álli Kea'schpam plian waiß,
 Just maina' pliat rãt,
 Álli Pui'b'm saiñ tahãam,
 Just maina' is' Suldãt. *W.*
31. 's Tia'ndal hãt hell aufg'schria'n:
 Is' tēinn kãañ Pui' zan kriag'n,
 Is' tēinn kãañ Pui' sou guit,
 Tea' wãs ma' 's tuit? *W.*
32. Schwãa'zaugat, praunaugat
 Schaut maiñ Tiandal aus.
 Si is' hãlt ti schaiñsti
 In gãnz'n Wia'tshaus. *B.*
33. Ta' Mauñ¹³⁾ unt t' Sunn'¹⁴⁾
 Gaiñga'¹⁵⁾ auf unt nieda'.
 Hiatz is' ma' maiñ álta' Schätz
 A schouñ z'wida'.¹⁶⁾ *B.*
34. Heraxaxa
 Wauñ ta' Gãding¹⁷⁾ ni't wa'
 Unt 's Riegal ni't fia',¹⁸⁾
 Kunt¹⁹⁾ i' aini za tia'. *W.*

1) Marie. — 2) Mund. — 3) Dim. von Futtertrog. — 4) Augen. — 5) Barbara. —
 6) Susanna. — 7) Zähnen. — 8) Röschen. — 9) Maria. — 10) Gesundheit. — 11) ein jeder.
 — 12) Viereckiges Laubblättchen. — 13) Mond. — 14) Sonne. — 15) gehen. — 16) zuwider.
 — 17) Gatter, Gittertür. — 18) vor. — 19) könnte.

35. Trai Nußpam in Gäa'l'n,
Ta' mitri g'hea't¹⁾ maiñ.
Wås nutzt ma' maiñ Schatzal? —
Suldat muib a' saiñ. *W.*
36. 's Vëigal a'f 'n Zauñ
Tuit hiñ unt hea' schauñ.
I' hâw a fâlsch' Tia'ndal,
I' tea'f ia' ni't trau'ñ. *W.*
37. An Schâtz hâw'-i'-s g'hâpt,
Kauñ 's ni't va'gëiss'n;
Tëiñk' âlliwal trauf
Wëinn ma' Supp'm ëiss'n. *W.*
38. An Schâtz hâw'-i'-s g'hâpt,
An recht'n Til-Tâp²⁾
Hiatz is' ma' tea' Tâlpâlsch
In 's Hëifal aiñ'tâpt. *W.*
39. Hâw'-a naigepaut's Haisal
Mit Preitta' va'schlâg'n,
Hiatz kunnt i'-s maiñ' âlt'n Schâtz
A' wieda' hâb'm. *W.*
40. Wëig'n an Tia'ndal trai³⁾ saiñ,
Tâs wa' nou' schaiñ!
Unt tâ kinna' schouñ
Traizëini, via'zëini saiñ. *B.*
41. Maiñ Schâtzal hât ma' t' Liab' aufg'sâgt
TrauB'n vâa' 'n Tâa';
Hiatz sull i' laicht trauri' saiñ?
Wâarum ni't gâa'? *B.*
42. Maiñ Tia'ndal is' kreid'nwaiB.
Liab'm tui i' 's zait'nwais',
Liab'm tui i' 's in ta' Stüll',
Wia-r-i' hâlt wüll. *W.*
43. Maiñ Tia'nd'l is' winzi' klâañ,
LâBt ia' pan Staiñ⁴⁾ niks tâañ,
Âwa' pan Nieda'lëig'n,
Tâ pringt ma' 's z'wëig'n.⁵⁾ *W.*
44. Maiñ Hea'zal is' frisch,
Is' mit Resal⁶⁾ va'mischt,
Is' mit Nagal⁷⁾ va'schlâg'n,
Kauñ 's an-iada' Pui' hâb'm. *K.*
45. Hëi Pui', wauñst fua't tuist,⁸⁾
Sou tui ma' 's nia' sâg'n,
I' hülft ta' taiñ Pinkal⁹⁾
In Wâlt außi trâg'n. *K.*
46. Wia wia't 's ma' tëinn gaiñ,¹⁰⁾
Wauñ-i' firi sull gaiñ,
Muib 's Handal hea'gëib'm
Zan traurig'n Leib'm?¹¹⁾ *K.*
47. 's Vëigal a'f 'n Zwëisch'pam,¹²⁾
Tëis hât mi' aufg'wëickt,
Sist hätt'i'-s va'schlâffa'
Pan Tia'ndal in Pëitt. *W.*
48. 's Vëigal a'f 'n Zwëisch'pam
Hât an Schwâaf, an krump'm.
Wou wia't tëinn maiñ Schâtzal
Haiñt' umma'¹³⁾ lump'm. *W.*
49. Maiñ Vâda' hât 's Haus iwa'gëib'm,
Mia' hât a' 'n Saustâll g'gëib'm,
Hiatz wâsch' i' ma' 'n aus
Hâw'-i' a' a' schaiñ's Haus. *W.*
50. Maiñ Vâda' hâlt't¹⁴⁾ t' Ouks'n,
Maiñ' Muida' ti Gëins',¹⁵⁾
Maiñ Pruida', tea' Lauspui',
Hâut a' scha' a' Mëiñtsch. *W.*
51. A g'scheckat's Pâa' Oucks'n
Unt a scheewaiB'i Kui,
Tëis gipt ma' maiñ Vâda',
Wauñ-i' hairat'n tui. *W.*
52. Madal is' am Kea'schpam g'sstieg'n,
Is' mit 'n Kittal hëiñga' 'plieb'm,
Unt ta' Pui',
Tea' lâcht si' g'mui'.¹⁶⁾ *Oe.*
53. Maiñ Piawal wâa't, wâa't,
I' geh' jâ gâa' hâa't,
Maini Schuichal saiñ hal,¹⁷⁾
I' rutsch' âlliwal. *Oe.*
54. Wauñ ta' Vougl am Pam sitzt,
Tâ singt a', tâ singt a'.
Wauñ ta' Pui' zan Tea'ndal geht,
Tâ springt a', tâ springt a'. *Oe.*
55. Unt wauñ-i' amâl Pua' wia',
Zwâa schwâa'zi Reïssal¹⁸⁾ kaf' i' mia',
Zwâa schwâa'zi Reïssal unt an Wâg'n,
TâB i' kauñ za maiñ Tia'ndal fâ'n.¹⁹⁾ *H.*
56. Wås nutzt mia' a Ringal,
Wauñ-i' 's ni't trâg'?
Unt wås nutzt mia' a Tia'ndal,
Wauñ-i' 's ni't mâg'? *H.*

¹⁾ gehört. — ²⁾ Tollpatsch. — ³⁾ treu. — ⁴⁾ beim Stehen. — ⁵⁾ zuwege. — ⁶⁾ Rosen. —

⁷⁾ Nelken. — ⁸⁾ wenn du fortreisest. — ⁹⁾ Dim. von Bünkel, Reisepack. — ¹⁰⁾ gehen. —

¹¹⁾ Anspielung auf die Heirat. — ¹²⁾ Zwetschenbaum. — ¹³⁾ umher. — ¹⁴⁾ hütet. —

¹⁵⁾ Gänse. — ¹⁶⁾ genug. — ¹⁷⁾ heil, glatt. — ¹⁸⁾ Rößchen. — ¹⁹⁾ fahren.

57. Schaut 's mia' tēiñ Lump'm auñ,
Tea' gang ma' ã',¹⁾
Tea' trãgt saiñ Sunnta'g'wãnt
A'f ãlli Tã'. *H.*
58. Tu lustiga' Pui',
Schaust mi ãlliwãl auñ,
Hãst Aug'n wia-r-a Gluit,
Spritz'n t' Funka' tavouñ. *H.*
59. Zan Feiñsta'ln unt Foupp'm
Is' ma' pãlt ãani recht,
Åwa' van Hea'z'n zan liab'm
Saiñ ma' ãlli nou' z' schlecht. *H.*
60. Teiñ Puib'm, tēiñ i' ni't mãch,
Teiñ siach i' ãlli Tãch,
Tea' wãs maiñ Hea'zal g'frait,
Tea' is' gãa' wait. *H.*
61. Geh' ni't in Wãlt aini,
Saiñ Rauwa' t'inna',
Saiñ kuhlschwãa'zi Mãnna',
Tããñ t' Lait' umpringa'. *H.*
62. Maiñ Muida' hãt g'sãgt,
I' sull pēissa' haus'n,
Sull t' Kãtz'n va'kaffa'
Unt sēlwa' maus'n. *H.*
63. Hãch is' ta' Pãpp'lpam,
Finsta' is' ta' Wãlt,
's Tia'nd'l liabt in Hãlta'puib'm,
Wal a' ia' sou g'fãllt. *H.*
64. Zwãa schneewaißi Gãns'
Unt a schwãa'zangat's Mēiñtsch
Unt a Pait'l vull Gēlt,
Is' a Frait' a'f ta' Wēlt. *H.*
65. I' wãaß a Glēickal,
Teis hãt an schaiñ' Klãng';
I' wãaß a Tia'ndal,
Tãs hãt an schaiñ' Gãng. *H.*
66. I' wullt, i' wa' in Himm'l troub'm
Unt hãtt' a Glas'l Waiñ,
Unt hãtt' maiñ Tia'ndl a' tapai,
Was kunnt' nou' Schaina's saiñ? *H.*
67. Maiñ Vãda' hãlt't Ant'n,
Maiñ' Muida' hãlt't Gãns',
T'rumb muiß i' mi' g'wandt'n,²⁾
Sunst krieg' i' kuañ Mēiñtsch. *H.*
68. Weppa'stãa'f³⁾ is' a klãa'ns Nēist,
Åwa' trauri' is' 's nia' g'wēist,⁴⁾
Åwa' trauri' wia't 's wea'n,
Wauñ ti Tãa'lpua'sch'n stea'm. *W.*
69. Pist a hipscha' Pui',
Pist a faina' Pui',
Åwa' maiñ Pui' pist ni't.
Pist a Fãx'nmãcha',
Kauñst mi' auslãcha',
Fia' an Nãa'n hãlt'n tea'fst mi' ni't. *W.*
70. Schwãa'zi Hulla'pia'⁵⁾
Saiñ scha' zaiti'.⁶⁾
Schãtz, i' mã' di' ni't,
Tu pist ma' naidi';
Hãt' ti ge'n⁷⁾ g'hãpt,
Pist ni't kēimma',
Hiatz taß i' ti' ni't mã',
Hiatz tat'st mi' nēimma'. *W.*
71. Schwãa'zi Hulla'pia',
Plouwi Fēnzta',
Kãani prava'n Lait',
Åls wia t' Mēiñtscha'.
Schwãa'zi Hulla'pia',
Rãdi Ruima',
Kãani schle'da'n Lait',
Åls wia t' Puima'. *W.*
72. Schaut's auffi a'f 's Pea'gal,
Schaut's åwi in Grãb'm,
Tua't hãt ta' klua'⁸⁾ Taif'l
In grãß'n ta'schlãg'n.
Ea' hãt 'n faiñ 'trüllt,⁹⁾
Ea' hãt 'n faiñ g'müllt,¹⁰⁾
Unt hãt 'n saiñ Seick'l¹¹⁾
Vull Sautrēick auñg'füllt. *W.*
73. Maiñ Vãda' hãt g'sãgt,
I' sull 's Tia'nd'l lãss'n,
Ea' paut mia' a Hais'l
A'f mitta' Gãss'n.
I' pfaif' a'f saiñ Hais'l,
I' pfaif' a'f saiñ Gēld,
Maiñ Tia'nd'l is' ma' liawa',
Wia ãll's a'f ta' Wēlt. *H.*
74. A Schneewal hãt 's g'schnieb'm,
Und schneewaiß is' a' g'fãll'n.
Hiatz tea'f i' maiñ' ãlt'n Schãtz
A' nimma' g'fãll'n.

¹⁾ der ginge mir ab. — ²⁾ kleiden. — ³⁾ Weppersdorf. — ⁴⁾ gewesen. — ⁵⁾ Holler-
beeren. — ⁶⁾ zeitig, reif. — ⁷⁾ gern. — ⁸⁾ kleine. — ⁹⁾ gedrillt. — ¹⁰⁾ mürbe gehauen. —
¹¹⁾ seine Taschen.

- A Schneewal hät 's g'schnieb'm
Iwa' t' Kranawëikstau'n. ¹⁾
An Puib'm muß i' krieg'n
Va' t' Weppa'stää'fa' Paua'n. ²⁾ W.
75. Griaß ti' Goutt, maiñ liab's Tia'ndal,
Hiatz kimm i'-s van Wält,
A Veigal bâb' i' g'fänga',
Tavouñ wa' 's ma' pält.

I' tat tia' 's gea'n schëiñka',
Nimm 's auñ, sai sou guit,
Es wia't ti' ni't kreüñka',
Wauñ 's schaiñ singa' tuit. H.
76. Håw' ouft a Stråh g'schnitt'n,
Håw' ouft a Hai g'maht,
Håw' ouft a schaiñ's Tia'ndal
Pan Tänz umma' 'traht.

Wia öfta' a Stråh schnaid'n,
Wia öfta' a Hai mah'n,
Wia öfta' a schaiñ's Tia'ndal
Pan Tänz umma' trah'n. W.
77. Insa' schwåa'za' Schmiet
Hät kääñ Madal ni't.
Jå, wåarum ta' ni't?
Wal a' kuhlschwåa'z is'.

I' piñ a' ni't schaiñ, ³⁾
Mia' wia't 's a' sou gaiñ, ⁴⁾
Saiñ ma' 's Madal lås
Ålli zwaiñ. ⁵⁾ B.
78. Heraxaxa,
Sågt ta' Kapuzina':
Saiñ trai schaini Meüñtscha'
In Lin'gråb'm ⁶⁾ trinna'.

Ti ea'schti is' gråßmächti',
Ti zwaiñt zauñtia',
Ti tritti hät an Kroupf
Wia-r-a stairischa' Stia'. W.
79. 's Tia'ndal is' määni ⁷⁾
G'säuwa' ⁸⁾ ta' Pui'.
Graif hea' a'f maiñ Hea'zal
Wia 's hamma'n trañ tuit.

Wia 's hamma'lt unt schlägt,
Unt åll'wal fia' ti'.
I' liaw' jå kääñ ånda'n
Åls åll'wal nia' ti'. W.
80. Zwåa schneewaißi Taiwal
Saiñ g'floug'n iwa' 'n Tisch,
Tå håw'-i' maiñ Schåtzal
Pa da' Fålschhait ta'wischt.

Zwåa schneewaißi Taiwal
Saiñ g'floug'n iwa' 's Haus,
Tea' Pui', wås ma' g'schåff'n is',
Plaipt ma' ni't aus. W.
81. Za tia' piñ i' g'gānga'
In Rëig'n unt in Schnee,
Za tia' kimm i' niamma'
Tu hāst ma' z' vüll Fleh'.

Za tia' piñ i' g'gānga'
In Schnee unt in Ais,
Za tia' kimm i' niamma',
Tu hāst ma z' vüll Lais'.

Za tia' piñ i' g'gānga'
In Rëig'n unt in Wint,
Za tia' kimm i' niamma',
Tu kringst a klåa'n's Kint. B.
82. I' bâb' tia' in t' Aigal g'guckt,
Tu hāst mia' maiñ Hea'zal 'truckt,
Hāst mar-a Pussal g'gëib'm,
Tås wåa' a Leib'm.

Hiatz tuist ma' 's nimma'mea',
Ria't s' ti Liab' sou schwea',
Hāst hält an ånda'n gea'n,
Trum wüll i' stea'm.

I' wüll ta' åll's va'zaig'n,
Tu sullst recht glickli' saiñ,
I' staig' hinåb, hinåb
In 's kiali Gråb. K.
83. Maiñ Våda', maiñ' Muida',
Maiñ' Schwëista' unt maiñ' Pruida'
Unt åll' maiñ gānzi Fraiñtschåft
Håb'm mia' 's Tia'ndal va'åcht't.

Unt eh' wauñ-i' maiñ Tia'ndal låß,
Eh' låß' i' maiñ Leib'm.
Hiatz hāt mi' maiñ Muida'
Za-da' Attilarie g'gëib'm.

Za-da' Attilarie, za-da' Infanterie,
Zan schaiñst'n Rechiment.
In da' åan' Hānt 's Glasal,
In ta' ånda'n 's Meüñtsch. H.

¹⁾ Wacholderstauden. — ²⁾ Bauern. — ³⁾ schön. — ⁴⁾ gehen. — ⁵⁾ alle zwei. —
⁶⁾ Lindgraben (Ortschaft). — ⁷⁾ manierlich, hübsch. — ⁸⁾ sauber, hübsch.

84. Plawi Fëiŋsta', greani Gatta',
Saub'ri Tia'ndal liab'm t' Jaga',
Saub'ri Tia'ndal mēiß'n saiñ,
Tã kea'n t' Jãga' gãa' gea'n aiñ.
I' trau' mi' ni't außi,
I' piñ gãnz allãaũ,
I' fia'cht mi' hãlt t' gãnzi Nãcht,
Si mēicht' ma' wea' wãs tãaũ. H.
- Z'wēig'n tēinn tea'f 's ti' ni't va'triaß'n,
Taß i' tui ti Rehpeick' schiaß'n,
I' piñ a Jaga' unt kaan Tiab,
I' piñ a Pui' mit an Hea'z vull Liab'.
I' hãb' a Pulva' in maina' Tãsch'n,
I' piñ a Jaga' unt kaan guit nãsch'n,
I' hãb' a Fēida'n a'f main' Huit,
Jã, maina' Sēl', tēi steht' ma' guit. H.
85. Maiñ Schãtz is' a Jãga',
Ea' trãgt an grean' Huit,
Ea' tãnzt a'f ti Laa'n,
Taß 's Gēlt schinda'n¹⁾ tuit.
Ea' hãt ma' 's va'sproucha',
A'f 's Jãa' wia't a' frai.
Ea' hãt ma' 's va'sproucha',
ãft²⁾ hairat't a' mi' glai'.
Hiatz hãt a' mi' g'hairat't,
Wãs hãb' i' tavouñ? —
A Simpal³⁾ vull Kinda'
Unt an p'souffana' Mauñ. H.
86. Åba' Schnitta' saiñ mia',
Mia' trink'n a' a Pia',
Mia' trink'n a' an Waiñ,
Taß ma' lusti' sull'n saiñ.
Åba' Schnitta' saiñ mia',
Unt mia' mēiß'n uns plãg'n,
Mia' mēiß'n uns'ri Kraiza'
Mit ta' Sēig'nst⁴⁾ außa'schlag'n.
Åba' Hãa'ka'⁵⁾ is' a klãaũ's Nēist,
Åba' trauri' is' 's nia' g'wēist,
Åba' trauri' wia't 's wea'n,
Wauñ mia' amãl stea'm. H.
87. Åh Hias'l, åh Hias'l,
Sēitz auf taiñ' greaũ' Huit,
Unt geh' za taina' Res'l,
Oub 's schouñ schlãffa' tuit.
T' Resal sull aufstaiñ,
Sull 's Fruistuck mãcha',
Ti G'scheck'n⁶⁾ staiñ trauß'n,
Sull 's Tia'l aufmãcha'.
I' trau' mi' ni't außi,
I' piñ gãnz allãaũ,
I' fia'cht mi' hãlt t' gãnzi Nãcht,
Si mēicht' ma' wea' wãs tãaũ. H.
88. Åba' geh', geh', maiñ Schãtzal, in Wald
hinaiñ,
Tua't suich' ma' a Platzal zan Hulzhãcka'
traĩñ.
Åba' na, na, maiñ Schãtzal, tãs tui' i' ni't,
Hulzhãcka' tui' i' ni't.
Åba' geh', geh', maiñ Schãtzal, in Wãld
hinaiñ,
Tua't suich' ma' uns a Platzal za Nieda'-
lēig'n traĩñ.
Åba' na, na, maiñ Schãtzal, tãs tui' i' ni't,
Nieda'lēig'n tui' i' mi' ni't.
Åba' geh', geh', maiñ Schãtzal in t' Stãdt
hinaiñ,
Tua't kaf' ma' uns pan Gultschmiet a
Silba'ringelaiñ.
Åba' jã, jã, maiñ Schãtzal, tãs tui' i'
schouñ,
A silba's Ringal kaf' i' schouñ. H.
89. In Fruijãa', tã paut si' ta' Voug'l saiñ
Nēist.
Hiatz piñ i' schouñ lãng pai maiñ Tia'ndal
ni't g'wēist.
Unt sou ouft i' kimm pa Tãch unt pa
Nãcht,
Hãt glai' mia' maiñ Tia'ndal ia' Fēiŋsta'
aufg'mãcht.
Unt als i' sou ziemli' pan Fēiŋsta' aiñ-
g'sstieg'n,
Tã siach i' maiñ Tia'ndal in pēist'n
Schlãf lieg'n.
Strēick' aus maini Handal' — Åh Goutt
unt åh Hea'l
Si rēid't niks, si tait't niks, si ria't si'
ni't mea'.
Pãckt 's auñ Kãmarat'n, Pãa' unt Pãa',
Trãgt 's ma' maiñ Tia'ndal wait außi
vãa' 's Tãa'.
A Handal vull Ea't unt a Kranzal a'f 's
Grãb,
Hiatz saiñ ma' schouñ tuat' pa maiñ
Tia'ndal ia'n Grãb. H.

¹⁾ klingen. — ²⁾ dann. — ³⁾ Simperl, Dim. von Sumper = aus Stroh geflochtener Korb,
— ⁴⁾ Sense. — ⁵⁾ Harkau (Ortschaft). — ⁶⁾ die Gescheckten (scheckige Kühe).

90. Unt wia-r-i' piñ auffig'gānga',
Hāb' i' an Vougl' g'fānga'.
Tea' Vougl' hāt si' g'frait,
Tea' mia' sou hea'zli' schrait,
Wia-r-i' zan Tiand'l piñ g'gānga'.
- Wia-r-i' zan Fēiñsta' hiñ geh',
Tuit mia' maiñ Hea'z sou weh'.
's Mad'l schaut mi' trauri' auñ
Unt fāngt zan wāana' auñ:
Schätzal, wās kimmst tēinn ni't eiffta' za
mia'?
- Piawal, tia' wa' is' schouñ recht,
Taiñ' Ēlta'n, tēiñ' piñ i' jā z' schlecht.
Wauñ i' wa' van Himm'l āwa'g'fāll'n,
Āll'n Lait'n tat i' a nou' ni't g'fāll'n,
Grāt' fia' maiñ Piawal war-i' recht. H.
91. A'f Kouwa'stāa'f ¹⁾ auffi
Is' 's gāa' sou stāani',
Hipschi Madal wa'n oumat, ²⁾
Āwa' gāa' sou klāani.
- A'f Weppa'stāaf ³⁾ aini
Is' ta' Wēi' ⁴⁾ sou hulzi',
Hipschi Madal wa'n trinna',
Āwa' lauta' stulzi.
- A'f Peda'stāa'f ⁵⁾ auffi
Is' ta' Wēi' sou kāti'. ⁶⁾
Hipschi Madal saiñ oumat,
Āwa' lauta' rādi.
- A'f Lin'grāb'm ⁷⁾ tuat aini
Is' g'waschi', g'waschi', ⁸⁾
Hipschi Madal saiñ trinna',
Āwa' lauta' g'hatschti. ⁹⁾ W.
92. Za maiñ Tia'ndal sull i' gaiñ
Unt pa ia'n Fēiñsta' staiñ.
Wea' is' tēinn traubt unt klouptf sou faiñ?
Maiñ liab's Schätzal, lāß' mi' aiñ!
- Aufstaiñ, tās tui-r-i' ni't,
Aina' lāß'n, tās tui-r-i' ni't,
Unsa' Pēittstatt'l, tās hāt si' g'weind't,
Unt unsa' Liabschātt, tēi hāt an-Ēint'.
- An Tālla', tēin gib i' tia',
Wauñst mi' schlāffa' lāßt haiñt' Nācht
pa tia'.
G'hālt ¹⁰⁾ taiñ' Tālla', sau' tar-auñ an
Rausch,
Suich' tar-an ānda's schaiñ's Tia'ndal aus.
- Wia'st ouft wāana' ¹¹⁾ unt trauri' saiñ,
Wia'st ouft tēiñka', 's wia't ti' krēinka',
Ai, hea'zig's Piawal,
Ai, hāt't i' ti'. Oe.
93. Reid'st ālliwā van Schaid'n,
Van Ua'labnēimma';
Hiatz wiar-i' amāl schaid'n
Unt niamea' kēimma'.
- Unt weinnst tu wüllst schaid'n.
Sou wiarst ma' 's tou' sāg'n.
Sou wiar-i, tia' taiñ Pinkal
Fia' 'n Wālt außi trāg'n.
- Fia' 'n Wālt außi trāg'n,
Unt stat nieda'lāß'n.
Hiatz sull i' mai schwāa'z-
augat's Tia'ndal lāß'n.
- Unt eh' wauñ-i' maiñ Tia'nd'l lāß',
Eh' lāß i' maiñ Lēib'm,
Eh' wüll i' maiñ Pluit
Pa-r-an Troupf'm hea'gēib'm.
- Maiñ Pluit pa-r-an Troupf'm,
Maiñ Fleisch pa-r-an Prēickal,
Maiñ Hea'z pa-r-ālla' Mitt',
Unt maiñ Tia'ndal lāß i'-s ni't. H.
94. Griaß ti Goutt, maiñ liab's Tia'ndal,
Lāß mi' aini haiñt za tia';
Māaring nimm i' maiñ Piksāl
Unt geh außi in ālla' Fria'.
- Unt sou nimm i' maiñ Piksāl,
Geh' außi in grean' Wālt,
Wüll a Hia'schal haiñt schuiß'n,
Sai 's jung ouda' sai 's ālt.
- Unt tās Hia'schal hab' i' 'touffa',
Hāt ti Fiaßal ausg'strēickt.
Unt tā kēimma' trai, via' Jāga',
Hāb'm si' in Wālt traiñ va'stēickt.
- Griaß ēink Goutt, ēis trai, via' Jaga',
Wās tuits ēis tēinn tāhia'?
Taiñ wunda'schāini Piks'n,
Tēi nēimma' ma tia'.
- Unt sou nimm i'-s maiñ Fēida',
Stēick' s' auffi a'f maiñ' Huit,
Unt tēiñ Spitzpuib'm mēicht' i' kēnna',
Tea' ma' s' āba'nēimma' tuit.

¹⁾ Kobersdorf. — ²⁾ oben. — ³⁾ Weppersdorf. — ⁴⁾ Weg. — ⁵⁾ Petersdorf. — ⁶⁾ kotig, schmutzig. — ⁷⁾ Lindgraben. — ⁸⁾ gewatschig, naß, kotig. — ⁹⁾ lahme. — ¹⁰⁾ behalte. — ¹¹⁾ weinen.

- Unt sou tui-r-i' 's unt sou traib' i' 's,
 Wia 's maiñ Vâda' 'trieb'm hât,
 Tea' hât trai ounda' gâa' via' Jaga'
 Aus 'n greaŋ Wâlt auŋi' g'jâgt. H.
95. Schaiñ g'hâata' 1) is' 's am Himm'l,
 Schaiñ kial is' 's a'f ta' Ea't,
 Schaiñ's Schâtzal, lâß' mi' aini,
 I' hâb' mi' gâanz va'frea't. 2)
- I' lâß' ti' hâlt ni't aini,
 I' mâch' ta' hâlt ni't auf,
 Wal tu tâs gëstri' Nacht'l.
 An ânda's Tiand'l hâst g'hâbt.
- Wea' hât teïnn tia' tâs 'plauda't,
 Wea' hât teïnn tia' tâs g'sâgt,
 Taß i' tâs gëstri' Nacht'l,
 An ânda's Tiand'l hâb' g'hâbt?
- Weig'n âamâl wia't 's niks mâcha',
 Weig'n âamâl wia't 's niks saiñ,
 Viel eïfta' wia't 's ni't g'scheg'n, 3)
 Unt wëig'n âamâl tea'fst ni't graiñ'. 4)
- Tu pist mia' hâlt a Pia'schal,
 A sou, a sou, a sou,
 Hâb' teiñkt i' piñ taiñ Tia'ndal,
 Tapai hâst âllwal zwou. 5)
- Tia' wüll hâlt kâani recht saiñ,
 Tia' wüll hâlt kâani g'fâll'n,
 Geh' tu nia' glai' zan Mâla'
 Unt lâß' tia' âani mâl'n.
- Ai, mâl'n lâß' i' mia' kâani,
 Teis taugat ni't fia' mi',
 Unt wauñ i' âani mâl'n wüll,
 Sou kimm' i' glai' um ti'.
- Um mi' tea'fst tu ni't këimma',
 Maiñ Pëittal is' ni't la', 6)
 Sunst tea'ffast tu schouñ këimma',
 Wauñ sunst mea' kâana' wa'. 7) H.
96. Is' amâl an-âlt's Wai'
 Unt an-âlt'a' Mauñ tapai.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 An-âlt'a' Mauñ tapai.
- Wüll ti' Âlti am Tânzplâtz gaiñ,
 Wüll ta' Âlti a' mit gaiñ.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Wüll ta' Âlti a' mit gaiñ.
- Âlt'a', muïßt hâam plaib'm,
 Muïßt ma' Tisch unt Pânk' â'raib'm.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Muïßt ma' Tisch unt Pânk' â'raib'm.
- Tisch unt Pânk' is' nou' ni't g'mui',
 Muïßt ma' auskia'n a' tazui.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Muïßt ma' auskia'n a' tazui.
- Wia ti' Âlti van Tânzplâtz kimmpt,
 Sitzt ta' Âlti pan Rad'l unt spinnt.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Sitzt ta' Âlti pan Rad'l unt spinnt.
- Âlt'a', wia vüll Hiañ hâb'm Âa' ?
 Ti Waiß' hât âaŋs, ti G'scheckat' zwâa.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Ti Waiß' hât âaŋs, ti G'scheckat' zwâa.
- Nimm't ti' Âlti 'n Âlt'n pan Schopf,
 Wia'ft 'n iwa' 's Nâchpa' Hof.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Wia'ft 'n iwâ' 's Nâchpa' Hof.
- Nâchpa', tu tea'fst mi' ni't klâg'n,
 Maiñ' Âlti hâtt' mi' pâlt ta'schlâg'n.
 Hm, hm, hm, ha, ha, ha,
 Maiñ' Âlti hâtt' mi' pâlt ta'schlâg'n. H.
97. Hiatz hâb' i' trai Summa'
 Mia' 's Hâamgeh'n fia'g'numma',
 Hiatz hâb' i' trai Summa'
 Maiñ Tia'ndal ni't g'seh'n.
- In Tânnawâlt hint'n,
 Tua't wiar-i' 's schouñ find't'n,
 In Tânnawâlt hint'n,
 Tua't is' si ta'huam.
- I' siach schouñ ti Tânn'a'.
 I' siach schouñ tâs Haus,
 Tua't schaut g'rât' maiñ Tia'ndal
 Pan F'einsta' heraus.
- I' piñ glai' hiŋg'louffa',
 Tâs F'eïnta' wâa' ouffa',
 I' piñ glai' hin'glouffa'
 Unt rëit' glai' zan ia':
- Griaß' ti' Goutt, liawa' Êing'l,
 Kimm auða' a wëing'l,
 Griaß' ti' Goutt, liawa' Êing'l,
 Kimm auða' za mia'.

1) heiter. — 2) erfroren, erkältet. — 3) geschehen. — 4) greinen, zanken, schelten.
 — 5) zwei. — 6) leer. — 7) wäre.

I' trau mi' ni't außi
 Sou spä't pa da' Nächt,
 Äh, tu maiñ liab's Piawal,
 Wäs häst ma' tēinn 'prächt?
 Kohlfinsta' is' 's fraili',
 In Wält is' 's äpschaili,
 Kohlfinsta' is' 's fraili',
 Täs mächa' ti Pam'.
 Wäs sull i' tia' pringa'?
 A Ringal um 's Fingal.
 Wäs sull i' tia' pringa'?
 A rous'nrät's Pänt. *H.*

98. Siach i' maiñ Mad'l ni't läng,
 Wia't 's mia' glai' schwea',
 Si schlaicht mia' ällimal
 Z' längsäm tahea'.
 Wäun i' 's van wait'n sich
 Gipt's mia' in 's Hea'z an Stich.
 Waun 's a'sou winka' tuit,
 I, täs is' guit'.
 Wäun s' mia' täun nācha' kimmt,
 Wia't 's mia' glai' wää'm.
 Unt nācha' nimmt s' mi' nau'
 Fraintli' pa 'n Äa'm.
 Si fängt zan trucka' auñ,
 Taß i' 's ni't säg'n kauñ.
 Wäun s' a'sou trucka' tuit,
 I, täs is' guit!
 I' hāb 's iara' Muida' a'
 Häämli' schouñ 'klägt,
 Taß mi' ti' Liab' za ia'
 Gāa' a'sou plägt.
 Si sägt, tu kauñst si hāb'm,
 Weig'n maina', hairat't 's z'sämm'.
 Wäun s' a'sou rēid'n tuit,
 I, täs is' guit.
 Nāchtēim wia't 's g'rēid't
 Va' da' kinfüg'n Zait,
 Wail i' mi' auf 's Hairat'n
 Läng schouñ hāb' g'frait.
 Si trest't mi' in maiñ Schmea'z,
 Lēigt mia' ia' Hānt auf 's Hea'z.
 Wäun 's a'sou trest'n tuit,
 I, täs is' guit.
 Wäun mia' uns 'trestat hāb'm,
 Säg' i' maiñ liawas Mad'l,
 Si sägt maiñ liawa' Pui',
 Sai'n ma' uns guit;
 Sägt, wäs willst hāb'm va' mia'?
 Rēickt ma' ia' Gēischal fia'.
 Waunn s' a'sou puss'ln tuit,
 Tā is' 's eai'scht guit. *Oe.*

99. Wie scheint der Mond so hell an meines
 Vaters Fenster.
 Fritz, wo warst so lang, bei deinen
 Menscher?
 Vater, zanket nicht,
 Beim Mädchen war ich nicht,
 Ich war bei meines gleichen Buben
 In des Nachbars Haus, in einer Stuben.
 Als es die Mutter hört, die zanket noch
 viel mehr.
 Ach Mutter zanket nicht, das ist mein
 Leben.
 In dem Buchenwald,
 Dort ist ihr Aufenthalt,
 Wo die Vöglein so schön pfeifen
 Und die Burschen um die Mädchen
 greifen. *H.*
100. Schwarz, schwarz sind alle meine Kleider,
 Schwarz, schwarz ist alles mein Gewand,
 Drum lieb' ich alles, was schwarz ist,
 Weil mein Schatz ein Rauchfangkehrer ist.
 Weiß, weiß sind alle meine Kleider,
 Weiß, weiß ist alles mein Gewand,
 Drum lieb' ich alles, was weiß ist,
 Weil mein Schatz ein Müller ist.
 Rot, rot sind alle meine Kleider,
 Rot, rot ist alles mein Gewand,
 Drum lieb' ich alles, was rot ist,
 Weil mein Schatz ein Fleischhacker ist.
 Grün, grün sind alle meine Kleider,
 Grün, grün ist alles mein Gewand,
 Drum lieb' ich alles, was grün ist,
 Weil mein Schatz ein Gärtner ist.
 Gelb, gelb sind alle meine Kleider,
 Gelb, gelb ist alles mein Gewand,
 Drum lieb' ich alles, was gelb ist,
 Weil mein Schatz ein Gelbgießer ist. *H.*
101. Karl, du liebest mich nicht mehr,
 Das betrübt mein Herz so sehr,
 Denn einst war ich dein größtes Glück
 Und jetzt stoßest mich von dir zurück.
 Und wenn du mich auch nicht mehr liebst,
 Und dein Herz einer andern gibst,
 So lieb' ich keinen zweiten mehr,
 Und wünsche, daß ich tot schon wär'.
 Vorüber ist die schönste Zeit,
 Wo mich noch hat die Lieb' erfreut,
 Sie ist vorbei in schnellstem Lauf,
 Ich bitt' dich, Karl, denk' nicht mehr d'rauf,

Und fällt 's dir vielleicht nochmal ein,
So denke nur, es kann nicht sein,
Geboren bin ich nicht für dich,
So leb' denn wohl und tröste dich.

Und wenn ich einst gestorben bin,
So geh' zu meinem Grabe hin,
Und weine eine Träne mir
Für meine treue Lieb' zu dir. *H.*

102. Schatz, mein Schatz, reis' nicht gar weit
von mir,
Im Rosengarten, da werd' ich warten,
Im grünen Gras, ja Gras, im weißen Klee.

Meiner zu warten, das brauchst du ja
nicht,
Geh' du nur weiter zu deines Gleichen,
Mir ist es selber recht, ja recht.

Denn ich heirat' nicht nach Geld und
nicht nach Gut,
Eine treue Seele will ich mir wählen,
Der 's glauben tut, ja glauben tut.

Der 's glauben tut, der ist gar weit von mir.
Er ist in Schleswig, er ist in Holstein,
Er ist Soldat, Soldat ist er.

Soldatenleben, das heißt man lustig sein!
Wenn andre Leute schlafen, Soldat muß
wachen,
Muß Schildwach' steh'n, jasteh'n, patrouil-
lieren geh'n.

Patrouillieren gehen, das brauchst du ja
nicht.
Wenn dich die Leute fragen, so mußt
du sagen:
Schatz, ich bin dein und du bist mein,
ja mein. *H.*

103. Wenn du willst mein Mädchen werden,
So mußt du vieles leiden,
So mußt du mir ein Kind gebären
Und eine Jungfrau bleiben.

Wenn ich dir soll ein Kind gebären
Und eine Jungfrau bleiben,
So mußt du mir eine Wiege machen,
Ja, ohne Schnitt und Schneiden.

Wenn ich dir soll eine Wiege machen,
Ja, ohne Schnitt und Schneiden,
So mußt du mir einen Eichenbaum,
Ja, mit der Scher' abschneiden.

Wenn ich dir soll einen Eichenbaum,
Ja, mit der Scher' abschneiden,
So mußt du mir aus Heu und Stroh,
Ja, spinnen feine Seiden.

Wenn ich dir soll aus Heu und Stroh,
Ja, spinnen feine Seiden,
Mußt du mir mit ein' roten Apfel,
Ja, durch die Donau scheiben.

Wenn ich dir soll ein' roten Apfel,
Ja, durch die Donau scheiben,
So mußt du mir dreihundert Krebsen
Wohl über den Ölberg treiben. *Oe.*

104. Seh' ich ein' Fuhrmann fahr'n,
Fuhrmann halt' still.
Ich will mein' Vater sag'n,
Ich heirat' dich.

Ein' Fuhrmann mag ich nit,
Fahrt gar weit aus,
Ein' Schneider muß ich hab'n,
Bleibt allweil z' Haus.

Ein' Schneider mag ich nit,
Schneidet falsch zu,
Ein' Schuster muß ich hab'n,
Macht schöne Schuh'.

Ein' Schuster mag ich nit,
Hat schwarze Händ'.
Ein' Weber muß ich hab'n,
Macht ein schönes End'.

Ein' Weber mag ich nit,
Wird gar voll Lucht.
Ein' Jager muß ich hab'n,
Tragt ein' grün' Hut.

Ein' Jäger mag ich nit,
Schießt alles tot.
Ein' Bäcker muß ich hab'n,
Backt ein schönes Brot.

Ein' Bäcker mag ich nit,
Ist gar voll Mehl.
Ein' Kellner muß ich hab'n,
Hat allweil brav Geld.

Ein' Kellner mag ich nit,
Schenkt falsch em.
Ein' Stadtpuffer muß ich hab'n,
Der soll es sein. *H.*

105. Ach, lieber Meister, ich muß fort,
Die Sehnsucht quälet mich,
Mein Mädchen liegt mir tief im Sinn,
Es zieht mich wie mit Pferden hin,
Daß ich zur Frau sie krieg'.

Gesell, Gesell, besinne dich,
Wenn man ein Mädchen freit.
Ist eine Nuß, beißt man hinein,
Kann süß sie, doch auch bitter sein,
Ich glaub', du hast noch Zeit.

Mein Liebchen, Meister, ist ein' Nuß
Mit einem süßen Kern.
Sie ist mein ganzer Lebenstrieb,
Ich hätt' sie schier zum Fressen lieb,
Sie ist mein Augensterne.

Gesell, mit dem zum Fressen lieb,
Nimmt 's oft ein' bösen Lauf:
Im heil'gen Brautstand vor der Trau',
Da wollt' auch ich einst meine Frau
Vor Liebe fressen auf.

Doch kaum ein Jährchen war entflohn,
Wie änderte sich das:
Da hat 's mich tausendmal gereut,
Daß ich nicht, eh' ich sie gefreit,
Mit Stumpf und Stiel sie fraß. Oe.

106. 's Liad'l is' g'sunga',
's Tanzal is' aus,
Hiaz raiß' ma' ta' Ält'n
In Janka'ia'w'l aus. W.

II. Kleine Mitteilungen.

Eine Betrachtung der ostalpinen Bauernhaustypen nach den Grundrissen der Wohnraumanlage.

Eine Antwort auf Anton Dachlers Kritik von Dr. V. v. Geramb, Graz.

Im XIV. Band (Heft 5/6, Dez. 1908, S. 216—18) dieser Zeitschrift hat Anton Dachler an meiner im Vorjahre (in den Mitteil. d. Anthropol. Ges. in Wien, 38. Bd., 1908) erschienenen Arbeit über den Stand der Hausforschung in den Ostalpen scharfe Kritik geübt. Da mir seither von sehr berufenen Hausforschern schriftlich und mündlich Begutachtungen zugehen, die mich über den Wert meiner Arbeit vollkommen beruhigten und ich zum Teil auf Grund dieser Begutachtungen eine namhafte Subvention von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erhielt, um meine Arbeit fortzusetzen und mich namentlich der Erforschung des „Bauchstubenhauses“ zuzuwenden, so würde ich auf Dachlers Kritik gewiß nicht eingehen, wenn diese nicht gerade in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ erschienen wäre. Da mir aber begreiflicherweise sehr daran gelegen sein muß, daß die weiten Kreise, in denen diese Zeitschrift gelesen wird, nicht durch ein, wie ich beweisen werde, unstichhältiges Urteil gegen mich eingenommen werden, so bin ich es mir und meinen künftigen Arbeiten schuldig, mich gegen Dachlers Anwürfe zu rechtfertigen.

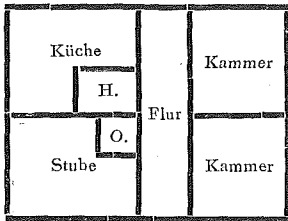
Da Dachler vor allem den wesentlichen Teil meiner Arbeit (S. 109—35) überhaupt nicht berührt und, wie sich gleich zeigen wird, nicht gelesen hat,¹⁾ sei es mir erlaubt, hier eine kurze Angabe seines Inhaltes zu bringen. Meine Arbeit sollte, wie ich in der Einleitung und im ersten Teile (S. 97—109) klar und deutlich ausführte und begründete, den Versuch machen, die von Meringer²⁾ schon vor langem aufgestellte Einteilung der Grundräftypen des bloßen Wohnhauses (also ohne Berücksichtigung der Neben- und Wirtschaftsräume) auf die zahlreichen in der Literatur über das ostalpine Bauernhaus überlieferten Grundrißformen anzuwenden. Ganz nach Meringer und ganz nach Dachler³⁾ unterschied ich zunächst zwischen den ofenlosen Rauchstuben- und den mit Ofen ausgestatteten „oberdeutschen Küchenstubenhäusern“. Ganz

¹⁾ Diesen Vorwurf muß der gefertigte Redakteur wohl für vollständig gegenstandslos erklären, da er persönlich die in Rede stehende Arbeit v. Geramb's mit dem Herrn Referenten Anton Dachler (selbstredend nach beiderseitiger genauer Lektüre) ausführlich durchgesprochen hat.
Dr. M. Haberlandt.

²⁾ Meringer: Mitt. d. Anthr. Ges. Wien, 1895, S. 56—58.

³⁾ Dachler: Textband zum großen österr. Bauernhauswerk, S. 50.

nach Meringer, aber ganz im Gegensatze zu Dachler, der nun das oberdeutsche Haus weiter in fränkische, bayrische und alemannische Untertypen scheidet, teilte ich (das heißt nicht ich, sondern Meringer) dann das oberdeutsche oder Küchenstubenhaus in zweielementige (wenn es nur Küche und Stube), in dreielementige (wenn es *A* Küche, Stube und Flur, *B* Küche, Stube und Kammer enthielt) und in vierelementige, wenn es alle vier genannten Elemente enthielt. Ferner aber, und das ist die Hauptsache, unterschied ich (das heißt ebenfalls wieder Meringer) nach der Lage dieser Räume zum Flur Mittel-, Seiten-, Eck- und Mittelküchenflurbäuser. Nur einen Schritt ging ich (übrigens unter voller Zustimmung Meringers) weiter als dieser, indem ich die Lage des Flurs nur zu den beiden wesentlichen, weil immer wiederkehrenden Räumen des Küchenstubenhauses (nämlich Küche und Stube) in Betracht zog und die Kammern und sonstigen ofenlosen Räume dabei ausschaltete. Ich nannte



also ein solches Haus, wie das nebenstehende, nicht Mittelflurhaus (obwohl der Flur die tatsächliche Mitte des Hauses einnimmt), sondern Seitenflurhaus, weil ich eben nur die drei wesentlichen Räume des Wohnhauses in Betracht zog. Diese Seite der Betrachtung ist deswegen nicht „durchaus willkürlich“, weil eben, wie dies Meringer oft und oft ausgeführt hat, gerade Küche und Stube die einzigen immer wiederkehrenden Räume des „oberdeutschen“ Hauses sind und es daher wissenschaftlich vollkommen begründet

war, einmal deren Lage zueinander und zum Flur in Betracht zu ziehen. Daß es aber auch nicht zwecklos war, diesen Versuch zu machen, zeigt das überraschende Ergebnis, welches dabei zutage kam, dessen ausführliche Besprechung den ganzen zweiten und Hauptteil meiner Arbeit (S. 109—35) ausfüllte, auf das aber Dachler allerdings mit keiner Silbe zu sprechen kam. Es stellten sich nämlich im ganzen großen Ostalpengebiet nach dieser Einteilung nur drei Typenbezirke heraus:¹⁾

1. Das ganze deutsche Tirol, ganz Salzburg mit Ausnahme der Vorlande, das ganze Land ob der Enns und ganz Niederösterreich bis zum Wienerwald zeigte einen einzigen Typus, nämlich das vierelementige Seitenflurhaus. Ich glaube, schon dieses Ergebnis allein kann doch kein bloßer Zufall sein! 2. Vorarlberg, die salzburgischen Vorlande und die Ostseite des Wienerwaldes zeigen wieder einen einzigen Typus, nämlich das dreielementige Küchenstubenhaus Gattung *B* (Küche, Stube und Kammer). 3. Ganz Innerösterreich mit Ausnahme des Ausseergebietes und des Ennstales zeigte zunächst ein großes Durcheinander von Übergangsformen.

Hier schien also unsere Einteilung nicht zu stimmen. Aber schon in der genannten Arbeit habe ich nach Bünkers und meinen eigenen Forschungen, allerdings nur in Form einer bescheidenen Vermutung, die Sache dadurch zu erklären versucht, daß ich vier Fünftel von allen von Bünker und mir selbst in dem bisher noch sehr wenig durchforschten Gebiete von Innerösterreich aufgenommenen Häusern auf das Rauchstubenhaus zurückzuführen suchte. Inzwischen hat mir die Subvention der hohen kaiserlichen Akademie gestattet, meine bezüglichen Forschungen fortzusetzen. Obwohl sie noch nicht beendet sind, so kann ich doch schon jetzt auf Grund zahlreicher und ausgedehnter Wanderungen die ich in den östlichen Alpen unternahm, und auf Grund archivalischer Studien (die meines Erachtens für die weitere Hausforschung unerlässlich sind) behaupten, daß noch vor sechzig Jahren im ganzen Innerösterreich (mit Ausnahme des Enns- und Mürztalles) fast ausnahmslos die überhaupt nicht zum „Küchenstubenhaus“ gehörige Rauchstube vorherrschte, daß wir es hier, sofern nicht heute noch das Rauchstubenhaus herrscht, nur mit Übergangsformen zu tun haben. Dieses Ergebnis wird Dachler umsomehr anerkennen müssen, als er selbst bereits eine ähnliche Vermutung ausgesprochen hat. Wir haben also mit Ausnahme des Enns- und Mürztalles, in denen sich allerdings gemischte Formen zeigen,

¹⁾ Ich muß bemerken, daß ich diese Einteilung mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ohne Mühe auf das gesamte in nahezu fünfzig Arbeiten überlieferte Grundrißmaterial angewendet habe.

in den ganzen Ostalpen nur drei Typen als Ergebnis erhalten. An diesem Ergebnis kann kein Forscher, der es mit der Sache ernst meint, vorübergehen. Auch Dachler hätte dies gewiß nicht getan, wenn er eben den zweiten Teil meiner Arbeit gelesen hätte! Außer diesem Beweis kann ich aber noch einige andere dafür erbringen, daß Dachler diesen Teil meiner Arbeit nicht gelesen hat. So sagt Dachler zum Beispiel, daß ich meine Arbeit nur auf Grund literarischen, nicht aber praktischen Studiums gemacht habe, da ich nur eines „einzigen selbst beobachteten alten Hauses erwähnte“. Dachler knüpft daran die vollkommen richtige Erläuterung, daß man Volkskunde vor allem im Volke betreiben müsse.

Nun, abgesehen davon, daß ich seit zweieinhalb Jahren jede freie Stunde auf Forschungswanderungen in den entlegensten Winkeln und uralten Bauernhäusern zugebracht und bisher schon zirka 280 Pläne und über 150 Lichtbilder von Bauernhäusern aufgenommen habe, führe ich im zweiten Teile meiner Arbeit an mehreren Stellen, zum Beispiel S. 126, 127, 129 und S. 130—32, des näheren eigene Beobachtungen aus und versuche auf S. 131 sogar eine Statistik aus „fünfzig von mir aufgenommenen Plänen“ zu geben. Das alles hat Dachler einfach nicht gelesen, ebensowenig die vielen Stellen, an denen ich fast mit denselben Worten wie er für eine praktische Forschung in und unter dem Volke rede. Daß man aber, gerade wenn man besiedlungsgeschichtliche Schlüsse aus den Hausformen ziehen will, wie dies doch Dachler tut, auch literarische, vor allem urkundliche und archivalische Studien wird betreiben müssen, behaupte ich nach wie vor. Dachler verwickelt sich weiters in den Widerspruch, daß er mir vorwirft, eine neue, die alten, erprobten Traditionen zerstörende Einteilung gebracht zu haben, im selben Atemzuge aber behauptet, daß diese Einteilung „weder neu noch gut, noch von Geramb, sondern von Meringer“ sei! Er nennt endlich meine Arbeit „unklar, redselig“ und voll von „seltsamen Wendungen“, und meint, daß die wenigsten Leser damit zu Ende gekommen seien. Die Leser mögen dies halten, wie sie wollen; Dachlers, des Kritikers Pflicht(!) aber war es, sie zu Ende zu lesen (nicht nur bis S. 109, bis wohin auch seine Zitate reichen). Dann hätte auch er nicht „mit so frischem Mute den Stab über sie gebrochen“, auch nicht obwohl, sondern gerade weil sie eine Erstlingsarbeit war!

* * *

Noch einmal die ostalpinen Bauernhaustypen.

Replik von A. Dachler auf vorstehende Antwort.¹⁾

Zur Wahrung meines Standpunktes in dieser Angelegenheit sehe auch ich mich gezwungen, von mir zu sprechen. Als ich unmittelbar nach den ersten Veröffentlichungen von Bancalari und Meringer mich der Hausforschung zuwendete, wählte ich das in dieser Beziehung noch vollständig unbeachtete Niederösterreich als Arbeitsfeld. Es galt damals unbestritten als rein bayrisches Land, nur Dr. Frischauf hatte, mir unbekannt, überhaupt nur bei sich das Herrschen fränkischer Mundart und Sitten im Lande und dessen Nachbarschaft erkannt. Bünker bringt ohne Nennung des Namens die Ansicht Frischaufs über fränkische Herkunft der Heanzen, aber auf derselben Seite auch die eines anderen Fachmannes, daß die Mundart der Heanzen entschieden bayrisch wäre.²⁾ Nach dieser letzteren Ansicht wird trotz aufsteigender Bedenken auch im Kronprinzenwerke geurteilt.

Nach mehrjährigem Wandern durch alle Gegenden des Landes, nicht abgezogen von Berufsarbeiten, hatte ich nach Erkenntnis der Formenherkunft auch Oberösterreich, Salzburg, Altbayern und Mainfranken bereist und daraufhin nach fünfjähriger Arbeit mein „Bauernhaus in Niederösterreich“ veröffentlicht.³⁾ Die Geschichtsforschung wurde sofort aufmerksam und Dr. Vancsa, der damals sein großes Werk über dieses

¹⁾ Die Redaktion erklärt mit dem Abdruck vorstehender beiderseitiger Mitteilungen die Angelegenheit als für sie beendet.
Die Red.

²⁾ Mitt. d. Anthr. Ges. XXV, 90.

³⁾ Blätter d. Ver. f. Landeskunde v. Niederöst. 1897.

Land in Arbeit hatte, forderte mich auf, meine Ergebnisse weiter zu stützen, um mit voller Sicherheit davon Gebrauch machen zu können. Es folgten weitere Reisen von Neuhaus in Böhmen durch Südmähren, das nördliche Niederösterreich und bis Steinamanger in Ungarn, hier sowohl als brieflich von Fachmännern im Nordgau und bis Nürnberg mundartliche Wörter sammelnd. Ich studierte die Literatur und veröffentlichte 1902 eine Abhandlung „Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayrischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern“,¹⁾ wodurch die umfangreiche fränkische Besiedlung im Lande abermals festgestellt wurde, die genau den Hausformen entspricht. Nach einem von anderer Seite gemachten, doch nicht gelungenen Versuche, ebenfalls in einer Dissertationsarbeit, an deren Stelle bayrische zu setzen, hat dann auch Dr. Frischauf den fränkischen Charakter des betreffenden Hausgebietes weiters bewiesen,²⁾ worauf die Geschichtsschreibung dieses Ergebnis der Bauernhausforschung vollständig aufgenommen hat. Sektionsrat Dr. Lampel, Dr. Giannoni und andere haben mir dies auf das bestimmteste bekräftigt, selbstverständlich nur daraufhin, daß dadurch die Herkunft der Bewohner festgestellt wird. Auf Grund Bünkerscher Forschungen in Mittelsteiermark³⁾ stellte ich im südöstlichen Teil von Niederösterreich ehemalige Rauchstuben fest, wodurch die frühe Besiedlung dieses Landstriches von Steiermark aus bewiesen wurde. Für den westlichen Teil des Landes zwischen der Enns und Melk, wo altbayrische Hausformen herrschen, sprach ich auch auf Grund der Geschichte die Vermutung aus, daß die deutsche Besiedlung schon vor Karl dem Großen erfolgte, was durch den seither verstorbenen Forscher Hans Blank in St. Peter auf agrarischem Gebiet bekräftigt wurde.⁴⁾ Der nordwestliche Teil von Tirol weist durch die Hausform auf alemannische Besiedlung, was vollkommen stimmt. Sogar die Volksmischung zeigt sich manchmal in Mischformen der Häuser. Aus diesen Gründen sehe ich seit langem bei meinen jährlichen größeren Reisen besonders auf die Grenzen der Stämme und finde in der Regel Übereinstimmung mit den Häusern. Ein weiterer Vorteil der ethnographischen Hausforschung ist die enge Verbindung mit den sonstigen Stammeseigentümlichkeiten, von denen der Hausbau nur ein Teil ist, welche in vielen Beziehungen zusammenhängen.

Ich war deshalb der Ansicht, daß für diese meine Art, zu arbeiten, welche ich auf Henning und Meitzen hin gewählt habe, die Berechtigung voll bewiesen ist. Die Möglichkeit derselben habe ich im österreichischen Bauernhauswerk dargelegt, wo die Stammeseinteilung anstandslos durchgeführt ist. Der Verfasser aber ist darüber entgegengesetzter Meinung. Wiederholt wendet er sich, wenn auch ohne Beweise, dagegen und verwirft sie endlich (S. 108) grundsätzlich, bis die ethnographischen Fragen vollkommen sicher gelöst sein werden, „wovon jetzt noch keine Rede sein kann“. Mit diesem Satze hat er meine Einteilung offenbar aus dem Wege geräumt und kann ruhig sein Gebäude aufführen (§. 109). Wir werden sehen, daß der Verfasser bezüglich seines Systems an die Grundlagen keinen so strengen Maßstab anlegt. Für mich jedoch und viele hochgeachtete Forscher ist die Berechtigung meiner Ansicht schon längst außer Frage, und ich werde mich jedem unbegründeten Versuche, dieselbe zurückdrängen zu wollen, entgegenstellen. Ich habe nie eine andere Einteilung verworfen, nur muß der Zweck derselben, da sie allein nur ein Mittel ist, klar ersichtlich sein. An seinem Lehrer Professor Meringer wird der Verfasser diesfalls keine starke Stütze finden, da dieser in seiner Besprechung des Bauernhauswerkes, wo doch gewiß kein Lob verschwendet wird, zwar ausweichend, doch nicht unbedingt verwerfend vorgeht. Überdies hat er mir gegenüber versichert, er würde den Mangel ethnographischer Einflüsse auf das Bauernhaus sonderbar finden, und daß solche innerhalb der Sprach- und Volksgrenzen am stärksten sein müssen, was er doch mit dem Worte Kulturwellen ausdrücken will. Entschieden verwirft er die Heranziehung von Dachformen zur Charakterisierung.

1) Zeitschr. f. öst. Volkskunde 1902.

2) Monatsbl. d. V. f. Landeskunde v. Niederöst. 1908, 98.

3) Mitt. d. Anthr. Ges. XXVII, 113.

4) Monatsbl. d. V. f. Landeskunde v. Niederöst. 1905, 289 ff.

Ich muß nun auch weiters auf die ursprüngliche Arbeit v. Gerambs zurückgreifen, da er mich beschuldigt, den größten Teil derselben nicht gelesen zu haben, während ich mit meinem Urteil sowohl über die Einleitung als auch die daraus gezogenen Folgerungen das Nötigste gesagt zu haben glaubte und noch glaube. Mehrere Seiten sind überdies nur Auszüge aus bekannten Werken.

Der Verfasser hat 13 Hausformen aufgestellt und läßt bei jeder noch ein Flach- oder Steildach zu, wodurch deren 26 entstehen. Zweifellos kann man eine solche Einteilung wie noch manch andere, etwa nach der Zahl der Fenster und dergleichen durchführen, wenn man keinen Zweck angeben muß. Seine Einteilung ist aber an und für sich für jeden, der Hausforschung eingehend betreibt, zu umständlich und schwerfällig, für andere unbrauchbar und außerdem zwecklos. Wer soll sich stets gegenwärtig halten, was ein dreielementiges Küchenstubenmittelflurhaus (III, 2, A, c) ist, daß aber, wenn der Bauer im Flur eine Querwand aufrichtet, wodurch eine Küche abgeteilt wird, ein vierelementiges Küchenstubenmittelkitchenflurhaus (III, 3, d) entsteht? Ein Tirolerhaus mit Mittelflur, Stube und Küche auf einer, Kammern auf der anderen Seite ist beiläufig kein vierelementiges Küchenstubenmittelflurhaus III, 3, b, wie der Leser vermuten wird, sondern weil es dem Verfasser hier ausnahmsweise paßt, die Kammern, die sonst bei ihm auch eine Rolle spielen und hier mitgezählt werden, zu vernachlässigen, ein vierelementiges Küchenstubenseitenflurhaus III, 3, a, eigentlich jedoch ein dreielementiges Küchenstubenseitenflurhaus III, 2, A, a. Sobald aber der Bauer die Küche in eine Kammer auf der anderen Seite des Flurs verlegt oder verlegt hat, was sehr oft vorkommt, wird das Haus ohne weiteres in wenigen Tagen zu einem vierelementigen Küchenstubenmittelflurhaus III, 3 b, obwohl die Zahl und Bestimmung der Gemächer sich nicht geändert hat. Besonders schwierig sind die dreielementigen Küchenstubenhäuser mit Küche oder Kammer, Stube und Flur auseinanderzuhalten, welche je nach der Lage des Flurs wieder in drei Abteilungen III, 2, A, a, b oder c oder III, 2 B zerfallen. Wenn in einem Hause mit Stube und Küche (III, 1) vom anstoßenden Stalle eine Kammer abgetrennt wird, so ist es III, 2, B, wenn man vom Flur die Küche scheidet, entsteht daraus die Form III, 3, d. Diese Sonderbarkeiten ließen sich noch leicht vermehren. Dazu kommen noch die Dachunterschiede, etwa mit α , β , wodurch einzelne Formen fünf Zeichen erhalten III, 2, A, a (b oder c) α (oder β).

Die Einteilung des Verfassers ist rein mechanisch, die verschiedenen Typen stehen sich vollständig fremd gegenüber, finden sich teils in weit auseinanderliegenden Gegenden, aber wieder zu mehreren in jedem Dorfe. Eng verwandte, nur in zufälligen Dingen unterschiedene Formen werden auseinandergerissen, die organische Ausbildung derselben, die sich jedem aufmerksamen Beobachter von selbst aufdrängt, übersehen. Die allmähliche Entstehung auch verwickelter Formen von den einfachsten an bis zu den jetzt sichtbaren, welche bei den Stammeshäusern beobachtet wurden, wie Stück um Stück daran wächst, ist ihm verborgen geblieben. Ich habe dies im Bauernhauswerke dargestellt.

Wenn die vom Verfasser angedeutete Arbeit genügend durchgeführt werden soll, so sind dafür Forschungen nötig, welche die Kräfte eines einzelnen weit übersteigen und überhaupt nicht aufgewendet werden können. Er selbst hat dazu, wie gezeigt werden wird, bis jetzt nur einen bescheidenen Beitrag geliefert. Nachdem er die Verwandtschaft der Stammesformen leugnet, in jedem Dorfe aber mehrere Formen vorkommen, ist er gezwungen, die Hausformen statistisch zu vergleichen, was eine Aufnahme aller Häuser bedingt, da er sonst keine herrschende Form feststellen kann. Versuche darüber, die er aber selbst als unzulänglich bezeichnet, finden sich mehrmals in seiner Arbeit. Andere Formen, deren Zahl oft bedeutend ist, müssen fallen gelassen werden. Durch umfangreiche „Punktforschungen“, wie die Bunkers in Tirol, wird man ganze Länder nie kennen lernen, weil sie in dem großen Umfange nicht zu beschaffen sind.

Über den Zweck der neuen Einteilung habe ich vergebens nachgedacht und er selbst hat sich nirgends darüber ausgesprochen, was doch nötig gewesen wäre. Soweit zu übersehen, ist sie, wenn überhaupt durchführbar, nutzlos und nur geeignet, in die stets näherrückende Klärung Verwirrung zu tragen. Nur wenige werden die Geduld haben, sich hindurchzuarbeiten, und noch weniger, sie sich zu eigen machen. Professor

Meringer hat sich am Beginn der Hausforschung in Österreich aus leicht erklärlichen Gründen am Ausseer Hause eine Einteilung gemacht, welche für diesen engen Kreis paßte, seither aber darauf sichtbarlich nur geringen Wert gelegt.

S. 122. Die ihm so „interessante Tatsache“, daß das vierelementige Seitenflurhaus typisch von der Ostschweiz bis an den Wienerwald auftritt, ist schon längst nicht mehr neu, sondern von mir im Textband und der Formenkarte des österreichischen Bauernhauswerkes festgestellt worden. Es ist mit Ausnahme des alemannischen Teiles, wo die Form merklich anders ist, das bayrische Haus auf bayrischem Boden. Die Verbreitung ist daher gegenwärtig nicht mehr „auffallend“. Die vielen anderen Formen, welche, obwohl enge damit verwandt, bei ihm doch selbständig neben einhergehen, werden vernachlässigt.

Der Plan, Abbildung 2, Figur 24, ist nicht der eines Häuslers, sondern eines gut bestifteten Bauernhauses, daher die S. 122 daran geknüpften Folgerungen entfallen. Es ist ein Fehler im Hohenbruckschen Werke. Ich habe das Haus auch selbst aufgenommen.

S. 129, 130. Die Anzahl der Formen und damit die Verwirrung wächst sichtbar dort, wo Meringer und der Verfasser länger gewilt haben, wo die verschiedenen Formen „friedlich und buntgemischt“ nebeneinander liegen, wie in Aussee und um Graz. Nach Andrians Grundrissen¹⁾ allein sind dort fünf Formen vertreten: I, III. 2. A. a, III. 2. B, III. 3. a, und III. 3. b. Wir hören von einem vollkommenen Durcheinander in Obersteiermark und Innerösterreich, worüber auch eine, wenn auch nicht vertrauenswürdige Statistik vorliegt, welche zeigt, daß „so ziemlich alle Untertypen des Küchenstubenhauses vertreten“ sind. Stets folgen dann die Klagen über mangelnde Nachrichten von anderen. Selbst aus der nahen Umgebung von Graz, dem Sitze Meringers und des Verfassers, fehlen „einfach alle Nachrichten“.

S. 131. Daß jedes deutsche Haus einst Rauchstube war, ist längst an zahlreichen Stellen bewiesen worden.

S. 133 werden seine Typengebiete angeführt, wobei selbstredend alle nicht hineinpassenden Formen, deren Verwandtschaft er auch nicht anerkennt, verschwinden. Um diese Einteilung zu begründen, muß, wie oben bemerkt, zuerst eine Statistik sämtlicher Bauernhäuser vorliegen, welche gewiß nicht durchgeführt wird. Bezeichnend ist die Bemerkung über Gruppe 4, Innerösterreich, wo zwar von verschiedenen Grundrißformen gesprochen wird, ohne daß aber über dieses ihm zunächst liegende Forschungsgebiet eingeständenermaßen etwas Näheres gesagt werden kann. Gerade dort liegen die Verhältnisse für den ethnographischen Forscher sehr einfach, da die Rauchstube erst seit kurzem überwunden ist und eben deshalb neuere untypische Häuser vorliegen, die für die Hausforschung geringeren Wert haben.

S. 134. Mit Henning zu polemisieren, ist heute auch Anfängern leicht, da er nur über sehr wenige Beobachtungen verfügte. Wer billig erwägt, wird zugestehen, daß er und Meitzen damit die Hauptgrundlagen der Bauernhausforschung geschaffen haben.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die obenstehende Entgegnung des Verfassers. Daß er, wie ich sage, „keine nennenswerte Hausforschungsreise“ gemacht hat, geht daraus hervor, daß er von seinen 280 Plänen (auf S. 130 spricht er nur von 50) aus seinem Forschungsgebiet, das er seit zweieinhalb Jahren (S. 130 nur ein Jahr) durchforscht hat, trotz des oft beklagten Mangels an Stoff, nur drei zur Verwendung bringt. Er entschuldigt sich damit, daß die Sache so viel des Interessanten und an Stoff bringt, daß er noch viel Zeit braucht, um etwas darüber sagen zu können. Hätte er mit der Veröffentlichung dann nicht noch etwas warten können? Ich habe für die Forschung in Niederösterreich fünf Jahre, für den Textband dazu noch drei Jahre ohne sonstige Abhaltung verwendet und gestehe ohneweiters zu, daß noch Lücken auszufüllen sind.

Der Verfasser verspricht auch, künftig einschlägige literarische und archivalische Studien zu verwenden, was sicher sehr vorteilhaft sein wird. Vielleicht zieht er dann auch ethnographischen Stoff heran.

¹⁾ Die Altaussee.

Ich glaube, daß über die Angelegenheit genug gesprochen ist, so daß die Leser selbst entscheiden oder auch zur weiteren Klärung beitragen können. Im übrigen bedauere ich, den Verfasser durch einige meiner Wendungen etwa gekränkt zu haben, was durchaus nicht meine Absicht war. Fleiß und Streben sollen ihm nicht aberkannt werden. Wenn er der Wissenschaft einen Dienst erweisen will, so soll er nächstens nur Beobachtungen bringen, denn sein System benötigt noch eine gewaltige Arbeit, wenn es ihm Ernst ist, dasselbe gegen alle Anfechtungen sicherzustellen. Dazu brauchte es viele Jahre fleißiger Arbeit, und wenn er keinen Zweck dafür finden kann, so möge er sich ein anderes Ziel wählen.

Zu K. Rhamms Problemen bajuvarischer Hausforschung.¹⁾

Erwiderung von Anton Dachler, Wien.

Ich habe in meiner ersten Besprechung von des Verfassers groß angelegtem Werke²⁾ verdienstermaßen des tiefgründigen Inhaltes mit großer Anerkennung gedacht und fühlte mich nur als Berichterstatter veranlaßt, zu mehreren Stellen, wo mir eine längere Erfahrung zur Seite steht, abweichende Ansichten auszusprechen oder auch bloß anzudeuten. Daraufhin hat der Verfasser auf Seite 45 dieses Jahrganges entgegnet und einen großen Teil meiner Behauptungen in Frage gestellt. Ich bedauere, daß ich dem von mir hochgeschätzten Verfasser nochmals entgegentreten muß. — Es ist in dem knappen Raum einer Besprechung nicht immer möglich, für Behauptungen oder Widerspruch umfangreiche Beweise zu führen, und es muß auch dem Berichterstatter freistehen, Vermutungen aufzustellen. Er kann beim Leser eine gewisse Urteilskraft voraussetzen und daraufhin Zweifel über gewagte Aufstellungen wachrufen. — Für die Aufhellung ältester Zustände gibt es in der Regel nur wenige Quellen, und es wird oft nicht schwer sein, für ganz entgegengesetzte Behauptungen Beweise zu erbringen, über deren Wert sich die Streitenden nur selten einigen werden. Der Berichterstatter soll nach Tunlichkeit auf einseitige, oft unbewußt subjektiv verwendete Hilfsmittel aufmerksam machen. — Es geht nur innerhalb gewisser Grenzen an, gegenwärtige, oft zufällige Zustände als Beweise für eine weitab liegende Vergangenheit zu gebrauchen, besonders wenn alle Zwischenglieder fehlen. In solchen Fällen kann nur der verständige Leser entscheiden, welcher beider Aussprüche vor sich hat. Ich will nun Rhamm auf seine Ausführungen mit aller Achtung, die ich ihm entgegenbringe, erwidern.

S. 46. Die Slawen haben ebenso von den Deutschen, wie diese von den Römern gelernt, was die wichtigen deutschen Lehnwörter der ersteren, auch für Stadel, Stall, Keller und andere beweisen. Ihre noch heute bestehende höchst ursprüngliche Lebensweise und ungewöhnliche Genügsamkeit bestätigen dies. Daraus folgt, daß sie die deutschen Einrichtungen nachgeahmt haben und dies tun sie noch heute. Daß sie schon tausend Jahre früher als die Deutschen einen Ofen (in unserem Sinne!) gehabt haben, was man nicht einmal von den Römern sagen kann, werde ich gelegentlich an anderer Stelle beleuchten. Sie sind auch auf diesem Gebiete Schüler der Deutschen.

Meine Zweifel über das stete Vorhandensein von Scheunen und auch Stallungen bei den Germanen halte ich aufrecht, schon deshalb, weil man zumeist ohne diese kostspieligen und feuergefährlichen Bauten bei Austreten der Garben ganz gut auskommen kann. Die kerndeutschen Heanzen in Ungarn haben sie in einem regenreichen Landstrich noch nicht allgemein. Die Magyaren in Baranya und Somogy hatten sie vor vierzig Jahren überhaupt nicht, wie sie auch in Bosnien³⁾ und in den Karpathen, auch bei Getreidebau fehlen. Man weiß sich überall vor dem Regenwetter zu schützen. Wie das Lehnwort *stodola* beweist, fehlten sie auch bei anderen Slawen. Garben- wie Heustristen, gut gemacht, bewahren die Frucht sogar über Winter, besonders mit leichtem Dache. Bei dem heutigen Dreschen mit der Maschine sind Scheunen überhaupt unnötig. Rhamm behauptet selbst, daß die alten Franken nur Herdraum und Stall hatten, und sagt, daß die Scheune künftig entbehrlich sein wird.⁴⁾ Daraus folgt, daß man das Bestehen einer

¹⁾ Siehe K. Rhamms Aufsatz, diese Zeitschrift XV, Heft 1/2, S. 45 ff.

²⁾ Ethnogr. Beiträge zur germ.-slaw. Altertumskunde, II. Abt., I. Teil.

³⁾ Meringer: Mitt. d. Anthr. Ges., 34, 163.

⁴⁾ Dorf und Haus im altdeutschen Lande, 42.

Scheune nicht ohneweiters anzunehmen habe. Ställe sind wohl nötiger, und doch scheinen diese ursprünglich nicht nur den Slawen, sondern auch den Germanen gefehlt zu haben, da Stall oder Stabulum nur einen Stand bezeichnet. In der Bukowina dürften vor der Besitzergreifung keine oder nur sehr unvollständige Ställe gewesen sein.¹⁾ Die Rumänen der Bukowina haben in den Gebirgsgegenden noch heute keine Ställe.

S. 47. Daß in Niederösterreich, wenn auch dünn, seit der AWARENZEIT Slawen angesiedelt waren, habe ich nicht geleugnet, wie auch slawische Lehnwörter im Deutschen. Nur wäre es hier nötig, zu wissen, wann und wo sie herübergenommen wurden, und es ist deren Wichtigkeit zu erwägen.

Das Strohdach ist in Niederösterreich schon lange nicht mehr volkstümlich, nur wenige Bauern wissen es noch anzufertigen. Seit der Einwanderung der Deutschen in das V. U. M. B. sind nahe neunhundert Jahre verflossen und daher im Laufe der Zeit etwa 60 bis 90mal Dächer nacheinander gemacht worden. Ich selbst habe hier nur sehr selten gestufte slawische Strohdächer gesehen, welche die deutschen Heanzen auch, und zwar selbst anfertigen. Das von Rhamm in Zellerndorf beobachtete Strohdach kann ganz wohl von einem besonderen Strohdachmacher oder einem der dort bediensteten slowakischen Knechte, welche jenseits der Donau häufig dienen, gemacht worden sein. Jedenfalls ist es kaum geraten, von solchen Zuständen in wichtigen Fällen auf tausend Jahre zurückzuschließen. In Mothes Baulexikon, I, 102, wird übrigens das deutsche Strohdach wesentlich anders beschrieben, als dies von Rhamm geschieht. Es gibt überhaupt verschiedene Deckarten. Ähnlich ist es mit der Stellung der Scheunen rückwärts des Gartens, in Niederösterreich nicht selten, was Rhamm auch auf slawischen Einfluß zurückführt. Abgesehen davon, daß dies offenbar auch aus Vorsicht wegen Feuergefahr geschieht, ist überdies zu bedenken, daß die Slawen und wahrscheinlich sehr spät (s. o.) die Scheune, wie das Lehnwort *stodola* zeigt, von den Deutschen übernommen haben. Viele Slawen haben überdies noch keine Scheunen.

Die über die Hauswand vorgeschobenen Dachstühle habe ich im österreichischen Bauernhauswerke beschrieben und als slawische Einführung gekennzeichnet.²⁾ Dem Verfasser gegenüber bemerke ich, und zwar auf Grund eigener Beobachtungen, daß sie in Niederösterreich selten vorkommen und hauptsächlich gewählt werden, weil die schwere Ziegeleindeckung einen genügend großen Dachvorsprung nicht zulassen würde. Da die Dachstühle hier schon seit Jahrhunderten von Handwerkern gemacht werden, ist es schwierig, deren volkstümliche Herkunft festzustellen.

S. 49. Der Verfasser bemerkt, daß die langgestreckten, regelmäßigen Zeilendörfer nicht fränkischer, sondern slawischer Art sind. Seine Abbildungen und Quellen ziehe ich nicht in Zweifel, da sie sich mit meinen Ansichten ganz gut vertragen, nur komme ich zu anderen Schlüssen. Meitzen sagt³⁾ über die Süd- und Nordslawen sowie Russen, daß alle, wenn auch in verschiedener Dauer, in Hausgemeinschaft lebten, wie auch Palacky, Jireček und andere slawische Forscher annehmen, die Südslawen bekanntlich noch heute, im Nordwesten bis um das 11., die Großrussen etwa bis ins 17. Jahrhundert. Bei den Slowaken mag es auch noch über das 11. Jahrhundert hinaus gedauert haben, da die unter ihnen lebenden Krickelhäuser Deutschen sogar noch heute so leben. Die Form der Ansiedlung war bei Hausgemeinschaft naturgemäß der Einzelhof mit seiner regellosen Anordnung, der später durch vollständigen Umbau nach der Teilung in selbständige Höfe zu einem Dorfe in Rund- und Zeilenform wurde. Zwischen den Einzelhöfen und gewiß auch auf Waldgrund wurden neue Dörfer errichtet. Wenn dies unter einem Grundherrschaft geschah, so wurde nach deutscher Art, hier nach den eingewanderten Deutschen das fränkische Dorf errichtet.

S. 50. Über die bayrische Hausform mit dem Pferdestall im Wohnhause bemerke ich folgendes: Der Verfasser bringt in seinem Werke Bd. II, I. Teil, S. 846 ff., die

1) S. Kaindl, Mitt. d. Anthr. Ges., 26, 158.

2) S. 106.

3) Wanderungen, Anbau u. s. w., II, 213 ff.

Abbildungen 114 und 115 als typische Vertreter niederbayrischer Bauernhäuser, welche allerdings meiner fränkischen Hausform nahe kommen, obwohl sie schon durch die Einzelstellung, die größere Haustiefe und auch beiderseitige Stallbauten genug Unterschiede bieten und leicht von jener auseinandergehalten werden können. Ich berufe mich dagegen auf meine im Textbände zum Bauernhauswerke S. 43 gegebene Entwicklung der bayrischen Hausform aus dem Paarhofe, wo auch der Innviertelhof, dessen Form bis Landshut und in die Nähe von Wasserburg reicht, inbegriffen ist. Der Pferdestall ist fast überall im Wohnhause, dagegen ist in allen mir bekannten Fällen stets ein eigener, gesondert gelegener Viehstall vorhanden. Die Pferde werden in Altbayern und Oberösterreich so hoch geschätzt, daß man sie gerne möglichst nahe hat. Beim Gebirgshaus bayrischer Form¹⁾ ist im Wohnhause kein Stall, weil man dort wenig Pferde hat. So war es vielleicht einst auch in den oberwähnten Fällen. Rhamm sagt selbst, daß das deutsche Bauernhauswerk keine seiner Formen bringt. Auch das Werk „Bavaria“ gibt unter den Bestandteilen des Gehöftes Wohnhaus mit Pferdestall und besonderem Viehstall als typisch an. Rhamms Beispiele scheinen doch nicht typisch zu sein. Der Verfasser ist übrigens gewiß der letzte, welcher ein fränkisches Haus (Texttafel I, Abb. 3, IV, 2) mit einem bayrischen Innviertelhofe (Texttafel IV, Abb. 19, V, 6a²⁾) verwechseln würde.

Es ist kein Winkelzug und nicht Verlegenheit meinerseits, statt fränkisch auch mitteldeutsch zu sagen, weil das ganze mittlere Deutschland, Franken inbegriffen, die gleiche Hausform hat.³⁾ Im bayrischen Gebiete gibt es keinen oder nur geringen fränkischen Einfluß, und meine Einteilung ist gerade durch die letzten Auseinandersetzungen mehr als je gefestigt worden.

Betreffs des russischen Ofens bemerke ich mit Bezugnahme auf S. 46 und 50, daß die Folgerungen des Verfassers über das gemeinslawische Wort peč nicht richtig sind, weil dasselbe nur Feuerstätte, auch Grube, etwa Feuergrube bedeutet, und daß peč erst mit dem Bestimmungsworte Bäcker und Brot eine zum Brotbacken dienende Feuerstätte bezeichnet.⁴⁾ Das slawische Wort für backen ist daher eine neuere Bildung als peč, und es ist vielleicht möglich, daß es aus dem Deutschen entlehnt ist, da Bäcker im Kroatischen pek heißt, offenbar ein deutsches Lehnwort. Die Backöfen sind bei den Slawen noch jung, in Serbien, Bosnien und der Bukowina noch nicht allgemein. Im Ruthenischen bedeutet picz Herd, Herdloch, Backofen und Ofen. Der alte nordische Rauchofen, dessen Kenntnis mir der Verfasser abspricht, ist, wie der gegenwärtige russische Ofen, kein Ofen in unserem Sinne. Ich habe die nordischen Einrichtungen in den Museen von Kopenhagen, Christiania und Stockholm studiert und darüber berichtet.⁵⁾ Die Russen hatten schon früh einen Badstubenofen, der entweder in der Art ihres jetzigen Rauchofens war oder ein niedriges Gewölbe aus Kopfsteinen wie der Smalander im Museum zu Lyngby bei Kopenhagen.⁶⁾

S. 51. Das Firstdach ist früher bezeugt als jedes andere durch das Wort Firstsäule im bayrischen Volksgesetze, worüber der Verfasser selbst eingehend abhandelt. Zur Firstsäule gehört, sofern man nicht ein Zeltdach gemeint hat, was kaum zu denken ist, eine Firstpfette. S. 307 bespricht Rhamm das große Alter des Firstdaches. Diese Dachbauart ist die bequemste für halbwegs größere Spannweiten, daher schon in vorgeschichtlicher Zeit bei Pfahlbauten,⁷⁾ bei Wilden, für Zelte u. s. w. verwendet. Ein solches Dach ist, wenn man Firstsäulen mit Astgabeln verwendet, höchst einfach zu machen und aufzustellen.

¹⁾ Österr. Bauernhauswerk, Texttafel II, Abb. 12—13.

²⁾ Fälschlich VI beschrieben.

³⁾ Willi Peßler: Deutsche Erde 1908, 14, Landkarte 3.

⁴⁾ Gütige Mitteilung des Herrn k. k. Hofrates und Universitätsprofessors Dr. v. Jagić.

⁵⁾ Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1908, 1.

⁶⁾ Abgebildet in meiner Abhandlung über Baden und Badstuben, Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1909, S. 15.

⁷⁾ Schliz: Mitt. d. Anthropol. Ges., 33, S. 302.

Zur Ortsanlage von Eggenburg.

Auf Seite 208 des XIV. Jahrganges der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ findet sich eine auf Eggenburg bezügliche Notiz Prof. Dr. R. Andrees, welche nicht unwidersprochen bleiben darf. Eggenburg wird daselbst als „slawischer Rundling“ bezeichnet und der Name „Grätzl“ der den Mittelpunkt der Stadt bildenden Häusergruppe, auf altslawisches „hrad“ — Burg — zurückgeführt. Beides ist unrichtig.

Eggenburg war nie ein Dorf, sondern ist nahezu sicher als befestigter Ort, als Festung zum Schutze der Umgebung im Anschlusse an die schon früher bestehende Burg begründet worden. Dies beweist einerseits die schon 1140 — einer für unsere Gegend sehr frühen Zeit — vorkommende Bezeichnung Eggenburgs als oppidum, andererseits das vollständige Fehlen einer Flurverfassung oder systematischen Aufteilung der Gemeindeflur auf die einzelnen Häuser, wie wir sie nicht nur bei allen Dörfern der Umgebung, sondern auch noch bei größeren, aus Dörfern hervorgegangenen Ortschaften (zum Beispiel bei Pulkau, Oberhollabrunn u. s. w.) finden.

Die Form der Stadtanlage ist daher lediglich durch die Rücksichten auf gute Verteidigung bedingt und läßt keinen Schluß auf Abstammung oder Herkunft der Begründer Eggenburgs zu.

Die den Mittelpunkt des Stadtplatzes bildende Häusergruppe sollte richtig „Grötzl“ geschrieben werden. „Grotzen“, Dim. „Grötzl“ (so auch bei Schmeller), bedeutet in hiesiger Mundart das Innerste, zum Beispiel das sogenannte Herzchen vom Salat, von Kohl- und Krautköpfen. In übertragener Bedeutung wurde diese Bezeichnung (wie auch in anderen Städten) auf das Innerste, den Kern der Stadt übertragen.

In Eggenburg speziell ist geschichtlich erwiesen, daß an dieser Stelle nie eine Burg gestanden hat, der ehemalige Standplatz derselben ist, da heute noch der Bergfried vorhanden, ganz genau bekannt, sie befand sich etwas außerhalb der Stadt, ganz ähnlich wie in Rothenburg ob der Tauber.

Dr. Eugen Frischauf.

Hexen- und Gespensterglaube.

Von Anton Dachler, Wien.

Über die starke Verbreitung dieser Gattungen des Aberglaubens unter dem Landvolke auch noch in neuester Zeit kann ich folgendes berichten. Es handelt sich um die Gegenden an der niederösterreichischen-ungarischen Grenze bei Kirchschlag, insbesondere in den Orten Stang diesseits und Kogel jenseits, wobei als sicher gelten kann, daß bei annähernd denselben Verhältnissen weit herum nahezu das Gleiche gilt.

An Hexen und deren immer nur verderbliches Wirken wird allgemein geglaubt. Es sind stets alte, ledige oder verwitwete, auch anständig verheiratete Frauen, gerichtlich unbeanstandet, die meist selbst nicht viel von dieser Meinung wissen, da Jung und Alt sich aus Furcht hütet, sie dies wissen zu lassen. Die Hexe kann den menschlichen und tierischen Bewohnern verschiedene Unannehmlichkeiten „antun“, ihnen Krankheiten verursachen, überhaupt Unglück in das Haus bringen, gegen welches sie zürnt. Etwas gutes kann man von einer Hexe hinterrücks nie erwarten, niemand wird sie auch darum angehen. Man sieht darauf, den Besuch der Hexe im Hause möglichst hintanzuhalten, wenn er aber geschehen ist, muß man die bösen Folgen zu unterdrücken suchen. Dies geschieht durch Räucherung in den bedrohten Räumen mit Palmkätzchen, geweihten Thujenzweigen, Weibrauch, Besprengen mit Weihwasser, Verschluckenlassen von Palmkätzchen, Bezeichnung der Türen mit Kreuzen, das Einstecken einer aufrechten Mistgabel oder das Querlegen eines Besens, beides unter der Dachtraufe. Ein anderes Mittel ist, sich von der Hexe etwas auszuleihen, sehr gerne Salz, und zuhause zu verbrauchen. Selbstredend kümmern sich die Gerichte um die Volksansicht nicht und jeder, der eine Frau im Zorn unbedachtsam Hexe schilt (mit Überlegung geschieht es kaum), wird ohne zugelassenen Wahrheitsbeweis verurteilt. Übrigens geht sie wie jede andere in die Kirche und genießt deren Zeremonien, unter der Teilnahme der Bewohner.*)

*) Man vergleiche A. Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. Von mir besprochen in dieser Zeitschrift, 1908, S. 218.

Merkwürdig ist ferner der allgemeine Glaube an gespenstische Begegnungen, welche um Mitternacht allein durch den Wald gehenden Personen, nicht etwa Betrunkener, welche dem vielleicht weniger unterliegen, als vielmehr vollkommen zurechnungsfähigen Menschen zustoßen. Eine nach bäuerlicher Art gekleidete menschliche Gestalt, Mann oder Weib, oft ein bekannter oder verwandter Verstorbener tritt dem Wandelnden in den Weg, zwingt ihn stehen zu bleiben und verlangt von ihm irgendeine fromme Leistung zu eigenem Nutzen, das Verrichten von Gebeten, Lesen von Messen, Errichtung von Wegkreuzen oder Kapellen und dergleichen. Dem Angesprochenen wird strenge verboten, unter eigener Gefahr darüber mehr als das Nötigste an andere zu verraten. Dann verschwindet die Gestalt spurlos. Die Leute werden von einer solchen Begegnung nicht selten krank und kommen meist dem Verlangen nach. So ist eine Kapelle auf dem Wege von Landsee in Ungarn nach Schwarzenberg in Österreich in dieser Weise zustande gekommen. Nachdem die Leute sich in solchen Angelegenheiten sehr zurückhaltend benehmen, ist nicht viel bekannt. Doch wird jeder daran Zweifelnde gescholten. Man sagt, es wäen besonders angelegte Leute, welche derlei Begegnungen haben können, besonders „Sonntagskinder“. Es ist zu beachten, daß Gespenstergeschichten im häuslichen Kreise sehr häufig erzählt werden. Auch fehlt es selbstredend nicht an den auf dem Lande so häufigen Erziehungsmitteln, welche Furcht im Kinde zu erwecken geeignet sind. Darin mögen Gründe für die Erregungszustände gesucht werden.

Die zugrunde liegenden Mitteilungen erhielt ich von der in Kogel gebornen, später auch in Stang ansässigen, nun in Wien verheirateten Frau Marie Heinrich, welche in beiden Orten ihre Kinder- und Mädchenjahre mitten im bäuerlichen Leben zubrachte.

Absagen.

Von Albert Binna, Oberlehrer in Burgkirchen.

Sitte und Brauch geben einem Volke einen eigentümlichen Reiz und Charakter. Sie geben dem Volksleben, den Fest- und Feiertagen, dem menschlichen Lebenslauf, der Haus- und Feldwirtschaft, dem Handwerk, der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung und den Gerätschaften, kurz jedem Dinge einen besonderen Charakter. Leider hat auch die fortschreitende Kultur, die mannigfaltigen Erfindungen, die Mode selbst in den entlegensten Winkeln wertvolle und schöne Gebräuche verdrängt. So hat auch die sonst so wertvolle und praktische Dreschmaschine die Drischlingsspiele, besonders das Absagen, der Vergangenheit überliefert. Darüber wolle in Kürze im Interesse der Volkskunde berichtet werden. Beim Abdeschen, das ist der letzte Tag zum Dreschen, kam im Innviertel ein munterer Bursche der Nachbarschaft und drosch einige Gänge beim sogenannten letzten Stroh mit. Plötzlich warf derselbe die Drischel weg und lief beim Stadltor hinaus, die anderen hinten drein. In der ältesten Zeit kam der Absager zum Stadltor und warf ein kleines Holztäfelchen in die Tenne hinein mit den Worten: „Jetzt bin ich da und sage ab, wenn Ihr mich haben wollts, lauft mir nach.“ Auf dem Holztäfelchen waren die Wünsche des Absagers verzeichnet. Dieselben bestanden in der Wahl der Speisen. Nun zum eigentlichen Spiele. Der Absager, der sich vor Beginn des Absagens draußen im Freien mit einem Bündel Stroh eine Grenze gesteckt hat, mußte ein guter Läufer sein, um von den Verfolgern nicht erhascht zu werden. Erreichte er glücklich das gesteckte Ziel, war er Sieger und Herr des folgenden Abends. In diesem Falle wurde er unter allerlei Späßen und Ulken auf einem Wagen oder Schlitten herumgefahren, meistens zu einem Wirtshause, wo kurz gezecht wurde. Die Zeche mußte natürlich der Bauer, wo abgesagt wurde, bezahlen.

Im Bauernhof angelangt, sammelten sich abends die Dorfbuben und Dorfmadchen und vereinigten sich zum Abdrischmahl. Die gewünschten Speisen des siegreich hervorgegangenen Absagers kamen zu Tische, und zwar Fleisch, Schnitten, Kirchl, zwiebackene Kirchl, das heißt zweimal gebackene Kirchl, gebackener Gries. Dazu gesellte sich Bier, später auch Kaffee.

Wurde der Absager vor Erreichung seiner gesteckten Grenze gefangen, so wurde er eingestroht, in Stroh eingewickelt, auf einem Wagen herumgefahren, wobei er aber so schlecht zu sitzen kam, daß er mit Hilfe von sogenannten Aufschlaggabeln vom Herunterfallen geschützt werden mußte. Während der Fahrt, von Hohn und Spott begleitet, wurden aus einem alten Gefäße Sägespähne oder faule Kartoffeln ausgeworfen und allerlei Lärm

gemacht. In diesem Falle war das Abdrischmahl für den Absager nicht so gemütlich. Er durfte sich nicht zu Tisch setzen, sondern er mußte unter dem Tische sich bequemem, mußte sich irgendeine Speise stehlen, wobei es ohne Fingerklopfen nicht so harmlos abging, oder der Arme mußte recht herzlich um einen Bissen bitten.

Wie schon eingangs erwähnt, hat das Absagen durch das Maschindreschen vollkommen aufgehört. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch ab und zu, wohl selten, eine muntere, flinke Maid die Rolle des Absagens übernommen hat. Als Siegerin wurde sie in schmucker Kleidang auf einem feschen Fahrzeug, Wagerl, Kutsche oder Schlitten unter großem Jubel im Dorfe und Umgebung herumgefahren.

Gerichtsdienstpflichtige Höfe.

Von Oswald v. Zingerle, Czernowitz.

Im Obervintschgau in der Gemeinde Schleis liegt ein Einzelhof, der ursprünglich Rafurn hieß, seit geraumer Zeit aber den Namen Polsterhof führt. Diese Benennung rührt davon her, daß dessen Besitzer, wenn der freie Landrichter zu Glurns unter dem Alber (Pappel) „umb malafiz über das plut“ zu Gericht saß, mit einer Bank und einem Polster zu dienen hatte (s. Tirol. Weist., III, 7, 42 ff.). Dieser auffallende Dienst, den anderswo auch die Äbtissin und der Konvent des Frauenstiftes zu Münster zu leisten hatten (s. a. u. O. 342, 45 ff.), steht nicht vereinzelt da. Auch in anderen Gegenden Tirols treffen wir Höfe, denen ähnliche Verpflichtungen auferlegt waren. Im Urbar des Gerichtes und Amtes Kastelruth vom Jahre 1583*) erscheint eine ganze Reihe damit belastet. Wir lesen daselbst unter St. Michaels Malgrey Bl. 3 a: Mesenhof (im Urbar v. 1609 Meßnerhof, ein jetzt abgekommener Name) zinst 2 stár Fuetter jårlichen, 1 Fueder hey vnnnd mueß daß Malefiz berneffen vnnnd waß darzue gehört.

Bl. 3 b: Füllhof (jetzt Fill) zinst 11 lb. 6 Kr, 4 stár fueter vnd mueß auch der Herrschaft in malefizischen Hanndlungen, wann es vonneten ist, mit dem Stock dienen, dar innen man die Malefizigen schlegt, den sy zu der herrschaft herab füren sollen.

Grafhof (j. Grafen) vnnnd das Guet Schuf zinst 6 lb 8 K., 1 stár fuetter, 4 hüener vnd mueß auch der herrschaft mit dem Strick dienen.

Paul Rüttsch vom Pitschidhof (j. Ritsch) gilt 16 lb. P. vnd mueß auch zum Malefiz dienen.

Mulsinhof (j. Malsin) dient der Herrschaft, wann es not erfordert, mit dem Schwert, die malefizigen Personen zu richten, aber sonnsten zinst er in das Amt nicht.

Auch in der Malgrey St. Valentin waren ein paar Höfe zu solchen Diensten verbunden.

Bl. 6 a: Item der Follnhof (j. Foll) in Razes ist gleichwol deß Schloß Hawenstein Lehenschaft mit Grundt, recht vnnnd zinsdienstparkait vnnnderworfenen. Aber vngeacht dessen so ist ein ieder Innhaber solch Follnhofs schuldig der Herrschaft Castluth, wenn vnnnd so offts die not erfordert, das Hochgericht in seinem selbs Costen vnnnd darlegen aufzupawen.

Item der Winterclaubhof (j. Winter-Klaub) in Razes gelegen ist auch deß Schloß Hawenstein Lehenschaft mit Zinß vnnnd Grundtrecht vnnnderworfenen. Aber vngeacht dessen ist er schuldig, der Herrschaft Castluth zum Hochgericht, so oft es not thuet, die Laiter herzugeben vnnnd darzue zu füren.

Im Urbar vom Jahre 1609 heißt es beim Meßnerhof: Ain ieder Innhaber dises hofs ist vor der Zeit schuldig gewest, die malefizigen Perschonon zu ibichtigen, auch das Malefiz zu berneffen vnnnd das ihenig zuerrichten, was darzw gehert. Der ist aber auf genedige Bewilligung ainer loblichen Tyrolischen Cammer sollicher Dienstperigkhait erlassen worden vnd gibt das für jårlichen ainem Gerichtsdienner, der ffürterhin solliches an seiner Stat verrichten mues . . .

Dieselbe Bemerkung findet sich beim Pitschidhof Bl. 5 b, wo es heißt: Ain ieder Innhaber dises hofs ist vor der Zeit schuldig gewest, die malefizigen Personen mit gewehrter

*) Die von mir benützten Urbare befinden sich im k. k. Statthaltereiarhive zu Innsbruck.

handt zu beglätten, der ist aber auf gehorsambliches Suppliciern von ainer loblichen Tyrolischen Cammer sollicher Dienstperighait gnedig erlassen worden vnnnd zinst nun fürterhin jürlich in das vrbarigellt . . .

Von den mir bekannten Urbaren enthält nur noch das der Herrschaft Sterzing vom Jahre 1543 ff. derartige Bestimmungen. Hier ist auf einem der letzten unnummerierten Blätter eine Entscheidung des Hofgerichtes eingetragen, nach der die „Inhaber des Sachsenhofs (Saxenhöfe, Gem. Wiesen, Wlr. Moos) schuldig sein, hinfüron ablegen die zwo Seilen am Galgen zu mach vnd auszurichten den Mayrleiten vn allen schaden; das auch der Gump (jetzt abgenommener Name; das Urbar der Herrschaft Sterzing von 1459 verzeichnet Bl. 24 α Gumppenhof unter Pfitsch) vnd Mayr als Inhaber des Mairhofs (wohl Mair, Gem. Wiesen, Parz. Tulfer) schuldig sein hinfüron alwegen alle andere Notturfft, was zu dem hochgericht zu geben vnnnd zu vnderhalten gehört, den vom Sachsenhofe on schaden verrichten sollen, das auch die mairleit schuldig sein, den vom Sachsenhof iren erlitnen schaden zu bezalen nach Erkantnus fünff oder sibem herren des gedings“.

Seit wann die genannten Höfe diese Dienste zu verrichten hatten, vermag ich nicht zu sagen. Für den Polsterhof wird die Beistellung von Bank und Polster durch die „Lantsprech“ des Gerichtes Glurns schon für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts bezeugt (s. Tirol. Weist., III, 8, 4), für die in Betracht kommenden Höfe der Gerichte Kastelruth und Sterzing fehlen mir ältere Zeugnisse, als sie die zitierten Urbare des 16. Jahrhunderts darbieten. In dem aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts stammenden Urbar der Grafschaft Tirol ist weder unter „gericht Castelrütt“, Bl. 267 b ff., noch unter „Strasperch“, Bl. 279 α ff., etwas hiervon erwähnt und dasselbe gilt vom Urbar der Herrschaft Sterzing vom Jahre 1459. Das Schweigen berechtigt aber nicht zur Folgerung, daß diese nicht nur als lästig, sondern offenbar auch als ehrabträglich empfundenen Dienstbarkeiten zu jener Zeit noch nicht bestanden. Es führt sie ja auch das Sterzinger Urbar von 1543 nicht im Verzeichnisse der Güter und deren Leistungen an, und wir würden sie darans nicht kennen lernen, wenn nicht auf eines der leer gebliebenen Blätter jene Entscheidung des Hofgerichtes geschrieben worden wäre.

Der Anbau und die Verarbeitung des Flachses im Altvatergebirge vor zirka fünfzig Jahren.

Von Josef Fischer, Wien.

Einen wesentlichen Bestandteil der Beschäftigung für die Bevölkerung im Altvatergebirge, hauptsächlich in den Bezirkshauptmannschaften Senftenberg (Böhmen) und Mähr.-Schönberg (Mähren), bildet heute noch der Flachsbau, obwohl die Preise des Flachses gegenüber den Verhältnissen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf ein Drittel gesunken sind: zahlte man doch damals für den alten Wiener Zentner (56 $\frac{1}{2}$ kg) je nach Güte fl. 25 bis 35. Auch die Verarbeitung des Flachses hat sich in mancher Hinsicht geändert, der Anbau ist im wesentlichen wohl derselbe geblieben.

Der Leinsamen wird auf gut verarbeitetem Acker (der Roggstoppel wurde im Herbst umgeackert und im darauffolgenden Frühjahr wiederum durch Ackern und Eggen gelockert und mit Düngstoffen, Stalldünger, Knochenmehl, Holzasche, vermengt) in der Regel Ende Mai vom Landwirt gesät. Nach ungefähr drei Wochen wird das junge Flachsfeld von einigen Weibern sauber ausgejätet und dann dem Wachstum überlassen. Sechs bis sieben Wochen nach der Aussaat, bei günstigen Witterungsverhältnissen nach früher, steht der Flachs in der Blüte und drei Wochen darauf hat sich seine Faser und „Knotte“ (Samenhülle) vollständig entwickelt. Der beste Flachs allerdings soll schon nach acht Wochen, gleich nach der Blüte, „geraut“ werden (bei diesem entwickelt sich natürlich kein Samen), das heißt die Flachsstengel werden in kleinen Büscheln, welche man mit der Hand leicht umfassen kann, samt den Wurzeln aus der Erde herausgezogen. Dann wird er zum Trocknen auf die „Brache“ (Stoppelfeld) in „Zeilen“ (Reihen) ausgebreitet. Jetzt schlägt man auf dem Felde Pflöcke ein, die man mit Drähten umspannt; den Flachs lehnt man dachförmig an, eine Art des Trocknens, die schneller von der Hand geht, da man ihn viel dichter zusammenstellen kann; auch für die Samenbildung ist dies bedeutend

besser, da die Knotte in der Luft besser trocknen kann und nicht mehr, wie früher, am Boden aufliegt. Wenn der Leinsamen ungefähr nach acht Tagen, je nach der Witterung, vollkommen trocken geworden ist (man kann dies leicht bestimmen, indem sich beim Zerreiben der Knotte zwischen Daumen- und Zeigefinger der Leim ohneweiters aus der Knotte löst), werden die Knotten mittels der „Riffel“ (ein Brett, auf welchem kammartig Eisenstifte eingeschlagen sind) abgerissen. Es ist dies meist Frauenarbeit. Durch Treten oder Dreschen wird die Knotte zerkleinert und dann durch Werfen oder „Pledern“ der Lein von der Spreu gesondert. Die Spreu ist minderwertiges Viehfutter. Der Flachs wird dann zum „Rösten“ wieder auf dem Felde ausgebreitet. Darauf hat hauptsächlich das Wetter Einfluß. Bei regnerischer, feuchter Witterung röstet er bedeutend früher als bei trockener; deswegen bringt man ihn am liebsten im Frühjahr auf das Feld, da er bei eventuellem Schneefall nach Angabe der Flachsbauern eine lichtere Färbung und eine feinere „Herder“ (Faserung) erlangt. Die sanitätswidrige Wasserröste (sie war ein stehendes Wasser, Graben oder Tümpel auf freiem Felde), in die der Flachs auf ungefähr acht Tage hineingeworfen wurde, war im Altvatergebirge nicht gebräuchlich, sondern mehr in der Trautenau-Weckeldorfer Gegend. Gut geröstet ist der Flachs, wenn sich die „Enne“ (Stengelmark) von der Faserung, vom Bast, der eine weißliche Färbung zeigen soll, leicht löst, was man beim Zerreiben von drei oder vier Flachsstengeln leicht konstatieren kann. Dann kommt der Flachs ins „Dörrhaus“.

Der Flachs wird im Dörrhäuschen auf der sogenannten „Dörre“ (Holzgerüst) in kleinen Bündeln in „Blewischen“ aufgestellt. Gedörrt wird der Flachs bei 40 bis 50° R. Diese hohe Temperatur wird durch einen ganz einfachen Ofen (ähnlich dem Backofen) ohne Kamin erzeugt. Gefeuert wurde mit Stock- und Prügelholz; der Rauch mußte seinen Weg unterhalb der Dörre durch die geöffnete Tür oder durch kleine Fensterlücken suchen. Jetzt hat man am Dörrhäuschen Kamine und benützt zur Feuerung die früher ganz unbrauchbare Enne. Zum Dörren braucht der Flachs sechs bis sieben Stunden. Hierauf übernehmen ihn die Brecherinnen, die ihn im Dörrhausschuppen, dem eigentlichen Brecherhäuschen, das aus Holz am Dörrhause angebaut war, „rummelten“ und „fenten“ (fein machen); das heißt der Flachs wird fest in der Breche durchgewalkt, dann durch Aufschlagen und Ausschütteln von der Enne vollkommen befreit (jetzt wird das Rummeln, die schwerste Arbeit, durch Hand- oder Pferdebetriebmaschinen ersetzt). Dann werden zwei Handv'll (Handvoll) einer sogenannten „Röste“ am oberen Ende zusammengedreht, sechs Rösten werden zu einem „Perschla“ (Bürschchen) und ein Schock (60) Rösten zu einem Kloben zusammengebunden. Hiermit ist der Flachs zum Verkaufe hergestellt.

Was die Arbeitsleistung der Brecherinnen anbelangt, so war diese ganz bedeutend, wenn man bedenkt, daß sie von 2 Uhr nachts bis 1 oder 2 Uhr nachmittags mit einer kleinen Pause von einer halben Stunde (gegen 8 Uhr früh) in einer dunstigen, fast undurchdringlichen Staubwolke ununterbrochen arbeiteten; gewetteifert wurde darin, wer die größte Anzahl und die reinsten Kloben erzielte; eine besonders geschickte Brecherin verarbeitete im Tage 10 bis 11 Kloben; allgemein wurden 7 bis 8 Kloben gereinigt. Pro Kloben verdiente sich eine Brecherin 7 kr.

Die Brecherinnen, deren Zahl in einem größeren Brechhause 9 bis 11 betrug, rekrutierten sich hauptsächlich aus der ärmeren Klasse der Bevölkerung; doch scheute sich auch die angesehenere Bauerntochter nicht, „mitzubrechen“. Die mühevollen Arbeit wurde meistens von jüngeren kräftigen Mädchen und Frauen verrichtet, die es natürlich an Scherz und Lied (namentlich in der Ruhepause) nicht fehlen ließen. Näherte sich zum Beispiel ein junger Mann der Brechhütte, so wurde er bald von der Schar der Brecherinnen umringt und aufgefordert, „n' Schnops zu zohla“. Weigerte er sich, dann schleppten sie ihn in den Brechschuppen, wo er „ausgestopft“ wurde; das heißt, in alle Kleideröffnungen, hauptsächlich die heikelsten Stellen, wurde möglichst viel Enne hineingestopft. Die Dorfburschen revanchierten sich, indem sie des Nachts auf die Breche einer oder mehrerer Brecherinnen einen aus Lumpen und Hadern ausgestopften Mann setzten, der verraten sollte, daß das Mädchen schon einmal ihren Schatz bei sich gehabt habe.

Nach dem „Ausbrechen“, das heißt nach Abschluß der Brechzeit, wurde gern die Brecherhochzeit abgehalten. Ein Flachsbauer, der einen besonders guten Ertrag von Flachs erzielt hatte, mußte seinen Brecherinnen im Dorfwirtshause entsprechend viel Schnaps und Kaffee zahlen, wo es dann bald mit den Dorfburschen eine gesellige Unterhaltung gab; Tanz und derbe Scherze durften dabei nicht fehlen. Staunen und Bewunderung der Männer sollte dabei der große Flachskranz, der an einer Saalwand hing, erregen. Die Brecherin führte ihren Tänzer zu diesem Kranze, erklärte die Güte des Flachses und die kunstvolle Arbeit, und trachtete dabei, daß ihr Galan den Flachs in die Hand nehme. Sobald er dies tat, war er unter dem Jubel der Umstehenden verpflichtet, ein Glas Bier oder Schnaps zu zahlen. Die Brecherhochzeit hat sich bis in unsere Zeit erhalten.

Die Holzschachtelerzeugung im Altvatergebirge.

Von Josef Fischer, Wien.

Als Hausindustrie wird die Holzschachtelerzeugung hauptsächlich im Rokitnitzer Gerichtsbezirk (in den Ortschaften Kronstadt, Schwarzwasser, Neudorf, Hohenerlitz, Bärwaldt) betrieben; allerdings ist diese Art der Hausindustrie schon mehr oder weniger ganz der fabrikmäßigen Erzeugung gewichen.

Als Rohmaterial dienen die gut schleißbaren Fichten- und Tannenholzbretter. Das Brett wird in die Stoßbank (Art Hobelbank) eingezwängt; zwei Personen handhaben den $\frac{3}{4}$ m langen Spanhobel (ganz ähnlich dem Tischlerhobel, nur in der Mitte eine etwas größere Öffnung, durch die die Späne leicht durchgleiten können), und „stoßen“ die dünnen Späne, welche gewöhnlich von einer dritten Person aufgelesen werden. Dann legt man 3 bis 4 Späne zusammen und schlägt zunächst mit dem Schlageisen die für die Schachteln bestimmten Deckel und Böden heraus, hierauf je nach Bedarf erst die längeren oder kürzeren Seitenflächen. Diese wickelt man dann um den sogenannten Kern (die Form der Schachtel) und leimt sie zusammen (den Leim bereitet man sich aus Quark, Topfen und Kalk zu). Die Späne samt dem Kern werden dann in eine Art Trockenpresse geschoben; auf ganz dieselbe Weise werden auch die Deckel der Schachteln hergestellt.

Meistenteils wurden Zündholzschachteln verarbeitet, doch auch die sogenannten Apothekerschachteln fanden gute Abnahme.

Die Leinözübereitung im Altvatergebirge.

Von Josef Fischer, Wien.

Die Leinölmühlen (Ölstampfen oder kurzweg Ölmühlen) sind heute noch im Altvatergebirge anzutreffen, wenn auch das Leinöl nicht mehr so wie früher als Nahrungsmittel dient (man tunkte Brot oder Kartoffel in dasselbe ein), sondern mehr, hauptsächlich das minderwertige, zu Firnis verwendet wird.

Bei der Zubereitung des Leinöles benützt man den infolge der Nässe oder des Frostes schwarzen, schlechteren Leinsamen (der gute bräunlich glänzende wird gesät). Ersterer wird nun zunächst in Backöfen oder in Blechröhren gedörst. Der trockene Leinsamen kommt dann in Behälter, wo er von großen Stampfern zu Mehl zerkleinert wird. Diese Stampfer werden durch Wasserbetrieb in Bewegung gesetzt. Ein kleiner Wassergraben wird von einem in der Nähe liegenden fließenden Wasser abgeleitet, um ein Wasserrad ähnlich den Mühlrädern zu treiben (davon der Name Ölmühle). Dieser mehlarartige Leinsamen wird dann mittels eines ganz feinen Siebes durchgeseiht und das zurückgebliebene grobe Mehl nochmals zerstampft. Dann kommt es in den sogenannten „Omachtrog“, in welchen siedendes Wasser zugegossen und zu einem Brei umgerührt wird. Dieser kommt dann in Tücher, wird in eine kuchenartige Form gebracht und schließlich in die Presse eingelegt. Die Ölkuchen sind im Durchschnitt gegen 20 cm und 3 bis 4 cm dick. Diese wird nach Art der großen Holzpressen (1 m Durchmesser) mittels eines Rades in Bewegung gesetzt. Durch das Pressen wird der Kuchen so zusammengedrückt, daß das Öl durch die Tücher heraussickert. Dieses fließt dann durch eine Blechrinne in die Sammelgefäße.

Pro Leinkuchen erhält der Ölmüller 4 bis 6 *h*, respektive ein altes Seidel ($\frac{1}{3}$ *l*) kostet 36 *h*, ein Preis, der auch früher gezahlt wurde.

Die Ölstampfen und die Presse sind gewöhnlich im Schupfen des Ölmüllers untergebracht, deren Betrieb im strengen Winter eingestellt werden muß, da das Wasser einfriert.

Palmsonntagszweige in Westböhmen.

Von Georg Schmidt, Mies.

Die agrarischen, volksmedizinischen und anderen abergläubischen Gebräuche, die sich an die am Palmsonntage geweihten „Palm“- und anderen Zweige knüpfen, sind weit verbreitet und allgemein bekannt.¹⁾ Auch in Westböhmen ist diese Sitte noch nicht ausgestorben.²⁾ Selbst die Stadtbuben verschmähen es nicht, Palmbuschen am Palmsonntage so zeitlich als möglich in den Häusern zum Verkaufe anzubieten. Und gerade die Palmbuschen in der Stadt Mies zeigen in ihren Bestandteilen eine Eigenart, die ich in schriftlichen Zeugnissen oder nach mündlicher Umfrage sonst nirgends gefunden habe.

An einem vorzeitigen Frühlingstage des Jahres 1908 begegnete ich bei einem Spaziergange einem vom Alter gebeugten Weiblein aus Techlowitz (bei Mies), das mit eigenartigen Zweigen in der Handtasche sich wieder heimwärts mühte. Ich brauchte nicht viel zu fragen; die redselige Frau kam vom Wetter, von ihrer Krankheit im langen, strengen Winter bald auf ihre Klokoč-Zweige zu sprechen, die sie, wie schon seit Jahren, auch heuer wieder aus Strziskas Garten in Mies geholt habe, damit ihre „Enkala“ einen rechten Palmbuschen in die „Stadt“ tragen und verkaufen könnten; und Klokoč müsse dabei sein. Wie der Strauch sonst heiße, was das tschechische Wort bedeute, wisse sie nicht.

So kaufte ich denn am Palmsonntage mehrere Palmbuschen, verlangte ausdrücklich solche mit Klokoč und „Ölza“ und sah, daß die Buben daneben auch einfache, das heißt aus Sahlweide und Tannenreisig bestehende Buschen hatten; erstere standen auch im Preise höher.

Durch eine ausführliche Umfrage bei Schülern des Gymnasiums stellte ich fest, daß Klokoč nur in Mies und dessen allernächster Umgebung verwendet wird, aber schon in Kladrau, Tschernoschin und Umgebung unbekannt ist; in Damrau (Bezirk Plan) wächst zwar Klokoč, bildet aber keinen Bestandteil der Palmbuschen.

Nach diesen Angaben der Schüler seien zunächst die örtlich verschiedenen Bestandteile der Palmsonntagszweige zusammengestellt; die unter zwei bis zehn verzeichneten Orte liegen im Gerichtsbezirke Mies, südlich und westlich von der Stadt:

1. Mies: Sahlweide (*Salix caprea* L.), Klokoč, Ölza, Birke, auch Haselnuß, Tannenreisig.
2. Radlowitz: *Salix*, Ölza, Tanne, Birke.
3. Kladrau: *Salix*, Ölza, Birke, Haselnuß, Tanne.
4. Mühlhöfen: Wie in Kladrau, manchmal bloß „Palmstengel“, mit Weidenruten gebunden.
5. Weshorsch: *Salix*, Ölza, Tanne.
6. Tinchau: *Salix*, Ölza, Stachelbeere, Johannisbeere.
7. Prostibor: *Salix*, Tanne, Ölza (wenn letztere nicht vorkommt, so Stachelbeere, auch Vogelbeere).

¹⁾ Einige Belege genügen: Zeitschr. f. öst. Volksk. II, S. 193 (Semmering); III, S. 279 (Braunau a. I.); IV, S. 148 (Slowenen); VI, S. 235, VIII, S. 243 (Rutenen); XI, S. 190 (Böhmerwald); XIII, S. 131 (Nordböhmen); O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen, 1861, S. 110, 111; Dr. Josef V. Grohmann, Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren, 1864, S. 13, 61, 140.

²⁾ Dr. Jul. E. Födtsch, Volkstümliches aus dem nordwestlichen Böhmen (Mitt. des Vereines f. Gesch. d. D. i. B., VI, S. 150); Ant. Aug. Naaff, Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutschböhmen (Mitt. XXVII, S. 336—339); Josef Köferl, Der polit. Bezirk Tachau, 1890, S. 175; Heimatkunde des polit. Bezirkes Plan, 1896, S. 167; Unser Egerland, I, S. 4; III, S. 59; IV, S. 19, 30, 36; Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, 1905, S. 57—59.

8. Tschernoschii: Salix, Ölza, Tanne oder Fichte, Birke, seltener Haselnuß.
9. Ostrowitz: Wie in Tschernoschin, aber keine Tanne oder Fichte.
10. Schweißing: Salix allein oder mit Ölza und Birke.
11. Ujest, Neuhäusel (Gerichtsbezirk Pfraumberg): Nur Salix.
12. Altzedlisch (Gerichtsbezirk Tachau): Salix, in der Umgebung noch Birke dazu.
13. Damnanu (Gerichtsbezirk Plan): Salix, Ölza, Tanne, Birke und dürre Ahornblätter.
14. Promenhof (Plan): Salix, Ölza.
15. Sandau (Gerichtsbezirk Königswart): Nur Salix, mit Weidenruten oder Peitschenriemen gebunden.
16. Hangendorf (Gerichtsbezirk Weseritz): Salix, Ölza, Haselnuß, mit Peitschenschnüren gebunden.

Aus dieser kurzen Übersicht ergibt sich, daß Klokoč, wie schon betont wurde, nur in Mies, Ölza dagegen in den Bezirken Mies, Plan und Weseritz verwendet wird. Der Pfraumberg-Tachauer Bezirk und die Gegenden gegen das Egerland zu begnügen sich mit schönen Zweigen der Sahlweide allein.

Die Palmbuschen sind so angeordnet, daß die selteneren Zweige (Klokoč, Ölza) in der Mitte sind. Die anderen Bestandteile (Tanne, Birke, Haselnuß, Stachelbeere und dergleichen) dienen mit ihrem dauernden oder frischen Grün lediglich zum Aufputze der Buschen. Die Zweige, namentlich von Klokoč und Ölza, werden schon zu Fastenbeginn geschnitten, wie Barbarazweige ins Wasser gestellt und so zum Blätter- und Blütenansatz gebracht. Wenn aber Ostern spät fallen, müssen auch die Weidenzweige rechtzeitig gesammelt und in den Keller gestellt werden, damit die Kätzchen schön weiß bleiben, das heißt nicht zum Blühen kommen.

Klokoč, die Mieser Spezialität der Palmbuschen, ist *Staphylea pinnata* L., gemeine Pimpernuß, Klappernuß, Blasennuß, wilde Pistazie, auch Rosenkranzstrauch. Die tschechische Bezeichnung „klokoč“ ist wie die deutsche Klappernuß onomatopoetisch und von dem Klappern der knochenharten Samen in den Kapseln hergenommen.¹⁾ Der Strauch kommt hier nur selten in Gärten vor; seine Zweige werden daher umso eifriger gesucht und häufig förmlich geplündert. Auch im Volksaberglauben steht die Pimpernuß in hohem Ansehen. Grohmann führt einige Beispiele aus tschechischen Gegenden an. In Neuhydžow lautet ein Sprichwort: „Klokočkem na květnou neděli svěceným utlučeš hastrmana“, mit einem am Palmsonntage geweihten Pimpernußzweige kann man den Wassermann erschlagen (a. a. O. S. 13). Wen man mit einem Stecken vom Pimpernußbaum schlägt, der wird schwach (ebenda S. 101). Wenn man am 1. Mai in die Kirche geht und einen neunmal geweihten Pimpernußzweig bei sich trägt, so kann man jede Hexe, die dem Hause schaden wollte, an ihrem Pferdefuß erkennen (ebenda S. 101). Eine interessante Sage über die Entstehung der Pimpernuß teilt Marie Kautsch in Steyr²⁾ mit: „Als einst Feinde ins Land kamen, schnitten sich die Nonnen eines Klosters aus Furcht vor Schändung die Nasen ab. An der Stelle, wo jene begraben wurden, wuchs ein Strauch, dessen Früchte harte Nüsse waren. Diese wurden auch als Handschmuck getragen, aber niemals als Rosenkranz verwendet“.

Ein anderer in Westböhmen vorkommender Bestandteil der Palmbuschen ist die Traubenkirsche oder der Elsebeerbaum (*Prunus padus* L.), dialektisch „Ölza.“³⁾ Auch diese Zweige müssen von dem nur vereinzelt vorkommenden strauchartigen Baume oft weither geholt werden. So wandern die Burschen von Radlowitz und Ostrau zu Beginn der Fastenzeit oft stundenweit (nach Wuttaw im Miesatal), um Ölza zu suchen. Im Volksabglauben der Deutschen und Tschechen Böhmens wird der Traubenkirsche ein großer Abwehrzauber zugeschrieben: gegen Mäuse, gegen Hexen, gegen Milchzauber bei Kühen.⁴⁾

¹⁾ J. Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde, 1877, S. 480.

²⁾ Zeitschr. f. öst. Volkskunde, XIII, S. 116.

³⁾ Joh. Andr. Schmeller, Bayr. Wörterbuch, I, 1827, S. 51: Die Elsen, Elzen; Weigand, Deutsches Wörterbuch, I, S. 384: Die Elsebeere; Leunis, S. 424: Elsebeerbaum.

⁴⁾ Grohmann, S. 62, 101, 133.



Fig. 32. Hochzeitszug in Taufkirchen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Alt-Innviertler Trachtenfest. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Innviertler-Trachtengruppe bei dem vorjährigen Wiener Kaiser-Huldigungsfestzug einen großen Erfolg gehabt hat. Dieser Erfolg hat nun ein Trachtenfest gezeitigt, das sich in den Pfingsttagen in dem kleinen Orte Taufkirchen bei Schärding abspielte. Es ist anlässlich dieses Festes ein Büchlein erschienen, herausgegeben von dem Lehrer Herrn Fritz Holzinger in Taufkirchen, der als Seele des Unternehmens gelten kann. Nur seiner emsigen, unermüdlichen Tätigkeit ist es gelungen, das Trachtenfest vorzubereiten und durchzuführen. In dem vorerwähnten Büchlein hat das Vorwort der bekannte und für die Volkskunde äußerst tätige Maler Herr Hugo v. Preen aus Osternberg, Korrespondent der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale, geschrieben, der im Vereine mit Holzinger sich ebenfalls um das Zustandekommen dieses originellen Volksschauspielles, welches Taufkirchen in diesen Tagen bot, ungemein verdient gemacht hat.

Das Unternehmen war für den kleinen Ort ein Wagnis, es ist aber geglückt. Das Fest war unter der Devise „Eine Bauernhochzeit in Taufkirchen“ gedacht, das mit dem Tage vor der Hochzeit seinen Anfang nahm. Dieser erste Teil des Festes spielte sich am Pfingstmontag ab.

Auf den trüben Pfingstsonntag folgte ein sonniger, heiterer Pfingstmontagmorgen, der für das Fest schon Gutes vorausahnen ließ, denn das Wetter ist ein gar mächtiger Faktor für den Erfolg von Volksfesten. Nach dem Mittagstische begab man sich in das Haus des Besitzers des schönen Krösslinger Gutes Felix Weidlinger, der die Primeßwagen samt dem Hausrate beige stellt hatte. Dieses große Bauerngehöft, in dem sich so manches Sehenswerte aus der alten Zeit befindet, wurde von den Gästen unter der lebenswürdigen Führung des Besitzers und seiner Frau besichtigt. Er war stolz darauf, die Primeßwagen beige stellt zu haben. Hier sei gleich angeführt, daß die Primeß die Hochzeitsausstattung ist, die von einem Tischler des Ortes im Hause der Brauteltern angefertigt und dortselbst in einem schönen Zimmer ausgestellt wird. Am Vortage vor der Hochzeit werden dann die Brautgüter auf die geschmückten Wagen gepackt und das Primeßfahren beginnt. Es wird nämlich die Ausstattung in das Anwesen des Bräutigams überführt. Nachdem die Primeß besichtigt worden war, kehrten die Komiteemitglieder wieder in den Ort Taufkirchen zurück, woselbst sich bereits eine lebhaftere Bewegung bemerkbar machte. Von 1 Uhr ab zogen schon aus der Umgebung die Teilnehmer zum Feste herbei, während später Wagen auf Wagen angefahren kam und die Züge aus der Richtung Schärding und aus der Richtung Neumarkt Hunderte von Menschen brachten. Der Platz vor dem Gasthause des Josef Mayr in Taufkirchen war dicht besät von Teilnehmern, ebenso der Gastgarten sowie der große freie Raum zwischen den Wirtschaftsgebäuden. Zehn Minuten nach 3 Uhr verkündeten Pöllerschüsse das Nahen der Primeß und um $\frac{1}{4}$ Uhr kamen die Primeßwagen bereits angefahren. Voran schritt Herr Weidlinger, dem zwei Primeßwagen, geführt von Fuhrleuten in alter Tracht, folgten. Die Hüte der Fuhrleute waren mit Zweigen und roten und blauen Bändern verziert; ebenso waren mit Bändern und sonstigem Zierate die Pferde geschmückt. Auf den geschmückten Wagen waren die Brautgüter aufgeladen, die Kasten, Bettstätten, das Bettzeug und ein prachtvoller alter

Spinnrocken. Hinter den Wagen führte der Knecht aus dem Anwesen der Brauteltern die geschmückte Brautkub. Den Schluß des Zuges bildeten der Brautvater, die hübsche Braut und die Näherin der Ausstattung, die auf einem Gespann hinterdrein fuhren. Die Primeß wurde vielfach bewundert, insbesondere von der zahlreich vertretenen Frauenwelt. Sodann wurde in die Rockaroasstub'n (Spinnstube) gezogen, wo um halb 4 Uhr die Vorführungen ihren Anfang nahmen. Die Rockaroasstub'n war eingerichtet worden auf dem Getreideboden des Gastwirtes Mayr. Es ist dies ein ziemlich großer Raum, der vielen Zuschauern Platz geboten hat, während vorn auf einer Tribüne die Rockaroasstub'n in naturgetreuer Nachahmung eingerichtet war. In der Stube, wo die „Menscha“ am Spinnrocken saßen und die Rädchen munter surrten, fanden sich auch die Burschen ein sowie der Brautvater, das Brautpaar, Anverwandte der Brautleute u. s. w. In der Rockaroasstub'n wurde der Polterabend gefeiert, der für die Zuschauer abwechslungsreiche Spiele und Tänze brachte.



Fig. 33. Bauer aus Taufkirchen.

Es wurde nun mit dem Adam- und Evaspiel begonnen. Herr Lehrer Holzinger teilte mit, daß das auf der Tribüne stehende, kleine, mit einem Apfel geschmückte Christbäumchen, in dem sich eine Schlange verbarg, der Baum der Erkenntnis im Paradiese sei, worauf das Spiel begann, welches mit der Vertreibung des Adam und der Eva aus dem Paradiese endete. Es wurde mit der richtigen Naivetät gebracht von Ferd. Rauchdobler (Adam), Steffi Mayer (Eva), Michael Hochegger (der Teufel beziehungsweise die Schlange), Michael Sixl (Gott). Nun kamen verschiedene Spiele, wie das Gogazn, das Brucknotrag'n, Pfeiler und Balken, Lederarbeiten, Schmalz über d'Donau führ'n. Diese Spiele sind voll Übermut, ungemein urwüchsig und wurden von den verschiedenen Spielern mit großer Lustigkeit gebracht. Die Burschen entfalteten bei diesen Spielen nicht nur einen ursprünglichen Humor, sondern entwickelten auch eine seltene körperliche Gewandtheit, wie sie sich nur bei sehr guten Turnern findet. Viele dieser Spiele gehen darauf hinaus, einem der Mitspielenden oder einigen derselben einen Schabernack anzutun. Sehr gelungen ist das „Brucknotrag'n“ und ungemein erheiternd wirkte das Spiel „Schmalz über d'Donau führ'n“, wobei jeder, der über die sich bewegenden

Rücken (Wellen der Donau) einer Anzahl kniender Burschen einen Purzelbaum schlagen muß, das Sprüchlein sagt: „I führ' 's Schmalz über d'Donau, mei' Muata is a Hex, i tät's.“ Nach dem „i tät's“ schlägt er auch schon seinen Purzelbaum zum Gaudium aller Zuschauenden und Mitspielenden. Dann folgten Landlertänze, besonders schön getanzt, und zwar Landler mit einem Diandl, dann Landler mit zwei Diandln, ebenso ein Walzer mit zwei Diandln; ferner wurde noch getanzt: der Spinnradpolka, der Haglpolka und der Zipf-Adam als Schlußanzug, wobei, indem sich während dieses Rundtanzes die gegenüberstehenden Diandln und Buam ein tiefes Kompliment machen, das Versel gesungen wird:

„Zipf Adam,
Zwick' 's Loh zam!
Mit was denn?
Mit der Beißzang'
Zwick 's zam!

Nach diesem originellen Tanze war der Schluß der Vorführungen in der Troadstüb'n beendet. Zwischen den Tänzen folgten noch verschiedene Spiele, wie: „Jodl, Jodl, wo bist?“, „Sauri Milliessen“ und dergleichen. Es wurden die verschiedenen Tänze nach



Fig. 34. Fuchs durch's Loch treiben.

echter Innviertler Art gebracht, aber sie wurden sehr geschmeidig und graziös von den zwölf Paaren getanzt. In der Rockaroasstüb'n diente als Tanzmusik ein Foltzhobel (Mundharmonika).

Nun wurde auf die Festwiese gezogen, die beim Mayschen Gasthause sich befindet. Dort spielte sich der zweite Teil des Festes ab. Da waren ebenfalls die verschiedensten Spiele und Tänze zu sehen, von denen besonders hervorgehoben sei der prächtige „Eckerische“, der mit großer Grandezza getanzt wurde, der gemütliche „Schwabentanz“ und der „Schwertanz“. Bei dem Schwertanz, woran auch ein Wurstel teilnimmt, sind verschiedene Gespräche, die von den Tänzern gegenseitig geführt werden, interessant. Die Kostüme für den Schwertanz wurden von einer mehr als siebzigjährigen Frau in Lautenbach, Gemeinde Taufkirchen, angefertigt, die bereits früher in jungen Jahren die Kleidung für die Schwerttänzer anfertigte. Diesen Schwertanz befehligte Karl Fasthuber; der Wurstel, dem die schwierigste Aufgabe zufällt, war Johann Obereder.

Um halb 9 Uhr abends war wieder Ruhe und Stille in dem traulichen Pfarrdorfe Taufkirchen eingetreten. Die Mitwirkenden mußten sich Ruhe gönnen, da doch am nächsten Tage, am Dienstag, eine große Bauernhochzeit vor fünfzig Jahren in Taufkirchen mit allem was Brauch war zur Durchführung kam.

Diese Hochzeit nahm am Dienstag um 10 Uhr vormittags mit der Ankunft des Brautpaares und der übrigen Hochzeitsgäste im Wirtshause Mayr ihren Anfang. An dem Hochzeitszuge, bei dem die Frauen mit Goldhauben und alten Pelzhauben geschmückt



Fig. 35. Ländler (Der »Eckerische«).

waren, nahmen mehr als achtzig Personen teil. Es war ein bunter Zug, der farbenprächtlich wirkte. Um halb 12 Uhr fand das Hochzeitsmahl statt, wobei alte Tänze aufgeführt wurden. Der Proakroada sagte seinen Spruch und dann erfolgten noch einige Zeremonien,



Fig. 36. Schwertanz.

wie sie früher gebräuchlich waren. Um 3 Uhr nachmittags war der Schluß der Hochzeit, worauf wieder im Freien, so wie am Vortage, die alten Tänze und volkstümlichen Spiele vorgeführt wurden.

So nahm für die Taufkirchener das Alttrachtenfest einen geradezu glänzenden Verlauf. Die Anerkennung der Teilnehmer blieb nicht aus. Der Erfolg ist wertvoll für die

Taufkirchener, da sie an eine Wiederholung dieser Festlichkeiten, vielleicht in anderer Form, wohl denken können. Sehr verdient machten sich um die Durchführung außer den bereits oben genannten Persönlichkeiten Herr Redinger (Stöffelbauer), Herr Anton Schmiedbauer aus Gader, Herr Oberlehrer B. Mayr aus Taufkirchen, ferner auch die wackere Pramauer Zeche mit ihrem Zechmeister Herrn Felix Hainzl und ihrem Mitgliede Herrn Matthias Parth, da diese Zeche es war, die die Tänze und Spiele in so meisterhafter Weise zur Durchführung brachte.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Jahresversammlung.

Am Dienstag den 6. April d. J. fand im Vortragssaale des wissenschaftlichen Klubs unter dem Vorsitz des Herrn ersten Vizepräsidenten Hofrates Dr. Ritter v. Jagić die diesjährige Jahresversammlung statt, bei welcher die Jahresberichte des Herrn Präsidenten und des Museumsdirektors Dr. M. Haberlandt sowie der Kassabericht pro 1908 einhellig und mit lebhaftem Beifalle genehmigt wurden. Zum Schlusse hielt Herr Prof. Dr. Ludwig Linsbauer einen mit großem Interesse aufgenommenen Vortrag über die aussterbende niederösterreichische Winzersitte der „Weißbergoas“ (mit Demonstrationen), welcher in diesem Heft S. 112 ff. zum Abdruck gelangt. Der Vorsitzende stattete namens der Versammlung dem Herrn Vortragenden den wärmsten Dank für seine wertvollen und anregenden Mitteilungen ab.

2. Allerhöchste Annahme des XIII. und XIV. Bandes der Zeitschrift.

Seine Exzellenz der Herr Oberstkämmerer Graf Leopold v. Gudenus hat das Präsidium in Kenntnis gesetzt, daß Seine Majestät der Kaiser die Jahrgänge XIII und XIV der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ wie die vorigen der Allerhöchsten Annahme für die Allerhöchste Familienfideikommißbibliothek gewürdigt hat.

3. Subventionen und Spenden.

Seine Durchlaucht der regierende Fürst und Herr Johann von und zu Liechtenstein hat in Betätigung neuerlicher hochherziger Munifizienz für Museumszwecke den Betrag von K 1000 gespendet. Das k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten hat in Würdigung der Tätigkeit des Vereines und seines Museums eine einmalige Subvention von K 1000 bewilligt; das Ministerium für Kultus und Unterricht hat die zweite Rate der außerordentlichen Subvention im Betrage von K 1000 pro 1909 überwiesen. Herr Brauhausbesitzer Ausschußrat Hans Edler v. Medinger hat in munifizenter Art den Betrag von K 200 für Museumszwecke gespendet. Das Präsidium hat den ergebensten Dank für diese hochherzigen Zuwendungen in geeigneter Form zum Ausdruck gebracht.

4. Erscheinen des VI. Supplementheftes.

Das VI. Supplementheft zum laufenden Jahrgang XV der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, enthaltend: Karte der österreichischen Bauernhausformen mit Erläuterungen von Anton Dachler ist soeben im Vereinsverlag erschienen und für Mitglieder und Subskribenten zum ermäßigten Betrage von K 1.50 nebst Postporto durch die Vereinskasse zu beziehen. Im Buchhandel beträgt der Preis des Heftes K 2.50. Bestellungen nimmt die Vereinskasse entgegen.

b) Museum.

1. Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

15. Hausrat, Keramisches, Kultsachen etc. aus verschiedenen Teilen von Niederösterreich, 73 Nummern.
16. Keramiken, Hausrat, Holzarbeiten, Kultobjekte aus der Welser Gegend, Gmunden, dem Mühl- und Innviertel, 132 Nummern.
17. Hausrat, Eisengeräte aus Steiermark, 11 Nummern.
18. Zwei Objekte aus Salzburg.

19. Haus- und Hirtengeräte, Kacheln, Stickereien, Holzschnitzwerke, Masken, ein Palmesel, zusammen 63 Nummern, Tirol.
20. Schmuck, Keramiken, Schiffswimpel u. s. w., 19 Nummern, Istrien.
21. Keramiken, Schmuck, Holzarbeiten, 14 Nummern, aus Bosnien und Dalmatien.
22. Stickereien, Keramik, Hausrat, Kultobjekte aus Mähren, 229 Nummern, darunter ein Männerkostüm aus Wischau, 107 bemalte slowakische Ostereier aus Neudorf.
23. Keramiken, Glasbilder, Hausrat, 1 Egerländer Weiberkostüm, aus Böhmen, 72 Nummern.
24. 1 Kamm, Ostschlesien.
25. 2 Faschingsfiguren „Turon“ und „Koza“, nebst Stern, aus Podgorce bei Krakau.
26. Masken, Spinnstöcke, gestickte Hauben und Haubendeckel der Schokakzen, 62 Nummern, Südungarn. Somit seit dem letzten Ausweis 737 Nummern.

b) Geschenke.

9. 4 mährische Maibuschen. Von Fräulein *Magd. Wankel*, Prag.
10. 11 Weihnachtsgebäcke, 1 Krug und 1 Teller, Niederösterreich. Von Herrn *Alfred Walcher Ritter v. Molthein*.
11. 1 Holzrelief: „Heil. Antonius“ und 1 Holzgruppe: „Taufe Christi“, Mödling. Von Herrn *Oberkurator Robert Eder* in Mödling.
12. Paar Vorstrümpfe, gestickt, Klek in Bosnien. Von Herrn *Dr. O. Hovorka Edler v. Zderas*, Wien.
13. Stickerei aus Bosnien, 4 Keramiken aus Galizien. Von Miß *E. Levetus*, Wien.
14. 15 Weihnachtsgebäcke. Von Fräulein *Edith Haberlandt*, Wien.
15. Lodenjoppe, Mooskirchen, Steiermark. Von Herrn *Konrad Mautner*, Wien.
16. Brustschmuck für Weiber, aus Silber, in reichster Arbeit verziert, Dalmatien. Von Sr. Erlaucht Herrn *Grafen J. Harrach*, Wien.
17. Zinnplättchen (Vorlage für Krügelmaler), Gmunden. Von Herrn *Alfred Walcher Ritter v. Molthein*, Wien.
18. Huzulisches Kinderwägelchen. Von Frau *Lola Haberlandt*, Wien.
19. Votivkröte aus Silber. Elsbethen bei Salzburg. Von hochw. Herrn *Pfarrer J. Straßner* in St. Peter.
20. 3 rumänische Tonpfeifchen in Tierform. Von Herrn *Oberingenieur A. Dachler*, Wien.
21. Bemaltes Osterei, Přemysl, Galizien. Von Herrn *stud. phil. A. Weigl*, Wien.

2. Photographien und Bilder.

25 Photographien und 284 Ansichtskarten und Aquarellbilder. Darunter Geschenke des Museums für deutsche Volkstrachten in Berlin, Herrn Johann Filzer, Dr. Sune Ambrosiani in Stockholm, Dr. Rudolf Trebitsch, Franz Fischer, Oberingenieur Anton Dachler, Frau Elsa Brockhausen, Herrn Prof. Dr. Karl Moser, Prof. Dr. Ludwig Linsbauer.

3. Bibliothek.

Die Bibliothek erfuhr einen Zuwachs von 42 Nummern.

4. Besuch des Museums.

13. Gewerbliche Fortbildungsschule, V. Bräuhausgasse 50,
 14. Gewerbliche Fortbildungsschule, VI. Rahlgasse 2.
 15. Gewerbliche Fortbildungsschule, VI. Stumpergasse 56.
 16. Handelsakademie für Mädchen, II. Stephaniestraße 4.
 17. Staatswissenschaftliche Abteilung des „Volksheim“.
 18. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
 19. Neue Wiener Handelsakademie, VIII. Hamerlingplatz 5—6.
 20. Gewerbliche Fortbildungsschule, VII. Burggasse 16.
 21. Gewerbliche Fortbildungsschule, VII. Lerchenfelderstraße 61.
 22. Gewerbliche Fortbildungsschule, VIII. Zeltgasse 7, in drei Abteilungen.
 23. Gewerbliche Fortbildungsschule, VII. Neubaugasse 42.
 24. Gewerbliche Fortbildungsschule, VII. Neustiftgasse 97.
 25. Gewerbliche Fortbildungsschule, IX. Canisiusgasse 2.
 26. Hietzinger Mädchenlyzeum.
- Insgesamt Besucher bei freiem Eintritt 1435.
Zahlende Besucher im Februar bis Mai 1909: 404.

Die **Leitung** des Vereines für öster-
reichische Volkskunde gibt mit tiefster Trauer
bekannt, daß der langjährige Vereinspräsident

Seine Erlaucht Herr
Graf Johann Harrach

am Sonntag den 12. Dezember d. J. ver-
schieden ist.

Wir bewahren dem verewigten Präsidenten
ein unauslöschliches dankbares Andenken.

Wien, 13. Dezember 1909.

Die Leitung
des
Vereines für österr. Volkskunde.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Unterhaltungen der Gößler Holzknechte.

Von Konrad Mautner, Wien.

(Mit 23 Textabbildungen.)

Nachfolgend aufgezählte Spiele werden von den Gößler Holzknecchten in den Holzstuben oder Sülln (das sind einfache Holzbauten, welche nur aus einem auf dem Erdboden ruhenden, mit Baumrinde gedeckten Giebel bestehen) noch heutigentags ausgeübt. Ein Teil der Spiele sind Kraft- und Geschicklichkeitsübungen, beim anderen ist es meistens darauf abgesehen, einem uneingeweihten Neuling einen Possen zu spielen. Viele der hier angeführten Spiele dürften in anderen Gegenden genau so oder etwas abweichend unter denselben oder ähnlichen Namen vorkommen. Zu einer genauen Parallele fehlt dem Schreiber dieses das Quellenmaterial; man vergleiche aber die verdienstvollen Arbeiten von W. Tschinkel, R. Weißenhofer, F. Holzinger u. a.

Ich habe die Erklärung der einzelnen Spiele wörtlich getreu nach der mündlichen Überlieferung meines besten Freundes und Altersgenossen, des jetzigen Gößlerwirtes Josef Köberl, vulgo Veit, aufgeschrieben. Der Veit-Seppl war, als Zweitältester seiner aus fünf Geschwistern bestehenden Familie, mit Leib und Seele durch fünf Jahre Holzknecht und übernahm, als sein älterer Bruder und die Mutter fast gleichzeitig starben und sein Vater, der Veit-Hias, in den Austrag gehen wollte, das väterliche Sachl, da die anderen Geschwister noch zu jung waren. Er ist ein lustiger junger Wirt, der sich gerne an die übermütigen Zeiten im Holzschlag erinnert.

In Gößl am Grundlsee im steirischen Salzkammergut besteht die Bevölkerung, da niemand wegen der großen Entfernung zur Saline geht, aus Bauern und kaiserlichen Holzknecchten. Die meisten Verheirateten, die nur ein kleines Haus und kein Rindvieh besitzen, und die meisten älteren Buam sind »Stabile«, das heißt ständig angestellte und pensionsberechtigte kaiserliche Holzarbeiter. Auch die Witwen nach den Männern sind pensionsberechtigt. Hierdurch erklärt sich zum guten Teil die frohe Sorglosigkeit und Heiterkeit, welche der Bevölkerung dieses abgelegenen Erdenwinkels am Fuße des toten Gebirges ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat. Noch Ende der Achtzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts gab es für jeden Gößler, Schacherer oder Weanarer Bauernsohn, der nicht auf die Erbschaft des elterlichen Anwesens rechnen durfte, eine einfache Lösung der Existenzfrage. Er wurde kaiserlicher Holzknecht; da ging es ihm besser als im Bauernstande, bekam er doch seine tägliche Löhnung von 1 fl. 5 kr. und hatte seine bescheidenes, aber gesichertes Einkommen. Leider findet in den letzten Jahren die jüngere Generation nicht mehr ständige Aufnahme beim Forstärar, und in manchen Bauernwirtschaften sind daher mehr Knechte als notwendig. Es gibt einfache

Armut, aber noch immer keine Not. Holzstuben befinden sich auf der »Sunnseiten«, eine nahe der Vordernbachalm. Im Schwaiberschlag bestand auch eine, die jetzt aufgelassen ist. Eine Sülln steht auf dem Brunftkogel. In der »Schadseiten« stehen Holzstuben im »Fins'an-Täl«, im »Winterhaufen« und im »Schwarzwalde«, eine Sülln in der »Stoanklemm«. Montag vormittag gehen die Holzknechte in den Schlag, sind sie in einer nähergelegenen Stube oder Sülln, kommen sie schon Mittwoch abend zurück, um sich für die zweite Hälfte der Woche zu verproviantieren. Samstag nachmittag finden sich alle wieder ein, um am Montag die schwere, aber gesunde und von einer ausgiebigen Mittagspause unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Bei den Mittag- und Abendmahlzeiten in der Holzstube gibt sich die Gelegenheit, allerhand Allotria zu treiben, wie sie der Veit-Seppl in der nachstehenden Schilderung eben aufzählt.

Wie es beim Pfänderspiel in der Holzstube hergeht.

»An ieda geit epps hè. Oanar is da Capo. Do wischd gfroggt: Wos soll dem gscheha, dem dos Ding gberscht? Und an iedn wischd sein Strof zuagmessn. Do mog mar oan schia matern« (zum Beispiel: »der soll in Lodn oda d Sog ban Sogschneidn mecha«).

1. Sogschneidn.

Oana leit aufn Hruckn aufm Bobm, dos is da Lodn. Zween hagnt si hrechts und links mit Hendt und Fiaß ein und lingt nebn seiner, dar a nit ausmog, und zween onari hreisnt oan mit den Nockatn auf und o. Der is d' Sog. (Fig. 37.)

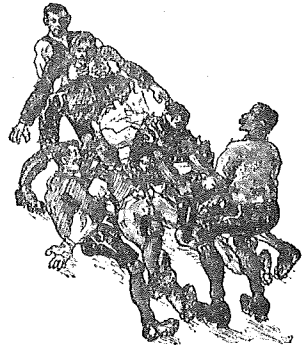


Fig. 37.

2. Sternguckn.

Do wischd oan da Hrock ozogn und er mua durin Ärmling schau'n und do larscht mar durin Ärmling a Wossar oha.

3. Aschling¹⁾ obiagn und midn Mäul a Khreizer aufhebn.



Fig. 38.

4. Sei oagni Moß ohaschloha.

Do wischd a Zweckhl²⁾ obn ind Wendt³⁾ ähigsteckt, dos mua ma mitn Fuaß ohischloha. Do derf oanar, oan bißl z'haoh aufikemma — a Schnoppa und er leit do aufn Hruckn. (Fig. 38.)

5. Intar asch Mölz⁴⁾ oder intar an Hefnogl⁵⁾ durischliafa. (Is a vadomt hoscht!) (Fig. 39.)

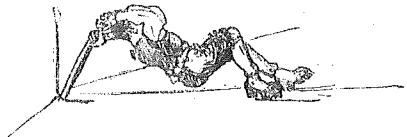


Fig. 39.

¹⁾ Nach rückwärts. — ²⁾ ein Holzzweck, ein Stückchen Holz. — ³⁾ in die Wand. — ⁴⁾ Mölz, siehe die Erklärung beim „Mölziahä“. — ⁵⁾ Hefennagel, einer der Holznägel, auf welchen die Heferln hängen.

6. Stockhebn oda Hoaschleglschloha.¹⁾

Drui hebnt oan auf und thoant Hoaschleglschloha mit eahm. Zerscht gschiagt eahm nix. Auf d'Lest owa hrennans'n ban Aufhebn in an oltu Weiwazorn,²⁾ wiar ar üwa da Holzstubbthi' aufdnoglt is, hrecht hruaßig holt, daßn daloderscht.³⁾

7. Kiningtochtar ausheirothn.

Do is auf oani ogseha.

Oanar is a Schuasta, oanar a Schneida oda wos fir a Profession eahm holt zuathoalt wischd — und oanar a Henka. Da Kinig stöllt si hinta seini Töchta, die vur seina sitznt. Die Monatn⁴⁾ gehnt aussa.

Kimmt da Schuasta äha und valongt die oan Kiningtochta. Da Kinig sogt epps, daß zwor a leichti Profession wa, a Schuasta, owar i Gotsnom, er geit eams. Da Schuasta nimmt sei Braut und geht davó mit ihr.

Kimmt da Schneida, valongt die ona Tochta. Wirscht widar a weil hi' und hè bracht.⁵⁾ Auf d'Lest kriagt as und nimmts mit eahm. Hiazt is krod die Tochta üwablim, auf die sies ogseha homt. Da Henka kimmt äha und valongt die lest Tochta.

»Jo, wos a nit go moant?« sogt da Kini. »Eh wonn i mein Tochta gib an Henka, enda thuar is tränka!« und dobei larscht⁶⁾ ar ihr a Wossa i's Dnackt⁷⁾ odar üwan Schedl. Dos hat er eahm dieweil schö khricht⁸⁾ ghobt.

8. Aa⁹⁾ lempern.¹⁰⁾

Oana mocht d' Aa mit oln viern aufm Bobm. Ders Lampl is kniat auf oln viern intase mitn Kopf ba den obern sein Oasch. D' Aa klemmt hrecht fest ein midn Knean.¹¹⁾ (Fig. 40.)



Fig. 40.

Hiazt sogt der, der onzoicht: »Hiazt thuat d'Aa lempern.« 's Lampl schaut midn Kopf zwischn dar Aa ihrn Fiaßn aussa und wirschd aussazogn: »Ah, dos is a weiß!«

Hiazt möcht an onara 's Lampl. Der onzoicht, hrusst eahm mitterweil hoamla d' Hendt und fehscht

in Lampl ban onziaha köbig¹²⁾ i's G'sicht und sogt: »Ah, dos is a schwochz!«

¹⁾ Der „Hoaschlegl“ ist der mit starken Weidenruten als Handhaben versehene Holzklotz, mit welchem unter Gesang Pflöcke (Piloten) eingerammt werden. — ²⁾ alter Weiberzorn = Baumbart, der zur Zierde gerne innen an der Türe der Holzstube aufgenagelt und durch das offene Feuer natürlich ganz schwarz ist. — ³⁾ derludert = ihm einen Tört antut. — ⁴⁾ Die Männlichen. Das ist ein Spiel, das nicht nur unter den Holzknecchten, sondern auch in der Bauernstube, also mit Teilnahme von Mädchen, stattfindet. — ⁵⁾ geredet. — ⁶⁾ leert. — ⁷⁾ Genick. — ⁸⁾ gerichtet, vorbereitet. — ⁹⁾ Aa = Mutterschaf. — ¹⁰⁾ lämmern, junge Lampl kriegen, so gebildet wie kälbern oder kalben von Kalb. — ¹¹⁾ Plural von „Knia“. — ¹²⁾ gehörig, tüchtig.

9. Drockn¹⁾ fonga.

Dos is epps Usauwas. Do wirschd duri a Lo²⁾ a Steckha aussig'steckt und oana hrecht trazt:³⁾ er dawischt'n nit.

Bold ar äft in Eifa kimmt, wischd da Steckha mit Dreck eiñgschmierscht, dar a ähigreift.

10. Preißisch und polnisch exerzier'n.

Do stengant drui duscht und drui do midn Bugl gengranona. Do wirschd exaciescht, und es miasnt oan

seiñ, die's nit wissnt. (Fig. 41.)

Und aft hrichtnt eahn die onan a Wossar in Maul. Auf oans, zwoa, drei, hoabts umdrahn (Kehrt euch!) und aft spritzns ean Gengüwa's Wossar ins G'sicht. (Fig. 42.)



Fig. 41.



Fig. 42.

11. Bäcker, wos bachst? (Fig. 43.)

A.: Bäcker, wos bachst?

B.: Weckhn.

A.: Gib mar a oañ!

B.: Föllt ma go nit eiñ.

A.: So hrenn i dar in Oufn zom.

B.: Hrenn na hè!

A. soll das Holzscheid umrennen.

B. muß seinen Ofen verteidigen.

Ein
Scheid Holz
= der Ofen.

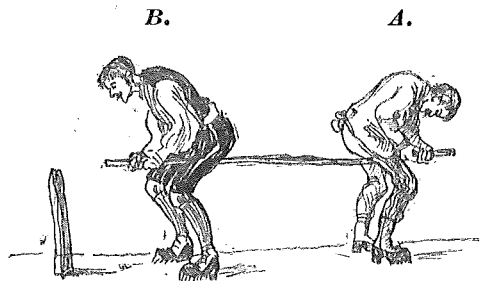


Fig. 43.

12. Bärn aushreitn.

(Fig. 44.)



Fig. 44.

13. Bärn ausn Lo'stern.

(Fig. 45.)

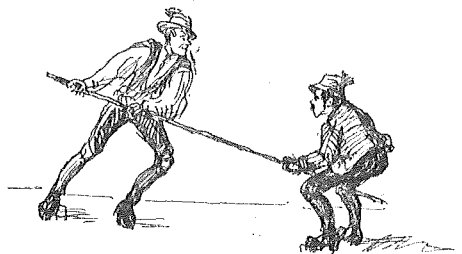


Fig. 45.

Die zween müasnt schau, daß den oan dōhiziahant.⁴⁾

Der oñtaucht solt den hockatn san wonkhln bringa.

¹⁾ Drachen. — ²⁾ Loch. — ³⁾ gereizt. — ⁴⁾ dōhi = dani, dahin, weg, vom Platze.

14. Stamma.

Zween lengt si nemananona aufn Hruckn aufn Bobm, dar an iada¹⁾ midn Kopf beili²⁾ ba den onan seiini Kniä leit. Mit die hrechtn Oarm haglt sa si ein. Hiazt wirschd zöhlt: Ein, zwei, drei.



Fig. 46.

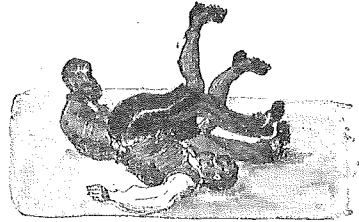


Fig. 47.

Oll drui mol miassns in hrechtn Fuaß so haoh aufhebn ols na megt (Fig. 46), und ba »drei« haglt sa si domit in Kniabögn³⁾ ein. (Fig. 47.)

Do solt oanar in onan aschling stamma,⁴⁾ dar ar an Pichzlbam schlogt.

15. Mölz ziaha. (Fig. 48.)

Do hobnt eahna zween auf asch niadn⁵⁾ Seitn ind Mölz on. Zween onari hobnd die zween ban Fiaßn und ziahant on, die wölan sterer⁶⁾ sand.

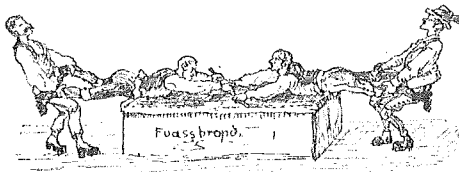


Fig. 48.

(Die »Mölz« ist ein kurzer Steck'n, mit dem auf dem »Fuaßbrond«, das ist der offene Herd in der Holzstube, das Feuer geschürt wird.) Der Fuaßbrond wird vom »Gaiml«⁷⁾ immer spiegelblank gehalten, wenn nicht gekocht oder geheizt wird. Das »Mölz ziaha«

findet auf dem Fuaßbrond statt oder auf dem »Groma«. (»Da Gromar is die erschi Benk, wia mar ähi geht i d' Holzstubb.«)

16. Faustschiam aufn Groma.

(Fig. 49.)

17. Mölzschiam.

Do mua ma midn Kopf krod no i da Wend onstehn. Wia weida daßd ban Zruckbiagn midn Fiaßn donha mogst, wia besser is. Dos is a Vurtheil. Aft hupfst va dein Plotz so weit olst mogst, wifst di da Leng no nida und schiabst midn Hëndtn d' Mölz. Wer weida mog.



Fig. 49.

¹⁾ daß ein jeder. — ²⁾ beiläufig. — ³⁾ D' Kniabög = die Innenseite des Beines, wo das Knie abgebogen wird. — ⁴⁾ überwerfen. — ⁵⁾ einer jeden. — ⁶⁾ stärker. — ⁷⁾ Das männliche Stubenmädchen der Holzknechte, meistens ein ganz junger Bursch.



Fig. 50.

18. Krahbucka.¹⁾ (Fig. 50.)

Oanar is auf olln viern aufm Bobm. Dar ona fadmt²⁾ seini Arm inta den erschtn seini Irxn duri und hobt d' Hendt zom i' den erschtn sein Dnackt. Der obenauf is, solt den intase in Schedl ohabucka, dar ar in Bobm oñkimmt.

19. Strängkoltznziaha. (Fig. 51.)

Zween wernd mit asch Wischhudl³⁾ ums Dnackt zomgheft und miasnt oñziaha, da wöla en onan van Plotz bringt.

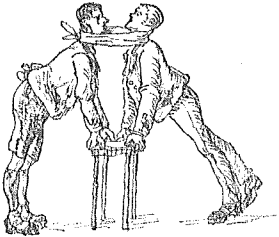


Fig. 51.

20. Stier nidabeißn.

Do mua der, der obnauf is, den oan, auf dem er hreit, midn Hendtn so feila⁴⁾ ind Kniabög anhi hrenna, dar a zomföllt. (Fig. 52.)

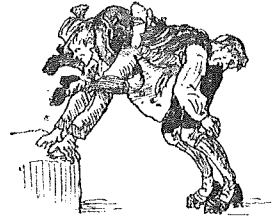


Fig. 52.

21. Stockaussitrogn.

Do hobt si oana mit da denkn⁵⁾ Hendt⁶⁾ ban hrechtn Öhrl. In da hrechtn hot ar an Steckha, auf den boigt a si oha, bis a midn Hirn⁷⁾ oñsteht. (Fig. 53.) Aft muar ar eahm 9mol umdrahn und solt aft in Steckha kreha⁸⁾ ba da Thi aussitrogn.



Fig. 53.

22. An Spoñ hèlegn, (Fig. 54)
ban Zechna ongreifn und üwahupfn.



Fig. 54.

23. Ü war a Buchl⁹⁾
springa, nit auslossn und wida zhruck. (Do hoñ i a an iedi otredn.) (Fig. 55.)



Fig. 55.

24. Spoñspringa.

Do wischd a Spoñ in d' Heh ghobt, und wer am hechstn üwahupfn mog.

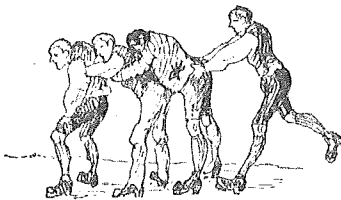


Fig. 56.

25. Ü w a d r u i s p r i n g a.

Der üwahupft, gibt eahm i den lestn an Schwung. (Fig. 56.)

26. Hoban hondln.

Jeder hat seine Frage zugeteilt, die er wiederholen muß. Der »Capo« fragt manchmal in etwas anderem Wortlaut, um die Spielenden »ogschia« zu machen,

¹⁾ Wahrscheinlich weil die ruckhaften Bewegungen des Unteren dem Pecken einer Krähe nicht unähnlich sind. Bucka heißt übrigens auch der Begattungsakt bei den Vögeln. „Da Hohn buckt d' Henn.“ — ²⁾ fädelt. — ³⁾ Handtuch. — ⁴⁾ so ausgiebig. — ⁵⁾ linken. — ⁶⁾ Hand. — ⁷⁾ Stirne. — ⁸⁾ gerade, aufrechten Ganges. — ⁹⁾ flaches Spaltholz.

das heißt aus der Fassung zu bringen, oder er wendet sich an einen anderen mit der Frage, die das Stichwort eines entfernt von diesem Sitzenden ist, damit der nicht aufmerkt und auf diese Weise verspielt. Das ganze Spiel geht in sehr raschem Tempo. Je nach Anzahl der Mitspielenden geht der Hafer höher im Preise hinauf.

Hier die Reihenfolge einer solchen Haferlitzitation: Moasta, Baua, was kost der Hoban? oan Guldn? wiavül, zween Guldn? drui Guldn? was kost a? vier Guldn? was Teifl! fünf Guldn? etc.

Fragt der Capo nun im Eifer des schnellen Spieles zum Beispiel: »Sechs kost a?« und der, der das Stichwort »6 fl.« hat, tut den Mund auf, so hat dieser verspielt.

27. Bedlmandlspüln.

Oana legt eahm hrecht schiach oñ und stöllt si schreckbo' dumm, mua druimol i d' Kuchl kemmar und epps stöhl'n. Oana muar in Hund mocha, hinta da Benk lign und n neamar aussalossn, und an onara mocht in Schandarn und fongts Bedlmandl o'.

28. Mühlfoahrn. (Fig. 57.)

Zween hobt asch Stong aufn Äxln. Oana hreit auf da Stong, und den soltn die zween midn Fiaßn ohaschloha.

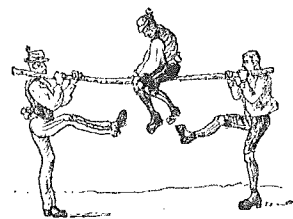


Fig. 57.

29. Pichzln (Purzln). (Fig. 58.)

Do steht a vieri zomm, zween midn Kepfn, zween midn Oasch. Dakimmta Polser aufi und a Deckhn üwar, und d' Hauptsoch is, daß oanar auf pFiaß stehn kimmt, der üwapichzlt.

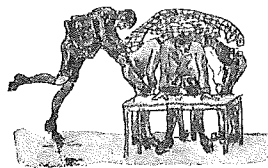


Fig. 58.

Do derf a Kitzlana¹⁾ nit ausdn stehn.

30. Stockschloha. (Fig. 59.)

Oana sitzt auf an Stual und hobt an Huat i da Scheß.²⁾ I den Huat hobt oana s' Gsicht äha, dar a nit ausseha mog. Wal a si buckha muar in Huat äha, hreckt ar in Oasch i d' Heh, da d' Hosn fest sponnt. Hiazt geit eahm, wer wül, a festi hint aufi, und der in Huat solt den dahroathn,³⁾ dern aufgeschloha hot. Dahroat an, so mua der in Huat äha. Zeiht ar owar an üñhrecht'n, so bleibt ar in Huat, bis ar amol en hrichting dawischt. Do stöllt si an iada, wia wons er gwesn wa, daß si der oani herschter⁴⁾ auskennt.



Fig. 59.

¹⁾ Einer, der kitschig ist, weil er bei den Hüften angepackt wird. — ²⁾ hält einen Hut im Schoß. — ³⁾ erraten. — ⁴⁾ härter, schwerer.

31. G ä n s z u p f n.

Oans stöllt si hinta den onan in da Hrei auf. Oana va die Hruckwertig mua den vuroning ban Ährl¹⁾ zupfn. An ieda thuat aso wia wonns er gwesn wa, da' si da vuronig heschter auskennt. Der solt hiazt den dahroathn, dern ban Ährl zupft hot. Va den a moant, dar as is, den nimmt a hiazt sölm ban Ährl und fihrschtn oamol um die gonzn umadam bis ar ols erschta vuroñ steht. Hot as dahroathn, so wirschd der, der'n ehnda zupft hot, hiazt ban Ährl zupft, hot a si owa täuscht und oan dawischt, der krod markierscht hot, wia wonn a zupft hiat, so nimmtn der gonz oanfoch wida ban Ährl und fihrschtn vuroñ hiñ, wor a stehñ bleim mua, bis ar in hrichting amol dawischt.

32. Esl, wer hreit, Esl, wer schmeckt?

Dos is hüsch aso wias Stockschloha.

Oana hot in Huat, dar ona hobt in Schedl äha, a Dritta sitzt si auf sein Bugl, und da Zweiti solt dahroathn, wer oben sitzt. Dahroath as nit, kimmt a Vierschta, buckt si sa den Drittn sein Oasch. Woñ as no nit dahroath, kimmt a Fünfta und hreit widar auf den Vierschtn. So gehts fusch bis an oamol dahroath. Frogn thuat der, der in Huat hobt.

33. »Herr Mülla, was wüll a?« Mit oan Finga pick pick. »Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick. »Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick, mit oan Fuaß tropp tropp.

»Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick, mit oan Fuaß tropp tropp, mit den zweitn Fuaß tropp tropp.

»Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick, mit zween Fiaßn tropp tropp, mitn Oasch hopp hopp.

»Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick, mit zween Fiaßn tropp tropp, mitn Oasch hopp hopp, mitn Kopf an Beidla.

»Herr Mülla, was wüll a?« Mit zween Fingan pick pick, mit zween Fiaßn tropp tropp, mitn Oasch hopp hopp, mitn Kopf an Beidlar und Hazih!

(Auf d' Lest schauts hër, es sand oll kalabrisch.²⁾)

»A thumb and a finger keep moving« ist ein englisches Kinderspiel, welches ganz ähnlich mit diesem ist.

34. Thi'g oschtn (Tiergarten).

Oanar is da Direkta. Sa den miassnt die onan oll »Sie« sogn Da Direkta sogt owa »Du« san an iadn. Wer si vabracht,³⁾ muar an Khreiza hègebn odar a Pfond, dano's holt ausgmocht worn is. An iada wöhlt eahm an Nom van an exbiliebing Vih oda Vogl. Den muar ar eahm guat merika

Hiazt hebt da Direkta on: »Als ich einst in meinem Tiergarten spazieren ging, suchte ich nach einer (zum Beispiel) Schofil,⁴⁾ fand sie aber nicht.«

¹⁾ Ohr. — ²⁾ außer Rand und Band. — ³⁾ verredet. — ⁴⁾ Nachteule.

Der d' Schofil is, muaß si hiaz gschwindt möldtn und sogn:
»Se liang«, wal a »Se« sogn mua san Direkta.

Da Direkta sogt: »Wo warst Du dann?«

Hiazt nennt d' Schofil an onas Vih, ba dens gwesn is.

Der dos Vih vurstöllt, mua schleinig wida sogn: »Du loigst.«

Do frogtn d' Schofil, wor a donn gwesn is.

Hiazt muaß si der möldtn, den a nennt. Da muar oanar aufpassn, dar eahm hrechtzeitig oana va die austhoaltn Nam einfüllt, dar a nit a Vih nennt, wos go nit dobei is, oda daß a nit ogschia wirschd, bold oanar auf sein Nochban schaut und sein Nom dobei nennt, oda doß a dos »Se« und »Du« sogn nit durianonabringt.¹⁾

Zur Gottscheer Volkskunde.

Von Wilhelm Tschinkel, Morobitz.

Als ich in den letzten Ferien durch einen Teil des Gottscheer Ländchens einen Streifzug auf Volkslieder unternahm, gelang es mir, dabei auch auf dem Gebiete der Volkskunde wieder manches für meine Sammelmappe zu gewinnen, was ich hiermit als Ergänzung zu meinen Arbeiten, die bisher im »Grazer Tagblatt« und in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« erschienen sind, mitteile:

I. Aberglaube.²⁾

Das hohe Weihnachtsfest umspinnt so manch alter Brauch. Gut Mütterlein bäckt da neben den üblichen Weihnachtskuchen »Shipping« und »Nochpar«³⁾ auch für die Kinder je ein kleines Brot, »Taub« genannt. Ihre Freude darüber äußert sich nicht selten in kurzen Liedern, zum Beispiel:

Tü, tü, Täuble,
Mein Arschle 'scht dein Grable,
Mein dē Nägelein 't dein dē Kērzlein,
Mein dē Zandlein 't dein dē Pəgrubarlein.

(Tu, tu, Täublein,
Mein A . . . ist dein Grab,
Meine Finger sind deine Kerzen,
Meine Zähne sind deine Totengräber.)

Oder:

Schianeu, beißen Taube,
Püsch dü mi,
Püsch i di,
I pin dein,
Dú pischt mein,
Sela, bog pomagai (slow.).

(Schöne, weiße Taube,
Küß du mich,
Küß ich dich,
Ich bin dein,
Du bist mein,
Den Dörfern helfe Gott!)

Der »Shipping« ist unter anderem mit einem zierlich ausgeschnittenen Kranz aus Teig geschmückt. Dieser Kranz wird sorgsam

¹⁾ Dieses Spiel wird auch so gespielt, daß männliche und weibliche Mitspielende die Namen untereinander vertauschen.

²⁾ Vergl. Nr. 169, 174, 177 und 183 des »Grazer Tagblatt« vom 19., 24. und 29. Juni und 3. Juli 1904 und »Zeitschrift für österr. Volkskunde«, XIII. Jahrg., Heft I.—II.

³⁾ Über die Bedeutung dieser Namen siehe Tschinkel: »Grammatik der Gottscheer Mundart«, S. 107.

aufbewahrt und bei der ersten Aussaat zu unterst in den Korb gelegt oder wohl auch angenäht. Mit diesem Kranze werden auch die Kinder bei »Bildnaisch« (Wildnis = ein schädlicher Windhauch) und ähnlichen Krankheiten geräuchert.

Wer in der Christnacht in einen Backofen steigt, sieht seinen Bräutigam davor stehen.

Am Neujahrstage treibt man das Vieh zeitlich zur Tränke; dabei schleift man die Rute am Boden nach. Die Rinder sollen dann im Sommer nicht »scharzen« (toll herumspringen). Welches von den Mädchen am Neujahrmorgen, ohne sie zu zählen, eine gerade Zahl von Holzscheiten in die Küche trägt, hat Aussicht, dieses Jahr unter die Haube zu kommen. Nicht selten hat sich in der Neujahrsnacht das Brunnenwasser in Wein verwandelt.

Am Paulustage (25. Jänner) klopft der Bienenvater an die Bienenstöcke und sagt: »Labet ihr nöch, ott'r maröt eu; heint ischt mitt'r Bin'tr!« (Lebt ihr noch, so meldet euch; heute ist Mittwinter!)

Wer Knochen vom Fleische, das am Faschingdienstag gekocht wurde, in eine Lache wirft, hat viel von Fröschen zu leiden. Sie folgen ihm auf Schritt und Tritt, ja selbst auf Tisch und Bett. Bäckert man an diesem Tage Brot mit Sauerteig, so richten die Maulwürfe auf dem Felde großen Schaden an. Die Speisen, die zu Fasching übrigbleiben, werden auf einem Siebe getrocknet und dann zu Ostern unters Mehl gemengt oder in die »Willä« (Fülle) gebacken.

Wer am Thomastag (18. September) fastet und nichts spricht, dem erscheint der Bräutigam während der Nacht. In der Thomasnacht feiern die Toten ihre Metten.

Beim Hirsereiben steckt man einen Stock in eine Garbe. Wem der Zufall diese Garbe in die Hände spielt, heiratet einen Witwer. Hält man ein brennendes Zündhölzchen am verkohlten Ende, so achte man, wohin sich der obere Teil neigt. In der angedeuteten Richtung soll der Liebhaber zu suchen sein. Weiße Maisstämme verbürgen eine Braut. Nimmt eine Spinne das Ei, das man ihr weggenommen, wieder auf, so ist man der Treue des Geliebten sicher. Wer gerne den Mustopf ausleckt, dem verregnet's sicher seinen Hochzeitstag. Nach der Trauung trägt man die Braut, nun »Jüngeu« geheißen, ins Haus, damit sie mit ihrem Manne in friedlichem Einvernehmen lebe. Am ersten Wege zum Brunnen wird sie von jemandem begleitet. Sie muß danach ein Geldstück ins Schaff legen, das für ihren Führer bestimmt ist. Die Pferde sollen einen Wagen kaum ziehen können, auf dem eine schwangere Frau sitzt. Man reicht in solchen Fällen den Pferden gerne vorher aus der Schürze einer Frau Brot. Weiber, die gerne Speck essen, bringen rotzige Kinder zur Welt. Einem Kinde, das erst einige Tage nach der Geburt getauft wird, kulönt de Hüntö gearn noch (bellen die Hunde gerne nach). Kinder, die früh lallen, reden spät.

Wenn alte Leute wieder ohne Brillen lesen können, sterben sie noch dasselbe Jahr. Bleibt eine Uhr plötzlich stehen, stirbt bald jemand im Hause. Zur Sonnenwende (Johannistag) werden die Palmruten auf den Äckern aufgesteckt. Wer nun beim Umhauen des Ackers daranstößt, stirbt noch dasselbe Jahr. Hat jemand das Zeitliche gesegnet, so teilt man dies allen Tieren des Hauses mit, indem man ihnen zuruft: »Aüfschteat! N. N. ischt gëschoarb'n!« (steht auf! N. N. ist gestorben!) damit sie nicht einschlafen und dem Verstorbenen nachgehen. Ist eine Frau gestorben und wimmern die Glocken traurig vom Turme, dann setzen sich heiratslustige Mädchen in einen Merling; sicher bekommen sie dann diesmal einen Mann. Wer eines Toten Fuß berührt, verliert jede Angst vor ihm.

Melkt man eine trüchtige Kuh das letztmal an einem Sonntage⁴ so kälbert sie bei Tage.

Deuten Anzeichen darauf hin, daß eine Hexe einer Kuh die Milch nimmt, dann muß der Eigentümer der Kuh ein halbes Hufeisen, das er gefunden hat, ins Feuer werfen und glühend machen. Bald wird die Hexe erscheinen und bitten, daß er das Feuer auslöschen möge. Er soll dies aber erst dann tun, wenn sie versprochen hat, ihr böses Treiben einzustellen. Gegenstände, die sich Hexen von Bräuten angeeignet haben, verleihen ihnen eine besondere Kraft. »Kotzrab'n« (Brombeersträucher) am Palmsonntag geweiht und am Karfreitag vor Sonnenaufgang vor der Tür eingegraben, brechen die Macht der Hexen.

Wer vom Luzientage bis Weihnachten jeden Tag ein wenig an einem Schemel arbeitet und das fertige Gerät dann in der Christnacht während der Mette über die Kirche wirft, bannt alle Hexen, die der Mette beiwohnen. Der Bann wird nur dann wieder gelöst, wenn der Schemel wieder über das Dach zurückgeworfen wird. Vor Jahren verbrannte man in Klindorf während eines Gewitters vor der Kirche Attich, um die Hexen durch den Attichrauch zu vertreiben.

Bei Hagel wirft man eine Sichel ins Freie, die während der drei heiligen Weihnachtsnächte unter dem Tische gelegen hatte.

Wenn sich hinter den Bergen Gewitterwolken auftürmen und ein unhefnliches Rauschen das Herannahen eines Unwetters verkündet, dann sollen folgende Gebete, dreimal gesprochen, dem verheerenden Elemente Einhalt gebieten:

»Allmächtiger, ewiger Gott, verschone derer, die dich fürchten und mit zerknirschtem Herzen anrufen, damit dieses Ungewitter weder mir noch meinen Verwandten, Benachbarten einen Schaden zufüge. Davor wolle uns behüten das Wort, welches ist Fleisch geworden. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.« Ein Vaterunser und ein Ave Maria.

Danach sprengt man geweihtes Wasser, das man aus drei Pfarren zusammengetragen hat, in Kreuzesform nach den vier Weltgegenden

mit den Worten: »Im Namen Gottes des Vaters, Gott des Sohnes und Gott des heiligen Geistes.«

Die Formeln weichen in den einzelnen Ortschaften voneinander ab und werden streng geheimgehalten. Meist gehen sie vom Vater auf den ältesten Sohn über.

In Pockstein lautet sie also:

»HSUS. Jesus ein König der Gloriæ ist kommen in Frieden. † Gott ist Mensch geworden † Und das Wort ist Fleisch geworden † Christus ist von der Jungfrau geboren worden † Christus hat gelitten † Christus ist gekreuzigt worden † Christus ist gestorben † Christus ist von den Toten auferstanden † Christus ist gegen Himmel gefahren † Christus überwindet † Christus herrscht † Christus gebietet † Christus wolle uns vor allem Donner und Blitz beschützen † Christus ginge mitten durch sie in Frieden † Und das Wort ist Fleisch geworden † Christus ist mit uns und mit Maria † Fliehet ihr widrigen Geister † Den der Löw von dem Geschlechte Juda durch die Wurzel Davids hat überwunden. Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme dich unser! Amen — K † M † B.« — Drei Vaterunser und drei Ave Maria.

In Nieder-Tiefenbach wütete einst eine Feuersbrunst. Während des Brandes sahen die Leute, wie an den »Mösern« (Flurname, von Moos) ein »wildes Feuer« (man erkennt es an der unruhig flackernden fackelförmigen Flamme) gegen das Dorf heranzog. Darob gerieten die Leute in große Aufregung. Denn löscht man das Feuer nicht durch Besprengen mit geweihtem Wasser oder mit roher Milch, so vereinigt sich das »wilde Feuer« mit dem natürlichen und dann ist jede Aussicht auf Dämpfung des Brandes geschwunden.

Kauft man ein Rind, so darf dieses keinen Strick mitbekommen, der einen Knoten hat, da sonst das Tier im Wachstum zurückbleibt. Züchtigt man Menschen oder Tiere mit einem Zweige, der noch kein Jahr alt ist, so magern sie bald ab.

Redet man beim Einpökeln des Fleisches, so wird es wurmstichig. Zwischen den Feiertagen hängt man keine Wäsche auf, da man sonst bald Gelegenheit hätte, Fleisch aufzuhängen (Rinder würden umstehen).

An frisch gemolkener Milch erkennt man leicht, ob eine Kuh trächtig ist oder nicht. Schüttet man nämlich die Milch in ein Glas mit frischem Wasser und sinkt diese zu Boden, ohne sich mit dem Wasser zu vermischen, so ist dies ein sicheres Zeichen für die Trächtigkeit. Gibt die Milch beim Buttern kein Schmalz, so gibt man in den »Shloaikar« (Butterfaß) drei Steine, die früher unter der Traufe gelegen hatten und bäh ihn mit einem alten Hufeisen oder alten Kreuzer aus.

Findet man einen Hufnagel auf dem Felde, so deutet dies auf ein Mißjahr (die Pferde werden das Korn zuführen müssen); ein

Decknagel dagegen stellt ein fruchtbares Jahr in Aussicht (man wird den Getreidekasten vergrößern müssen).

Der Köchin, die gerne von der Schweineschnauze verkostet, kippen die Töpfe beim Kochen um. Köchinnen, die zuweilen vom Kochlöffel naschen, werden von Hunden gebissen. Hirn soll kein Schulkind essen, damit nicht sein Gedächtnis leide. Verkostet ein Frauenzimmer vom »Limplein« (Niere), so schwillt das »ungetaufte Fleisch« (Brüste) zu ungewöhnlicher Größe an.

Wenn der Kuckuck auf »Leeres« (ohne Laub) ruft, bleiben die »Pöbolitz'n« (Strudelart) leer (wird ein schlechtes Jahr). Der Landmann ist darüber ebenfalls wenig erfreut, denn dann »lück'n« seine Bottiche (werden umgestülpt sein, leer stehen). Den Kuckuck fragt man auch, wie alt man sei, wann man sterben oder heiraten werde.

Wenn man der Katze ihren Bart nimmt, maust sie nicht mehr.

Läutet's im Ohre, so darf man sich auf eine gute Mär gefaßt machen.

Wer auf Haferstroh ruht, den umgaukeln viele Träume. Aber wer nach dem Aufwachen durchs Fenster blickt, weiß nichts mehr davon zu erzählen.

Der Knoblauch spricht: »Behüt' du mich von der Haut, ich behüt' dich von neun Krankheiten.«

II. Volkshelkunde.¹⁾

Gegen Schlangenbiß hat die menschliche Phantasie manchen Zauberspruch und manches Mittel ersonnen. So soll man bei Menschen nachstehenden Spruch mit Erfolg anwenden: »Gift, du mußt vergeh'n, ich als Christ im Namen Gottes vertreib' ich dich!«

Ein anderer Spruch lautet:

Domini patris sancti Apostel Petrus, Georgus, sancta Margareta, sancta Maria. Vater unser u. s. w. (bis: auf Erden). — Ich glaube an Gott, den Vater Himmels und der Erde, Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, geboren aus Maria, der Jungfrau, gelitten unter Pontius Pilatus. Amen. ††† Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist! Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und Maria der seligsten Mutter Gottes hilf dir aus deinen Qualen und lindere deine Schmerzen. Amen.«

Manche wieder behaupten, man müsse, wenn man von einer Schlange gebissen werde, schnell zu einem Wasser eilen, bevor die Schlange dieses erreicht. Dabei dürfe man den Namen Schlange nicht aussprechen, sondern müsse statt dessen das Wort »Znichtoch« (Ableitung von »zunichte«) gebrauchen.

Von vielen wird nachstehendes Mittel empfohlen:

Man trinke ein Seitel Milch, ein Seitel Essig und ein Seitel Öl und esse die Suppe von einer schwarzen Henne.

¹⁾ Vergl. Nr. 47, 48, 52 und 55 des „Grazer Tagblatt“ vom 17., 18., 22. und 25. Februar 1906.

Eine Kröte, zwischen den Frauentagen gefangen und getrocknet, leistet, wenn damit die Wunde bestrichen wird, gute Dienste.

Ein von einer Schlange gebissenes Tier schleift man dreimal um eine Birke; dadurch soll das Gift unschädlich gemacht werden. Rinder, deren Maul am Ostersonntag mit geweihtem Lauch eingerieben werden, sind gegen Schlangenbiß gefeit. Ist man von einer Eidechse gebissen worden, so legt man Milch von neun Stuten auf die Wunde.

Wer eine »Bilə« (Gewächs auf dem Halse) hat, nehme vom Friedhof zwei Knochen, lege sie kreuzweise über das Geschwür und er wird bald geheilt sein. Sodann trage er die Knochen wieder auf den Friedhof zurück und bringe sie an dieselbe Stelle und in dieselbe Lage wie früher. Hierauf verlasse er rücklingsgehend den Friedhof, damit ihm die Toten nichts anhaben können. Am Blasiustage (3. Februar) wurden den Leuten vor alten Zeiten in der Kirche zwei Kerzen kreuzweise über den Hals gelegt und dabei ein Gebet verrichtet. Dies sollte sie vor Halsschmerzen schützen.

Wer sich am Johannisabend, während die lustige Dorfjugend glühende Feuerrädchen in die dunkle Nacht hinaus schleudert, im Flachsfelde wälzt, braucht sich vor Rückenschmerzen nicht zu fürchten. Wer sich beim ersten Donner nach Neujahr zu Boden wirft und sich dann wälzt, ist gegen Seitenstechen gefeit. Wer am Neujahrsmorgen vor Sonnenaufgang Wasser holt, vom »Shippling« etwas hineintaucht und es auf nüchternen Magen ißt, wappnet sich ebenfalls gegen Seitenstechen. Ebenso derjenige, der am Neujahrstage ein Stückchen vom »Shippling« beim Brunnen »setzt«; wer es aber aufnimmt, ladet sich damit diese Krankheit auf.

Von einer Geschwulst wird man sicher befreit, wenn man nachstehende Formel dreimal hersagt: »Geschwulst, ich gebiete dir im Namen Jesu Christi, daß du dem N. N. so wenig schadest, als unserem Herrn Jesu Christi die drei Nägel geschadet, die die Juden durch die Hände und Füße geschlagen. † † †.«

Blut stillt man mit Hilfe des folgenden Spruches, wobei man den Finger, den man mit Unschlitt bestrichen hat, auf die Wunde legen muß: »Es sind drei glückselige Stunden in diese Welt gekommen. In der ersten Stunde ist Gott geboren; in der anderen Stunde ist Gott gestorben; in der dritten Stunde ist Gott wieder lebendig geworden. Jetzt nehme ich die drei glückseligen Stunden und stille dem N. N. damit das Gliederwasser und Blut; dazu heile dessen Schaden und Wunden.«

Bei offener Ader legt man auf die Wunde drei Haare aus der Achselhöhle oder man betet zweimal: »Es gibt drei Blümlein und drei Wässerlein. Das erste ist Gott Vater, das zweite ist Gott Sohn, das dritte ist Gott heiliger Geist. Blut bleib' stocken! Blut bleib' stehen!«

Wer Sommersprossen vertreiben will, besuche eine ihm ganz fremde Kirche und wasche sich dort mit geweihtem Wasser; danach lasse er einen mitgebrachten Stock daselbst zurück.

Bei »Wildnis« räuchert man die Kinder mit dürrer Laube, das auf den Bäumen überwinterte, oder auch mit Strohhalmen, die man beim Aufräumen auf dem Bette in gekreuzter Stellung fand.

Kinder, die an »Haaroch« (Kinderkrankheit) leiden, werden im Tau, der am Sonnwendabend gesammelt wird, oder in einem Bade aus Eisenfeilspänen gebadet.

Hühneraugen wird man los, wenn man sie bei abnehmendem Mond dreimal mit dem Gipfel einer frisch ausgehobenen jungen Tanne berührt und dabei die Worte spricht: »Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes« (ohne Amen). Daraufhin setzt man das Bäumchen mit der Spitze nach unten in die Erde.

Kindern, die von Friesen heimgesucht werden, reißt man das Gewand vom Körper, wirft es in fließendes Wasser und sucht schnell das Weite, ohne sich noch einmal umzublicken.

Zahnschmerzen werden vertrieben, wenn man einen Sargnagel dreimal in den hohlen Zahn steckt, ihn dann im Keller gegen Sonnenaufgang in den »Legnar« (Balken als Unterlage für Fässer) einschlägt, dabei die Worte sprechend: »Zahnschmerz, du mußt vergehen. In Petrus Namen vertreib' ich dich!«

Wer einem Epileptiker, ohne dabei ein Wort zu reden, einen Backenstreich gibt, wenn er ihn das erstemal fallen sieht, heilt ihn damit von dieser schweren Krankheit.

Bei Fieber kocht man gebrannte Engelwurzeln in einem halben Liter guten Wein und reicht dies dem Kranken.

Kolik vertreibt man durch den Spruch: »Mutterhecke, Mutterlette, leg' dich an dieselbe Wand, wo dich Gott hat hingesandt. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.«

Bei Würmern empfiehlt sich folgender Zauberspruch, dreimal aufgesagt: »Petrus und Jesus führen auf den Acker, drei Furchen zu ackern auf drei Würmer; der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist rot. Hiermit sind dem N. N. alle seine Würmer tot.«

Wer sich von Warzen befreien will, wasche sie bei zunehmendem Monde ab und spreche, diesen zugleich anblickend: »Bues i uönschag, dos nimm aüf, bues i uängraif, dos nimm ub!« (was ich anschau, das nehme auf, was ich angreife, das nehme ab!) — Wer während der Wandlung die Hände dreimal gegenseitig abwischt, verliert die Warzen ebenfalls bald.

Bei Kopfweh legt man dem Kranken Kren oder Sauerteig auf die Fußsohle, oder ein rohes Ei, auf weißes Brot aufgetragen, um den Kopf. Opfert man ein Kopftuch auf diese Meinung hin in der Kirche, so hat dies gleichfalls große Wirkung.

Wenn das Augenlicht versagt, kocht man Rindsleber. Während sie der Kranke ißt, muß er in den Mond sehen.

Ein Kind, das schweren Atem hat, oder jemanden, dem auf dem Halse ein Geschwür wächst, soll man durch einen hohlen Stein schleifen, wobei er das Hemd abstreift; er wird bald genesen.

Bei Gelbsucht uriniert der Kranke in eine Möhre, worauf diese in der Darre aufgehängt wird.

War vor alters her bei Rindern die Ruhr ausgebrochen, so rieben zwei Männer solange mit einem »Vorscheit« auf der Türschwelle der Scheuer, bis sie Feuer fing. Damit nahm man dann die Räucherung des Rindes vor.

Verrenkt ein Rind ein Bein, so wird es auf einen Rasen geführt und davon so viel ausgeschnitten, als der Fuß bedeckt. Dieses Stück Rasen wird dann verkehrt auf einen Zaunpfahl gesteckt. Andere wieder winden um das kranke Bein des Rindes »a tanggischai Bit« (ein verkehrt gedrehtes Flechtreis) von einem Pflaumenbaum.

III. Wetterregeln.¹⁾

Fällt Reif, so verändert sich das Wetter in zwei Tagen. Ein Regenbogen am Abend gilt als Vorbote schönen Wetters. Haselnüsse sieht der Landmann nicht gern, denn ist die Staude reich an Nüssen, ist das Feld arm an Früchten. Kräht der Hahn auf dem Misthaufen, so deutet dies auf schönes Wetter. Rupfen die Hühner Gras, so ist schlechtes Wetter im Anzuge. Früh abgefallenes Laub im Herbste prophezeit ein gutes Obstjahr. Im anderen Falle steht ein strenger, aber kurzer Winter bevor. Sammelt sich das Laub unter den Bäumen und bleibt es dort liegen, so weckt dies Hoffnung auf ein gutes Jahr. Solange sich die Bäume unter der Last des Schnees zur Erde neigen, ist noch Neuschnee zu erwarten. Irrt der Bär noch spät im Herbste herum, so rechnet man auf einen milden Winter. Verkriechen sich die Vögel unter die Dächer, so wird dies als ein Zeichen schlechten Wetters angesehen. Vor einem Schneefalle fressen die Rinder mit großer Gier. Tollen sie bei der Tränke wild im Freien umher, so kann man sich auf schlechtes Wetter gefaßt machen, schlagen sie im Stalle aus, auf große Kälte. Bellt der Fuchs, gewinnt bald der Südwestwind die Oberhand und dann steht schlechtes Wetter auf der Tagesordnung. Spinnt eine Spinne ihr Netz während der Nacht im Freien, so ist Regen zu gewärtigen. Donnert's im Winter, wenn der Tag[☉] abnimmt, so schneit es nicht. Fisolenranken, die über die Stäbe hinaus spinnen, sollen ebenso hohen Schnee anzeigen. Ziehen die Rehe schon zeitlich im Herbste aus dem Walde, wird sich früh der Winter einstellen. Wechseln sie schon vor Allerheiligen ihr Kleid, so steht ein langer Winter vor der Tür. Bilden sich während des Regens an der Oberfläche des Wassers Blasen, so

¹⁾ Vergl. „Grazer Tagblatt“ Nr. 297 vom 26. Oktober 1905.

verrät dies einen langen Regen. Vor Martini gefallener Schnee findet keinen sicheren Grund, er verschwindet bald wieder. Der Landmann meint dazu: »Geht man vor Martini auf dem Eise, so geht man danach auf dem Kote. Ist zu Martini schönes Wetter, so gibt's in drei Tagen Schnee.«

Ist's während der Christnacht finster, so geht dem Landmanne das Futter aus, denn finstere Metten, finstere Scheuer.

Die Gegend, die der Nebel am heiligen Dreikönigsmorgen überflutet, bleibt dasselbe Jahr arm an Bucheln.

Zu Pauli Bekehrung (25. Jänner) ist Mitte Winter, da muß der Bauer noch die Hälfte Futter und zwei Dritteln Getreide haben.

Schneit es am Faschingtag, gedeihen die Hülsenfrüchte gut.

Ist das Firmament am Karfreitag, wenn sich die Sonne erhebt, heiter, so versengt der Reif dieses Jahr die Früchte des Feldes.

Regen am Ostersonntag macht, daß die Pflaumen in »Hörner« übergehen.

Ist zu Gregori (12. März) schönes Wetter, so sagt man: »Göre geat erscht aühin, ar b'rt erscht uhar schüt'n!« (Gregor geht erst hinauf, er wird erst herabschütten!)

Das Regenwasser zu Georgi (24. April) ersäuft alle Mäuse des Feldes.

Regnet's zu Medardi (8. Juni), so regnet's bis St. Veit (15. Juni), regnet's zu St. Veit, so regnet's 40 Tage.

Zu Margareta (13. Juli) soll es schön sein, denn »Mogriat'n de Lacklein köchnt lare Shacklein?« (Margareten-Lachen kochen leere Säcke!)

IV. Legend en.

1.

Eines Nachts trug Petrus heißes Verlangen nach süßem Honig. Er schlich sich an ein Bienenhaus heran, holte sich den schwersten Stock und stapfte mit seiner Last davon. Aber er hatte die Bienlein in ihrer Nachtruhe gestört und schnell kroch eins vors Loch, um nach dem Störenfried zu sehen. Petrus hatte Eile mit seiner Beute und gewahrte nicht, wie etwas auf seine Wange surrte. Doch als ihm das Bienlein seinen Stachel weit ins Fleisch bohrte, da kreischte er laut auf und warf den Stock weit ins Kornfeld.

Als er eines Tages mit Christus durch ein vom Hagel vernichtetes Ackerland schritt, redete er diesen also an: »Herr und Meister, warum hast du das getan?« Jesus erwiderte kurz: »Weil ich die Bösen züchtigen wollte.« Petrus darauf: »Warum schwingst du aber deine Rute über Gute und Böse?« Da wandte sich Jesus mit den Worten zu Petrus: »Petrus, warum hast du wohl den ganzen Stock verschmäht, da du dich nur über ein Bienlein zu beklagen hattest?« Petrus holte tief Atem und schwieg.

Seither versucht man vergebens, die Bienenzucht in einem Hause einzuführen, in dem eine Person den Namen Peter führt.

2.

Als Jesus einst durch ein Dorf wanderte, sah er mehrere Weiber müßig am Wege stehen, die ihre Lästermäuler weit aufsperrten und neugierig nach ihm gafften. Da trat er zu ihnen und sagte: »Wißt ihr nichts Besseres zu tun, als den guten Namen eurer Nachbarn zu zerpfücken?« Da sie keine passende Antwort wußten, raffte Jesus eine Handvoll Erde auf und warf sie über ihre Köpfe hinweg. Dann schritt er weiter.

Seit jener Zeit aber haben die Weiber viel mit dem Kämmen ihrer Haare zu schaffen, um sich vor Läusen freizuhalten.

3.

Eine Frau in ärmlichen Verhältnissen gönnte sich einmal einen guten Tag und tat ein fettes Huhn in den Topf. Schon war ihr Hunger gestillt und noch stand fast eine volle Schüssel vor ihr auf dem Tische. Da sprach sie vor sich hin: »Wenn nur jemand käme und sich an dem guten Essen gütlich täte! Denn morgen ist Freitag, da kann ich das Fleisch nicht essen!«

Da humpelte auch schon ein Bettler zur Türe herein und seine erste Bitte galt einem warmen Imbiß.

»Setzt euch nur zur vollen Schüssel und eßt, so viel es euch freut,« redete die Frau freundlich auf ihn ein.

Der Mann ließ sich's nicht zweimal heißen, holte einen Bissen um den anderen aus der Schüssel, bis sie völlig ausgelöffelt war. Er konnte hernach der Frau für ihre Güte nicht genug danken und segnete das Haus schließlich mit den Worten: »Gott gebe euch viel Glück bei der Arbeit, die ihr heute beginnen werdet!«

Als nun die Frau Mehl und Sieb nahm, um das Mehl zu reinigen, da wollte es schier kein Ende nehmen den ganzen Tag, bis sie Mehl genug hatte und noch ein gut Stück davon verkaufen konnte.

Das alles hatte ihre habsüchtige Nachbarin mit neidischen Augen mit angesehen. Sie wünschte sich ebenfalls einen solchen Bettler, den sie reichlich bewirten wollte. Als sich alles wie das erstemal zuge tragen hatte, da wollte sie sich ans Geldzählen machen, doch mußte sie zuvor noch dorthin gehen, wohin jedermann zu Fuß geht.

Da war es aus und geschehen mit dem Geldzählen, denn die begonnene »Arbeit« wollte auch diesmal kein Ende nehmen den ganzen Tag.

4.

Jesus fragte einst eine Frau, die ihr Kind auf den Armen schaukelte, ob sie es lieber drei Jahre auf den Armen tragen, als übers Haus werfen lassen wolle. Da antwortete die Frau, sie wolle es lieber drei Jahre auf den Armen tragen.

Seit jener Zeit dauert es drei Jahre, bis die Kinder auf die Beine kommen.

II. Kleine Mitteilungen.

Die Sonnwendfeier in Niederösterreich in alter Zeit.

Von Heinrich Moses, Neunkirchen.

Der Brauch, zur Zeit der Sommersonnenwende (21. bis 23. Juni) Höhenfeuer anzuzünden, scheint in älterer Zeit in Niederösterreich allgemeiner gewesen zu sein als heutzutage. War doch damals der Sonnwendtag noch ein sehr mythischer, für das wirtschaftliche Leben des Volkes bedeutungsvoller Kalendertag. Man findet daher nicht selten alte Urkunden mit dem Ausstellungsdatum „am Sonnwendtag“, ja selbst die Datierung „vor Sonnwendtag“ oder „nach Sonnwendtag“ war ehemals gebräuchlich.

Zum Schwinden dieses alten Opferbrauches mögen teils die großen Umständlichkeiten, welche dabei erforderlich sind, wie zum Beispiel die Herbeischaffung des vielen Holzes, teils die vielen Brände, welche durch unvorsichtige Hantierung beim Abbrennen der Sonnwendfeuer entstanden sein dürften, beigetragen haben.

Aus letzterem Grunde haben viele Dorfborgkeiten die Abhaltung des Sonnwendfeuers bei Androhung einer bedeutenden Geldstrafe verboten. So heißt es im Baubuche von Grillenberg bei Pottenstein aus dem Jahre 1747:*) „Zu dem Ende (Feuersgefahr) solle auch das Schüßen in Dorf an Rachnächten, Freuden- und Hochzeittagen, wie dann auch Sonnenwenthfeuer nächst am Ort zu halten unter vorigen Wandl (Strafe 12 Schilling Pfennige) und besonderer Leibsstraff unterstellig verbleiben.“

Aus demselben Grunde wird in Weikendorf am Marchfelde laut Observationes**) vom 18. Jänner 1697 „zur abhaltung der Feuersgefahr daß sonnenwenthfeuer . . . alles ernst verbotten“.

Im Baubuch von Aspern a. D. aus dem Jahre 1760***) heißt es: „Deswegen (Feuersgefahr) auch das schüßen im Dorf an denen rauchnächten, freuden- und hochzeittagen oder sonnenwenthfeuer nächst am orth bei obigen wandl (12 Schilling Pfennige) und besonderen leibsstraff abgesteller verbleiben solle.“

Da und dort wurden die Sonnwendfeuer auch aus kirchlich-religiösen Gründen verboten.

So heißt es in dem Taiding des vorgenannten Ortes Weikendorf aus dem Jahre 1555: „solle wegen großer ärgernus in vigilia s. Joannis als an einen gebottenen fastag nit gestattet werden das sonnenwenthfeuer aufzurichten, noch weniger ein Danz, welcher sich aber über diß mehr mallen vergreifen und darbei sehen wurde laßen, solle mit 1 Gulden 30 Kreuzer abgestrafft werden.“

In dem Fischtaiding zu Klosterneuburg vom 26. Juli 1609†) wird angeordnet: „Item, das vischmaister das sonabentfeuer altem herkumben und gebrauch nach durch verbott des alhieigen stattrichters nicht gehalten und wider alles recht abkumben und verbieten lassen.“

In Rosenberg am Kamp wurden am Sonnwendtag alle Zäune jener Vorgärtlein, welche nicht aus alter Zeit stammten, niedergerissen und zum Sonnwendfeuer verwendet. Die betreffende Weisung lautet: „So ist mer zu melden: alle fürfang vor den Fenstern die nit von alter heerkumben sein, die sullen en dem sunabent weckebrochen werden, so mügen si die jungen knecht zu dem sunabentfeuer abrechen und sein niemant darumb pflichtig, und als oft sie ain tag nach dem sunabent ain tag steen und als oft ainer beklagt würdet, ist er als oft zu wandel verfallen 72 Pfennige.“

*) Gustav Winter: „Österr. Weistümer“, I. Bd.

**) Derselbe, II. Bd.

***) Ebendort, II. Bd.

†) Ebendort, I. Bd.

Der Bock als Entdecker der Weintraube, der „Weißerbock“ und die „Weinberggoas“.

Von Robert Eder, Mödling.

(Mit 1 Textabbildung.)

Angeregt durch den Artikel „Die Weißberggoas“ von Professor Dr. L. Linsbauer in dieser Zeitschrift (XV. 1909, III.—IV. Heft), hielt ich in Mödling und der näheren Umgebung Umfrage, ob hierorts diese alte Sitte bei der Weinlese bekannt sei.

Vorerst frug ich den Obmann der Hauerzunft in Mödling, der aber von dem Brauch nichts wußte; dann wendete ich mich an den hochbetagten Hauer Auer; der kennt den „Weißerbock“, welcher während seiner Jugendzeit noch hie und da von den Hauern verfertigt wurde. Er hatte nach seiner Beschreibung die Gestalt eines Ziegenbockes, war

auch sonst sehr schön und reich geziert und hatte oft die Größe eines Bockes. Die Anfertigung war nicht leicht, da es eines Gestelles bedurfte, an dem hauptsächlich der Bockkopf zu sehen sein mußte. Als ich ihm das Bild des Holzgestelles (Fig. 31 dieser Zeitschrift) zeigte, rief er aus: „Das ist ja ein Weißbockgestell!“ Weiterhin sagte er, daß der Besitzer einen großen Wert auf solch einen Bock legte und ihn oft lange aufbewahrte. Auch die Weingärtnerin Schuster, Mödling, Kirchengasse 3, meinte bei Besichtigung der Abbildung der „Weißberggoas“, daß man solche Sachen früher wohl verfertigt habe; „und das ist sehr recht,“ setzte sie hinzu, „daß man den Bock so verehere, weil er ja die Weintrauben entdeckt hat.“ Als sie dies sagte, entgegnete ein dabei stehender alter Hauer: „Das ist ja nicht wahr, dies war ja der Noah.“ Die Frau rief aber ihre erwachsenen Kinder, die bestätigen mußten, daß der Bock die Trauben entdeckte. Nun erzählte sie folgendes, was ich möglichst mit ihren Worten wiedergebe: „Ein Halter hat Ziegen gehütet und da ist ein Bock verschwunden. Nachdem er den Bock nicht hat finden können, ist er ganz in das Gebüsch hineingegangen und da waren viele wilde Reben, und der Bock hat so viel davon gefressen, daß er schon ganz wampert war und ein paar Beeren sind ihm noch aus dem Maul gehängt. Der Halter hat die Beeren gekostet, die ihm sehr gut geschmeckt haben, und er hat so viel gegessen, daß er einen Rausch bekommen hat, und von da an haben sie die Weinreben gepflanzt auf ordentliche



Fig. 60.

Faßboden mit Noah und Bock.

Art und Weise, und von dieser Zeit besteht der Weinbauerstand, der so vielen Brot und Nahrung gegeben hat.“

Als ich nun weiter forschte, erfuhr ich vom Landwirt Grobmüller aus Hochleiten bei Gießhübel einen nun längst vergessenen Brauch, der mit der „Weißberggoas“ große Ähnlichkeit hat. Letztere kennt er nach der Abbildung nicht, aber er erinnert sich, daß seine von dort gebürtige Mutter einen „Weißerbock“ verfertigen konnte. Auf einer Holzplatte wurde ein Stock senkrecht eingesetzt und an diesen Weintrauben, Obst und Blumen gebunden, jedoch so, daß das Ganze eine Pyramide bildete, an deren Spitze sich als Krönung ein Apfel befand, der an dem Stock angespießt war. Solche Traubenzusammenstellungen wurden nach der Lese bei besonderen Anlässen an Freunde und Bekannte gespendet. Weiterhin teilte mir Grobmüller mit, daß die vier kreuzweise in die Erde gesteckten Hölzer, auf welche die nicht gebrauchten Weinstecken gelegt werden, damit diese nicht auf der Erde zu liegen kommen, „Weinberggoas“ oder „Goas“ heißen. Ein anderer Hauer sagte mir, daß diese „Weinberggoas“ nur aus „kurzen Stecken“ gemacht

werden. (Nebenbei sei bemerkt, daß ich mich aus meiner Kindheit erinnere, den Namen „Goasdutten“ für eine bestimmte Sorte Weintrauben gehört zu haben, die besonders große Beeren aufweist.)

Ich glaube, daß der „Weißerbock“ der ursprüngliche Brauch gewesen sei, was auch aus der von Dr. Linsbauer gebrachten schriftlichen Mitteilung des Weinbauinspektors Herrn Karl Katschthaler hervorgeht, nach welcher in dessen Amtsbereiche bei Wahl des Obmannes der Hauerzunft und dem Feste der Übertragung der Zunftlade der Tisch des Vorsitzenden mit einem Traubenbocke geschmückt wurde. Später erst mag der Name „Weißbergoas“ hie und da aufgekommen sein.

Das Aufstellen des Traubenbockes auf den Tisch der Zunft dürfte als Rest eines Vegetationsopfers aufzufassen sein. Dereinst wurde wohl bei Erntefesten ein wirklicher Bock der Vegetationsgottheit Thor-Donar geweiht. An Stelle des Bockes wurde nun bei den Winzern der „Weißerbock“ aufgestellt und dann verzehrt. In betreff des Bockes als Naturdämon verweise ich auf Elard Hugo Meyer „Germanische Mythologie“, S. 100 f., und in betreff des Bockopfers auf Dr. Max Höfler „Weihnachtsgebäcke“, Supplementheft III zu Band XI dieser Zeitschrift, S. 64 und Fig. 45. Aber schon in prähistorischer Zeit finden wir auf den halbmondförmigen Tongebilden, den sogenannten „Mondidolen“ aus Grabhügeln der ersten Eisenzeit bei Ödenburg, Doppelprotome von Widder (Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von M. Hoernes, S. 504 und Tafel XVI). Auch bei Mödling (Kalenderberg) habe ich einen solchen Widderkopf eines Mondidols aus Ton gefunden, der sich mit meinen prähistorischen Aufsammlungen aus hiesiger Gegend im k. k. naturhistorischen Hofmuseum befindet.

Der Bock dürfte in germanischer Zeit ein hervorragendes Kulttier gewesen sein; dies zeigt schon der noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Böhmen üblich gewesene Brauch am 25. Juli, dem sogenannten „Jakobstag im Schnitt“ oder „in der Ernte“, an welchem ein mit Blumenkränzen und vergoldeten Hörnern schön geschmückter Bock, der vorerst in feierlichem Umzuge mit Musik und Gesang herumgeführt wurde, von einem Felsen, einem Turme oder vom Dachboden herabgeworfen wurde.*) Das Blut wurde aufgefangan, getrocknet und aufbewahrt, um es gelegentlich als Heilmittel gegen verschiedene Schäden, dann Blutsucken und Fallsucht anzuwenden. („Festkalender aus Böhmen“ von O. Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld, S. 363 f.) In „Vergleichender Volksmedizin“ von Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld finden wir den Bocksbart in einer Silberhülse, aus dem Museum für österreichische Volkskunde in Wien, als Mittel gegen das Verschreien der Kinder (Hohenruppersdorf, N.-Ö.), Bd. II., S. 900, abgebildet; dann die Anwendung des Bocksblutes bei verschiedenen Krankheiten, auch Epilepsie, Bd. II., S. 30, 40, 89, 165, der Bocksleber, Bd. II., S. 210, erwähnt. Übrigens gilt der Ziegenbock heute noch als Abwehrmittel; so sah ich einen solchen in der Oberlausitz in einem Kuhstall stehen, und auf meine Frage, warum derselbe sich unter der Menge der Kühe befinde, wurde mir die Antwort, daß dies so Brauch sei, da er Schädliches von den Kühen abhalte und das Verkalben verhüte. Auch in Niederösterreich wird der Ziegenbock im Kuhstalle aus gleichem Beweggrunde eingestellt, wie mir Weingärtner Folkner in Mödling mitteilte.

Herr Franz Folkner, Weingartenbesitzer in Mödling, teilte mir mit, daß der „Weißerbock“ in Form einer Pyramide in Petersdorf (Perchtoldsdorf) bei dem am Leonharditage (6. November) stattgefundenen Einzuge der Weinhüter bei Musikbegleitung im Zuge getragen wurde, und zwar war dieselbe auf einem Stock befestigt. Nach dem Hochamte soll sie dem Pfarrer als Gabe überreicht worden sein. Der Weinhüterzug bewegte sich vom „Gebirge“ (Weingärten) durch die jetzige Elisabethstraße in die Kirche. Jedenfalls ist die Pyramide eine Verkümmerng der alten Sitte des „Weißerbockes“ in Form des Bockes.

Noch will ich auf ein Kinderspiel hinweisen, das ich in Nordböhmen kennen lernte, welches den Zusammenhang des Bockes und des Weingartens in sich schließt. Zwei der

*) Der Bocksturz war auch in Deutschland nach Sepp: „Die Religion der alten Deutschen“ in Brauch.

Spielenden halten die linken Hände zusammen, das dritte der Mitspielenden läuft bei jedem einzelnen Spruch durch das von den Händen gebildete Tor, indem von einem der ersteren gesagt wird:

„Geh mir nicht in den Weingarten“,

„Iß mir nicht die Beeren ab“,

„Sonst kommt der Bock“,

„Der stößt dich“. (Das durchlaufende Kind bekommt einen Klaps.)

„Jetzt haben wir dich.“ (Die Hände werden schnell herabgelassen und dadurch wird getrachtet, das Kind zu haschen.)

Auch bei Goethe findet sich eine Anspielung auf Bock und Weinstock, wie mich ein Goethe-Kenner aufmerksam machte. In „Faust“ I. Teil, Auerbachs Keller in Leipzig, heißt es:

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock.

Danach könnte man schließen, daß dem Altmeister die Ziegenbocksage bekannt geworden ist; in der ersten Fassung des „Faust“ kommt, wie ich höre, diese Stelle nicht vor.

Die Beziehung des Bockes zum Weinbau zeigt sich weiterhin im Siegel der Hauerzeche von R e t z, auf dem die eine Seite einen aufgerichteten Bock aufweist. Sonst sei noch beigefügt, daß das den Wienern wohlbekanntere Peregrinikpfel, das von Fußleidenden verzehrt wird, nach der „Monatsschrift des Vereines für Volkskunst und Volkskunde in München“, Jahrgang I, S. 51, das Bockopfer vertritt.

Aus dem Leben der niederösterreichischen Hauerbevölkerung.

(Eine Hauerstrafe in Mödling und das Verbot über das Entfremden der „Überstuck“ aus dem Jahre 1452. — Der Vogel „Steckenschlager“. — Die Hauergruppe bei der Fronleichnamsprozession. — Der „Weinfeind Medardus“.)

Von R o b e r t E d e r, Mödling.

Ein alter Hauer in Mödling, mit Namen Auer, teilte mir mit, daß noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts derjenige Hauer, der seinem Nachbarn Weinstecken stahl, mit denselben am Mödlinger Kirchentore stehen und sie den Kirchenbesuchern zum Ankaufe anbieten mußte.

Ein Verbot über das Entfremden der „Überstuck“, das sind Weinstecken, eine Daumenelle lang, vom Daumenende bis zum Ellenbogen gemessen, findet sich schon nach Dr. Karl Giannoni („Geschichte der Stadt Mödling“, S. 72 f.) in einer Urkunde König Ladislaus' von 1452 (28. November) in der Mödlinger Pancarta, und war eine Strafe von zwölf Pfennige angesetzt, zur Hälfte dem Landesherrn, zur Hälfte dem Grundherrn der Übertreter; im Wiederholungsfalle aber waren gesessene Leute an Leib und Gut zu strafen, „Gletter und ledig leuth die soll man durch die Hand prennen oder sunst schwerlich an irn leiben pessern on alle gnad.*) Wie wichtig aber die Strafhandlung dieses Vergehens aufgefaßt wurde, ergibt sich aus einer Bestimmung, nach welcher der Richter von Mödling, wenn er dagegen nicht aufkommen konnte, sich an Bürgermeister, Richter und Rat von

*) Gesessene waren nach Giannoni (ibid. S. 71 f.) Bürger des Marktes, die im Besitze aller Vollrechte gewesen sind. Gletter, auch Häusler genannt, waren Inhaber der kleinen Hofstätten und bestand deren Erwerb neben der kleinen Eigenwirtschaft in der Bestellung der Weingärten für die Gesessenen; sie gehörten zu den minderberechtigten Inwohnern oder Inleuten, zu denen auch die Weinzierle und Tagelöhner zählten, die zur Miete wohnten. Unter „ledig leuth“ werden wohl die beiden letztgenannten Gruppen zu verstehen sein. Indes die Gesessenen sich die Bestellung der Weingärten auswärtiger Besitzer selbst gesichert hatten, wozu ihnen, wie zur Arbeit in ihren eigenen Weingärten, die Gletter und Inleute nach den Lohnsätzen Herzog Albrechts II. von 1352 und 1353 zu dem festgesetzten Taglohn von fünf bis sechs Pfennige zur Verfügung standen, durften die Gletter und Inleute nur einen „hie gesessenen“, nicht aber für die Gäste bauen. Gesessene pachteten auch von den auswärtigen Besitzern Weingärten gegen Abfuhr des halben Ertrages, „Halbbau“, eine Vereinbarung, die heute noch unter demselben Namen durchgeführt wird. (Der Wert eines Pfennigs beträgt ungefähr $4\frac{1}{3}$ h im heutigen Geld.)

Wien, denen der König hierin Gewalt gegeben hatte, wenden soll, und wenn es sein mußte, schließlich an den Landmarschall.

„Überstück“ werden heute noch die nicht mehr brauchbaren Weinstecken genannt.

Aus der Auslegung des Gesanges eines Vogels geht hervor, daß kurze Stecken in einem Weingarten als tadelnswert galten. Ein Badener Hauer teilte mir mit, daß ein Vogel, der sich mit Vorliebe auf Weinstecken setzt und von diesen seinen Gesang ertönen läßt, bei Baden „Steckenschlager“ genannt und sein Lied mit „Kurze Stecken und koa Mist“ gedeutet wird, womit gemeint ist, daß ein Weingarten, in dem kurze Stecken sind, voraussichtlich auch nicht genügend gedüngt sei. Den Namen des Vogels konnte mir der Mann nicht sagen; die Goldammer, deren Gesang vom Volke mannigfach ausgelegt wird und die ich für den „Steckenschlager“ hielt, da die Worte zu dem schlichten Liede derselben passen würden, ist es, nach der allerdings recht mangelhaft mir gegebenen Beschreibung des Vogels, nicht, vielmehr könnte es nach dieser der Steinschmätzer (*Saxicola oenanthe*) sein, der sich auch auf den in der Nähe der Weingärten aufgeschichteten Steinhaufen aufhält und sich auf die benachbarten Weinstecken setzt, von wo er seine einfachen Strophen hören läßt.

Ein eigentümliches Schauspiel bietet bei der Fronleichnamsprozession in Mödling die Gruppe der Hauer. Man sieht eine Standarte mit dem Bildnis des heiligen Otmar mit der Traube, des Patrons der einstigen Zunft (als solchen bezeichnet ihn G i a n n o n i, *ibid.* S. 76, sonst gilt der heilige Urban als Patron des Weinbaues), getragen von einem jungen Hauer, weißgekleidete Jungfrauen mit dem Weinstock, Musikanten und schließlich die Hauer Gilde mit ihrer mächtigen Fahne, die im Bilde Noah mit dem von ihm gepflanzten Weinstock als Vorbild des heiligen Abendmahles, dann den heiligen Otmar zeigt — dies trug seit jeher zur besonderen Glanzentfaltung der Prozession nach Ansicht der Teilnehmer des Umzuges sowie der vielen Zuschauer von Mödling und Umgebung bei. Die Fahne wiegt gegen fünf bis sechs Zentner, weswegen der Träger der Hauptstange von Trägern, die Beistangen führen, unterstützt wird. Jener Hauersohn, der im Vorjahre die Standarte trug und volljährig geworden ist, wird als würdig erkannt, die Hauptstange zu tragen. Vor ihm, nach rückwärts schreitend, bewegt sich ein Hauer, mit seiner Stange die schwere Fahne im Gleichgewicht haltend, seitwärts marschieren je zwei Paar Hauer, und zwar vier Mann außen, vier innen, mit ihren Stangen die Fahne stützend. Diese Beistangen sind mittels Haken in die Ösen der Fahne eingefügt und die Träger bewegen nun diese während des Zuges von Altar zu Altar im Rhythmus stoßweise nach aufwärts, womit bezweckt wird, daß der Haken einer der Beistangen aus der Öse herausspringt, in welchem Fall jener Träger, dem dies geschieht, die übrigen Mitbeteiligten mit Wein zu regalieren hat. Früher trugen die Männer Arbeitsgewand, die blauen Leinwandschürzen aufgewickelt und nach rückwärts gesteckt; jetzt kommen sie in schwarzen Festkleidern mit Zylinderhüten. Das Tragen der Hauptstange kommt teuer zu stehen, man spricht von mehr als zweihundert Kronen, da der Träger nicht nur die Musiker zu zahlen hat, sondern auch für die Bewirtung der übrigen Träger, der Fahnenjungfrauen und Musiker sorgen muß, und zwar nach dem Fronleichnamsumzuge sowie am nächsten Morgen nach Übertragung der Standarte in die Kirche, wo sie wie die große Fahne aufgestellt bleibt.

In diesem Jahre hat es sich ereignet, daß die Hauer an der Prozession nicht teilnahmen, da sich keiner gefunden hatte, der die Ehre des Tragens der Hauptstange der Fahne übernehmen wollte, wegen der großen hiermit verbundenen Kosten.

Außer den erwähnten Heiligen St. Otmar und St. Urban scheint noch ein dritter Heiliger den Hauern nahestanden zu sein. Im Süden von Mödling, auf dem Feldfahrweg gegen die Guntramsdorferstraße, steht eine aus Ziegeln gemauerte, weiß überfünchte Säule, auf welcher sich eine nun arg verstümmelte Figur befindet. An dem Gesimse der Säule steht vorne R. (renoviert?) 1750. V., rückwärts R. 1834. V. Die Säule stand dereinst mitten in den Weingärten von Mödling. Nach Aussage einer Hauerin stellte die Figur den Fürsten dar, welcher den Weinbau hierorts einführte. Ein Hauer, der in der Nähe der Säule arbeitete, wußte mir anderen Bescheid zu geben. Er bezeichnete die Figur als den „Weinfeind Medardus“. Die Figur hielt seiner Schilderung nach in der einen

Hand eine Sense, in der anderen Kornähren und Weintrauben, welche noch an der Figur zu sehen sind. Der Sage nach hätte der Weineind die Weintrauben mit der Sense abgehauen. Ein anderer alter Weingärtner, den ich der Kontrolle wegen frug, bestätigte mir die Sage, mit der Ergänzung, daß Medardus dies in der Trunkenheit getan habe.

Obwohl es im Volksmunde heißt: „Medard bringt keinen Frost mehr, der dem Weinstock gefährlich wär“, gilt dieser Heilige doch allgemein als ganz gefährlicher Patron. So heißt er nach Dr. Rudolf Müldner („Das Buch vom Wetter oder das Wetter im Sprichwort“, S. 57) im Etschtal, weil er so häufig die Heuernte durch Regen stört, nur einfach der „Heubrunzer“, und der Franzose hat ein Sprichwort: „Saint Medard est un grand pissard.“ In Niederösterreich gilt die Wetterregel: „Regnet's am Medardustag, regnet's noch vierzig Tag darnach“; sowie „Macht Medardus naß, so regnet's ohn' Unterlaß.“

Leicht konnte bei einem so gefürchteten Wetterheiligen sich die Sage bilden, daß er ein Weineind sei und die Trauben mit der Sense abhaue, denn der Medardustag fällt auf den 8. Juni, die Zeit, in welcher der Wein in Blüte steht.

Einkeilen von Krankheiten im Innviertel.

Von Hugo v. Preen, Osternberg.

Vor einiger Zeit bekam das Schärdinger Museum eine Anzahl Eichbaumteile aus der Säge, die deutliche Spuren von Einkeilungen aufwiesen. Das Einkeilen von Krankheiten, ein noch bis heute üblicher Brauch, gehört zu den selteneren Sympthiemitteln. Auf den Schärdinger Fund hin ging ich der Sache in unserer Gegend nach und erhielt aus der großen Säge bei Braunau eine Anzahl Kupfermünzen, die der Sägeknecht bei Bearbeitung eines Eichenstammes aus den Bohrlöchern entfernte. Durch Zufall lernte ich einen Totengräber kennen, einen sogenannten Anwender, der mir auch den ganzen Vorgang des Krankheiteneinkeilens mitteilte.

Wer Leibschaaden oder Fraisen hat, schickt zum Anwender. Dieser schneidet dem Kranken zuerst die Nägel an der linken, dann an der rechten Hand, hierauf die des linken und dann des rechten Fußes und wickelt sie in ein Papier. Ehe der Anwender den Kranken besucht, hat er auf dem Wege dorthin mit einem Bohrer in eine junge Eiche ein Loch gebohrt und das im Bohrer gebliebene Holz in Papier gewickelt. Die Nägel und das in Papier gewickelte Holz werden auf folgende Art in das schon gebohrte Loch der jungen Eiche verkeilt. Bemerkenswert muß übrigens werden, daß diese Prozedur nur vor Sonnenaufgang an einem ersten Freitag im Monat und bei abnehmendem Mond, wenn sie helfen soll, vorgenommen werden darf. Das Beten spielt, wie bei allen derlei Vorgängen, eine Rolle. Nägel und Holz werden gemischt in das Loch der Eiche gesteckt, hierauf stopft er noch Werg, und wenn er eine im Friedhof gefundene Silber- oder andere Münze hat, stopft er sie auch noch in das Loch und schließt es mit Wachs. Ist die Wunde im Stamm vernarbt, ist auch die Krankheit beim Patienten verschwunden.

„Fraisbetter.“ *)

Von Hugo v. Preen, Osternberg.

An einem rotseidenen Band sind alle hier genannten Gegenstände teils eingeknüpft, teils angebunden.

1. Ovale Silberanhängsel, das Hauptstück der ganzen Sammlung von angehängten Sympthiemitteln. Das Stück ist 6 cm lang, 5 cm breit und $\frac{1}{2}$ cm dick, auf beiden Seiten graviert, durch Drehen eines feinen Schraubchens zu öffnen. Auf der einen Deckelseite ist St. Christoph in ganzer Figur eingraviert mit Jahreszahl 1662, auf der Kehrseite Josef mit Christuskind. Innen diverse Reliquien, sehr kunstvoll mit Flitter etc. verziert.

2. Verschreifeige, rote Koralle, in Silber gefaßt, 2 cm lang.

3. Eberzahn, in Silber gefaßt, mit den bekannten spitz auslaufenden Blattverzierungen, $7\frac{1}{2}$ cm lang.

4. Silberne Schaumünze, 3 cm Durchmesser. Avers: Doppelporträt, Schrift: Joseph V. R. Rex S: A. M. JOSEPHA BAV. CAROLI VII FILIA. — Revers: Frauengestalt und

*) Besitzer Dr. Mark in Ried.

Genius, über ihnen auf einer Säule das österreichisch-bayrische Allianzwapen. Schrift: VOTA SEGVNDA MDCCLXV XIII Jan. Künstlerisch hervorragende feine Arbeit von A. Widermann.

5. Bocksbart, weiß, in Silber gefaßt.
6. Malachit, herzförmig, in Silber gefaßt, auf der Rückseite eine Rose eingraviert.
7. Koralle, rot, in Silber gefaßt, $3\frac{1}{2}$ cm lang.
8. Braunschweig-Lüneburger Taler. Avers: Rößl, springend. Schrift: DGRVD AVG ETA N VLRDDBR ET LVNER. — Revers: Wapen darunter ($\frac{2}{3}$) REMIGIO ALTISSIME VIII.
9. Koralle, weiß, in Silber gefaßt, 5 cm lang.
10. Korallenstein, in Silber gefaßt, à jour.
11. Doppeltaler, Doppelbildnis, schöne Prägung. Avers: LEOPOLD · AR · D · AJ · E CLAVDIA ARCHIDVCISSA AVSTRI MEDIC. — Revers: Adler mit Kranz. Schrift: DVX BVRGVMDIAE COMES TIROLIS.
12. Schwarze Verschreifeige aus Ebenholz, in Silber gefaßt, 5 cm lang.
13. Drei, einem Kleeblatt ähnlich zusammengelötete Silbermünzen (Groschen):
 - a) Münze, an der die Öse zum Anhängen sich befindet. Avers: Doppeladler FERD III ROM IM SEA 1633. — Revers: EINRIC · SCHL — ICRCOAPAS.
 - b) Avers: Einköpfiger Adler. Schrift: DVCES · SIL · LIGBRE WOL 1657. — Revers: Drei Brüder · · · LVD & CHRIST · FRAT.
 - c) Dritte Münze gleich der ersten.
14. Mansfelder Ritterguldin, schöne Prägung. Avers: ($\frac{1}{3}$) IOH GFORG COMES DE MANSFELT · NOBIL. — Revers: Wapen: AB · — K · DONIN · H · S · E · S · FORTITER ET CONSTANTER.
15. Löwentaler · 140 · Markuslöwe · Doppeltaler. Avers: SANCTVS MARCVS VENE. — Revers: Kreuz FRANC · — CONTAR · DVX VEN D · Z.
16. Silberguldin. Avers: Ganze Ritterfigur. Schrift: MAX · D · C · ARC · AV · D · BVR · M · PRV · ADMI. — Revers: Ritter zu Pferd, 1612. Rings um den Ritter 14 Wapen.
17. Verschreifeige aus Ebenholz, in Silber gefaßt.
18. Herzförmiger, in Silber gefaßter Lochstein (Blutstein), gelblich-graubrauner Kalkstein.
19. Münze, wie Nr. 17.

Zur Verbreitung von Volksliedern.

Von Konrad Mautner, Wien.

Im III.—IV. Heft des XV. Jahrganges dieser Zeitschrift bringt J. R. Bünker „Heaßzische Volkslieder“ und spricht die Ansicht aus, daß die im Dialekt wiedergegebenen spezifisch Heaßzisches an sich tragen.

Ich habe leider nicht die Zeit, an Hand der entsprechenden Literatur das Vorkommen von einzelnen Vierzeilern und Liedern oder Varianten derselben in anderen Gegenden zu verfolgen, dürfte aber mit der Annahme nicht irre gehen, daß ein großer Teil „allgemein almerischen“ Charakters ist, wie sich Dr. Werle ausdrückte, in dessen ausgezeichnete Vierzeilersammlung „Almrausch“ viele derselben zu finden sind. Einige der Bünkerschen Vierzeiler kann ich auch aus eigener Erfahrung als im Gößl am Grundlsee (steirisches Salzkammergut) vorkommend bestätigen, und zufällig habe ich die zweite Auflage der Tschischka und Schottkyschen „Österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen“ (Hartleben, Pest 1844) zur Hand, in denen auch manch ähnlicher vorkommt. Es ist jedenfalls interessant, wie die Vierzeiler wandern und auf wie große Gebiete sie sich verbreiten.

Einige der „heaßzischen“ Vierzeiler und Lieder dürften sich bei Spaun: „Österreichische Volksweisen“, Schlossar: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“, F. F. Kohl: „Echte Tiroler Lieder“, H. Neckheim: „333 echte Kärntner Lieder“ und in anderen alpenländischen Sammlungen dem Dialekt der entsprechenden Gegend gemäß oder in wenig abweichender Fassung nachweisen lassen.

Die Bünkerschen, prächtig den heañzischen Dialekt veranschaulichenden Vierzeiler und Lieder haben mich zu folgenden Glossen angeregt:

2. Der gläserne Wagen kommt auch in einem Gößler Gsangl vor.

Üwan See bin i's gfoahn
In an dläसान Wägn
Und an ieda Bua ká' já
Koañ Thomerin hábn.

Auch in einem aus Ostermiething, Oberösterreich, mitgeteilten Gsangl im 9. Heft des XI. Jahrganges der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, pag. 158, findet sich dieser merkwürdige Anfang.

3. Der Krāwāt hockt in mehreren Gsanglan, gewöhnlich aber „hinter der Håslstaudn“ und „traut eahm nit füra, weil a d' Hosn voll hát“.

4. Fast genau so im Gößl:

Åwa gestern auf d' Nåcht
Hån i låcha miassn,
Hån i gmoant, i hån's Mentsch,
Und hån d' Kåtz ban Fiaß.

5. Im Gößl:

Fensan bin i gānga
Sa da Stoañwandtldiarn,
Hån's Fensa nit gfundtn,
Hån da Goas åhagschrian.¹⁾ (Auch bei Werle, pag. 216.)

6. Steirisches Gsangl.

Han i mei Löbdag koa guat nõt than,
Han's ja no a nõt in Sinn.
Sicht ma's an iedar an Fedan an,
Was i fir a Veagal halt bin.

(Schlossar, pag. 385: „Der lustige Bua“, 4. Strophe [nach Weinhold]; Werle, pag. 242.)

7. „I und mei Våda“ hat keinen rechten Sinn. Im Gößl heißt es:

Mei V å d a r und mei M u a t a
Sand kreizbravi Leit,
Ålli Kin'a hām d gråd n,
Nettar i hån eahñ gfailt.

Und weiter:

Wårum hån i eahñ nit g'radn,
Wårum hån i eahñ dānn gfailt?
Is a Weda zuagānga,
Dårum hām d s asou g'eilt.

8. Dieses Gsangl ist in Baden (Niederösterreich) üblich, als Fortsetzung wird gesungen:

Hiazt hån i hålt gheiråth,
Wås hån i davoñ?
A Stubn volla Kinda,
An rotzign Mån.

(Was beiläufig der letzten Strophe von Bünker Nr. 85 entspricht. Vergl. auch Tschischka und Schottky — ich spreche immer von der zweiten Auflage, Pest 1844 — pag. 226: „Wås soll ih denn siñga“ u. s. w.)

In „Intasteya“ (Untersteiermark) singt man nach Angabe der Gößler, welche daselbst gedient haben:

Åft wüll i's hålt schneizn,
Åft rennts ma davoñ,
Lauft außar in Heañståll,
Åft buckts glei da Håhñ.

¹⁾ añha = eina, hinein.

9. Vergl. Werle, pag. 92.

10. In Baden (Niederösterreich) ist ein Gsangl üblich:

Wudl, wudl, weißi Goas,
Hät an grean Kränz,
Sitznd drei Schneida drauf,
Reidn zan Tänz.

(Wudl, wudl ist ziemlich allgemein der Lockruf für Geißen. Vergl. auch Tschischka und Schottky, pag. 14. Auch „gill, gill“ ist ein Ziegenlockruf. Vergl. den Refrain in dem bekannten, auch im Gößl vorkommenden Schneiderspottlied: „Die Gais, die hät a poar länki — bis — Dutt“ u. s. w.)

11. Vergl. im Gößl:

Da Schneida sitzt auf da Goas,
D' Goas mächt an Sprung.
Da Schneida mächt Rui und Load,
D' Goas bringtn um.

13. Ist fast genau so im Gößl üblich. Nur heißt es in der dritten Zeile „Hiazt“ anstatt „Trum“ und in der vierten: „Sist kennat i 'n nit.“

15. Vergl. einen Gößler Gaßreim: „I bi' da Breitgäñ von Süaßnböck“ u. s. w., worin von der Braut gesagt wird:

Hät Wadlan wiar a Nußheha.
Koa soñ Mistsau hää i no nia gseha.

In einem anderen Gößler Gaßreim: „I geh her üwa Berig und Thäl“ heißt es von der betreffenden Schönen, sie habe

A Gesicht wiar a Spätz,
Daßd' in Bock zwischn da Herna küssn mågst.

18. Im Gößl:

's Diandl hoast Nandl, ¹⁾
Hät schneeweißi Zahndl,
Hät a Griabl i' da Koj; ²⁾
Und drum gfällts ma so wol.

19. Im Gößl:

's Diandl hoast Nandl,
Hät schneeweißi Zahndl,
Hät schneeweißi Knia,
Åwa gsegn hån is nia.

22. Der Reim Brüada und ieda ist sehr beliebt und kommt in vielen Gsanglan vor. Eines davon aus dem Gößl:

Sand insa si'm Briadar,
Greañ St'impf hät an iedar,
Åwar i und mei' Gspañ,
Mir hãmd veigerlblãb ³⁾ añ.

Vergl. Stelzhamer:

Sand insa drei Briadar,
An Schätz hät an iedar,
Und i bi' da Kleana,
An Schätz han i deana.

23. Ähnlich bei Werle, pag. 38, nur miß dem Schluß:

Und a scheñs Diandl Jungfrau bleim,
Dås braucht an Fleiß.

¹⁾ Anna. — ²⁾ Kinn. — ³⁾ veigerlblaue = violette.

- Vergl. auch Tschischka und Schottky, pag. 128:
 In Bachl fliaßt a Wässa,
 Däs Wässa mächt Ais.
 Und a scheñs Dearndal a Jumpfa?
 Dēs war wäs nois.
26. Steirisch. Werle, pag. 203. In der dritten Zeile heißt es:
 Goar spöttla häts g'redt.
30. Ähnlicher Anfang bei Tschischka und Schottky:
 Da Kerschbam bliiht weiß,
 's Karassiern braucht an Fleiß.
 Diandl, trau in Buam nit,
 Er führt di aufs Eis. (Auch bei Werle, pag. 208.)
31. Im Gößl ist dieses Gsangl sechszeilig und dadurch witziger und feiner:
 's Diandl hät Juhe gschrian,
 Is dänn koa Bua san kriagn?
 Is denn koa Bua sou guat,
 Dar a ma's âhathuat *) —
 D' Zweschpn van Bam?
 Wals scho' läng zeidi' sand.
33. Im Gößl:
 Bist gestern dâ gwesn,
 Heiñt a scho wida.
 Åwa goar ålli Dâg,
 Wirschdst ma denna zwida.
34. Steirisch. Werle, pag. 211:
 Dianal, hopsa, sa, sa,
 Wann da Gadern nit wa',
 Und war da Gadern net für u. s. w.
38. Im Gößl passiert einem Müller ein ähnliches Malheur:
 Mei Schätz is a Müllna,
 Thuat Dâg und Nâcht mâhln.
 Hiazt is ma da Dâlpâtsch
 In d' Möhltruaha gfâln.
40. Ähnlicher Anfang bei Tschischka und Schottky, pag. 235:
 Und zwegn oan'n Dearndal trauri saiñ,
 Dēs war a Schâñd.
 's gibt jâ noh mearas
 So Dearñdlan im Lând.
43. Vom winzigkleinen Dirnderl heißt es im Gößl:
 's Diandal is winzi kloañ,
 Draut ihr koan Schoaß nit z' thoañ,
 Sie thuat nur an Fist,
 Weils so kloañwinzig ist.
47. Ein mit den Schlußzeilen des Bünkerschen Gsangls ähnlich anfangendes bei
 Werle, pag. 280:
 Nacht hân i vaschlâfn
 Ban Diandl in Bett,
 Bis da Baua' is kemma
 Und hât mi aufgeweckt.

*) Daß er mir's herunternimmt.

48. Im Gößl:

Da Schülthähñ in Wäld
 Hät an Schwoaf an krumpn,
 Und hiazt hebt ma meiñ Diandl äñ
 's Umalumpn. (Vergl. auch Werle, pag. 41.)

49. Im Gößl derber:

Üwar und üwar, üwar und üwa
 Geit ma meiñ Vāda 's Scheißhaisl üwa.
 Ram i ma's sauwar aus,
 Kriag i ar a scheñs Haus.

50. Ganz ähnlich im Gößl:

Meiñ Vāda hāt Antn,
 Mei' Muata hāt Gäns.
 Und mei Bruada, dās Luada,
 Hāt a schoñ a Mentsch.

51. Genau so, nur dem Ausseer Dialekt gemäß, im Gößl. Vergl. auch Tschischka und Schottky, pag. 108, letztes Gsangl.

52. Ähnlicher Schluß im Gößl:

's Liadl is aus, 's Gsangl is aus.
 's Diandl flüigt ban Raupfång naus.
 Und 'da Bua schaut ihr zua,
 Lächt eam kam gmua.

57. Umgekehrt ist's beim Ehemann im Gößl:

Seid i vaheirāth bi',
 Gehts ma scho' guat:
 Hiazt tråg i's am Sunntåg
 Mein Weri'tāghuat.

60. Steirisch. Werle, pag. 39.

62. Auch im Gößl, nur: „Mei Vāda hāt gsāgt“ u. s. w.

64. Ganz ähnlich bei Werle, pag. 102.

69. Steirisch. (Werle, pag. 267.) Auch im Gößl:

Bist a scheñs Diandl, bist a ra's Diandl,
 Åwa mei' Diandl bist nit.
 Hāst a scheñs Thoañ, hāst a ra's Thoañ,
 Åwa mei' Thoañ hāst nit.

71. Die Reime Ruam und Buam sind sebr beliebt. Vergl. das alte

Heirassa, rādi Ruam
 Und an sachen Landlabuam! (Tschischka.)

Oder im Gößl:

Koa sauas Kraut måg i's nit,
 Lautu siaß Ruam.
 Es seids weng da Mentscha dā,
 Gölt's, meini Buam?

74. Vergl. Tschischka und Schottky, pag. 145, erste Strophe.
 Im Gößl:

A Schneeal hāts gschniebm,
 Ålli Bering sand weiß.
 Und hiazt hān i hält widar
 A Diandl, a nei's.

75. Vergl. Tschischka und Schottky, pag. 77, „Der Vogelfänger“ die zwei ersten fast wörtlich gleichlautenden Strophen.

76. Tschischka, pag. 240, Strophe 2 und 3.

78. Im Gößl:

Tralalala,
Sågt da Kabizina,
Mir håmd a scheni Mentschar
In Klousta drina.

Wou sand die schen Mentscha,
Wou håmds eahna Gai?
Ban Schraml in Spernbihl,
Då wissat i a drei.

Die oañ is klon'winzig,
Die oañ is zauñdia
Und die oañ hát an Sche'l
Wiar a Binzgaua Stia.

79. Graif hea' a'f maiñ Hea'zal etc., vergl. das Lied „Diandl, bist launig“ oder „Die Linzerbuam“. Steiermark und Kärnten. Pommer: „Steirerlieder“, Nr. 5.

80. Zweite Strophe vergl. Tschischka, pag. 141, Erklärung und daselbst pag. 138, zweite Strophe; dritte Strophe vergl. Tschischka, pag. 141, erste Strophe.

82. Aus dem bekannten (steirischen und Kärntner, aber nicht Volks-) Lied „Diandl, tial drunt im Thål“. Vergl. Neckheim: „333 echte Kärntner Lieder“, Nr. 55.

83. Im Gößl:

Meiñ Voda, mei' Muada,
Mei' Schwesta, mei Bruada,
Mei' gånzi Freuñdschäft
Hát ma's Diandl varächt.

Vergl. auch Tschischka, pag. 109, dritte Strophe. Auch bei Werle, pag. 71.

83. Zweite Strophe vergl. Tschischka, pag. 110, das hübsche Gsangl:

Und ehn i maiñ Diarndal låß,
Ehanda låß i ålls,
Ehanda Schuah und Schtrimpf,
's Diachal vom Håls.

Vergl. ebenda pag. 116 die beiden letzten Strophen.

83. Dritte Strophe. Im Gößl gibt's ein Gsangl:

Hiazt håmds mi hålt ghåltñ
Sa dar Artullerie,
Båld i's eifurucka muaß,
Schick i's Diandl fia mi.

84. Bekanntes steirisches Lied, existiert in verschiedenen Fassungen. Werle, pag. 326; Dr. Pommer: „Steirerlieder“, Nr. 1; Dr. Schlossar, pag. 216, Nr. 188: „Der Jäger beim Dirndl.“ Auch im Gößl in etwas anderer, aber sehr ähnlicher.

85. Taß 's Gëlt schinda'n tuit. Im Gößl scheba'scht (scheppert) das Geld:

A landtlarisch Gwandtl,
An Steyamårik-Huat,
Mit da Kõlndrin tänzn,
Daß 's Gõld scheban thuat.

85. Letztes Gsangl. Vergl. Anmerkung zu Bunker, Nr. 8.

87. Die ersten zwei Strophen aus dem bekannten, auch im Gößl sehr beliebten Wildererlied „Da boarisch Hiasl“. Vergl. Tschischka, pag. 92 und 93. Vergl. Werle, pag. 467. Der Held des Liedes heißt dort: „Der Tiroler Franzl“. Vergl. Schlossar, pag. 209: „Af da Rodstatta Alm“ (im Ennstal bei Schladming gehört).

89. Der beliebte Reim „Nest“ und „gwest“ bringt mir ein Gößler Gsangl in Erinnerung :

D' Vegal in Tännabam
Baunt eahna Nest.
Und mei' ferschtiga ¹⁾ Schätz
Is an Älmdiandl gwest.

91. Dritte Strophe. Im Gößl heißt es :

In dar inta'm Låmbå ²⁾
Is d' Stråßn koadi',
Scheni Mentscha sand dâ,
Åwa lauta raodi. ³⁾

92. In verschiedenen Fassungen weitverbreitetes Lied, auch im Gößl fast genau so; kommt auch in einer Aufzeichnung aus Grillowitz, Südmähren, vor. Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, X. Jahrgang, 7. Heft, pag. 112.

93. Tschischka, pag. 143.

66. Vergl. Tschischka, Strophe 2, 3, 4 und 5, pag. 54, „Der geschlagene Mann“. Den Bünkerschen Schluß vergl. mit der 11. oder 12. Strophe desselben Liedes.

97. Sehr bekannt. Werle, pag. 453, 12 (aus Aussee). Vergl. auch Schlossar, pag. 185: „s Diandl im Tannenwald“. Aufzeichnungen aus St. Georgen, 1836.

102. In ganz Deutschland verbreitet, auch im Gößl fast genau so. Vergl. Werle, pag. 289; Augusta Bender: „Oberschefflener Volkslieder und volkstümliche Gesänge“. pag. 50, Nr. 44.

104. Bringt mir ein Gößler „Ständelied“ in Erinnerung, in dem jede Strophe beginnt:

Diandl, mågst an Edlknabn,
Oda mågst an — (z. B.) Schuasta — håbn.

Das Diandl schlägt alle aus, bis zum Schluß der Bauer kommt:

Dâ hoafats dlei Frau Bäuarin,
Und die Kråpfnbåcharin.
Jå, jå, an Baua måg i's wohl.

106. Im Gößl ist ein solches Schlußgsangl:

's Liadl is gsunga,
Håt si singa lassn.
Wer an Schnåps in Säck hát, oder: Wer an Brånntiweiñ hát,
Solt mi trinka lassn.

Und dann das etwas starke, mir von einem Innviertler aus Eberschwang mitgeteilte, allgemein verbreitete:

's Liadl is gsunga,
Aus is da Tånz.
's Diandl nimmt 'n Buam
Hèr; beim Schwånawirth håmds a Kölndrin, hoafst: Michl håst ghört?

Ein in dieselbe Kategorie gehöriges sechszeiliges Gsangl aus derselben Quelle fällt mir gerade ein:

Und a behmische Bauar
Und a polnische Jud
Hånd si ar amål z'kriagt
Weng da Kölndrin ihrn — Huat.
Und hiazt is scho drei Joahr hèr
Und sand no nit guat.

¹⁾ vorjährig, vertig. — ²⁾ untere Lambach. — ³⁾ rothaarige.

Acht alte Krippenlieder aus Steiermark.

Von Oberlehrer Karl Reiterer, Trieben.

Als ich noch in Weißenbach bei Liezen Schulleiter war, unternahm ich am 5. September 1905 eine Forschungsexkursion nach Mitterndorf an der Salzkammergutbahn. Dort traf ich zufällig den pensionierten Oberlehrer von Lassing, Herrn Josef Riezelmair, den ich ersuchte, er möge mir ein Paar seiner alten Krippenlieder, die er besitze, geben. Riezelmair hatte die Güte, mir acht Lieder samt Noten, in einer Broschüre vereinigt, einzuhändigen, auf dessen Titelblatt steht: „Für Altertumsfreunde und Freunde des Volksliedes vielleicht von Interesse, daher aufzubewahren. Weihnachtslieder mit Orgel- oder Klavierbegleitung. Gesammelt von Jos. Riezelmair, 1865. Anmerkung. Diese Lieder mußten in der Pfarrkirche zu Lassing auf ausdrücklichen Befehl der Pfarrers noch in den Sechzigerjahren dieses Jahrhunderts bei den Frühämtern an Sonntagen, bei Ämtern an Wochentagen und bei gesungenen Litaneien, während der Weihnachtszeit in der Kirche gesungen werden.“

Während meines dreiundzwanzigjährigen Aufenthaltes im Ennstale (seit 1886) ist mir über die genannten und andere Krippenlieder sowie Volkslieder überhaupt folgendes bekannt geworden: Mein am 16. Jänner d. J. in Maitschern bei Wörschach verstorbener Freund, Herr Gabriel Schally, Dampfsägebesitzer, erzählte mir, in früherer Zeit (1850—70) habe es im Ennstalerischen förmliche Volkssängergesellschaften gegeben, von denen er zum Beispiel das Lied Nr. 3 gehört habe. In Pyhrn bei Liezen, wo Schally seinerzeit beim „Ofen“ angestellt war, seien die Singer Hanna, der Stögsimerl Wastl, sein Weib, die Kaffer Annerl und der Keilmichel zu treffen gewesen. Beim bereits verstorbenen Johann Baptist Schmied, vulgo Grasberger Hans, dem im ganzen mittleren Ennstale von älteren Leuten bekannten Nikolospierer (siehe meine Publikation „Nikolospierer“ in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 100), kamen die Pyhrner Sänger gerne zusammen. Schmied bewirtete die Sänger mit rotem Schnaps, wie es Schally selbst sah. Anfangs, solange die Stimmung flau war, wurden geistliche Lieder gesungen, später — wenn der „Rote“ seine Wirkung getan hatte — stimmte man auch weltliche Liedeln an: Almliedeln, sogenannte Lumpenliedel, war nicht heikel, wie's gesprochen wurde, wenn sich der Hans dabei nur unterhielt. In Liezen lebt noch eine achtzigjährige Matrone, die Bindermeistersgattin Viktoria Mistelberger, welche 1850 mit Paradiesspielen ging und auch Mitglied einer Sängergesellschaft in Alt-Irdning war. Ich suchte die Viktoria Mistelberger seinerzeit auf und erfuhr, daß sie von den Liedern, die ich hiermit bringe, Nr. 2, 4, 5, 6 und 9 kennt. Letzteres Lied kannte auch eine meiner Chorsängerinnen in Donnersbachwald, wo ich von 1886 bis 1896 Lehrer und Organist war. Es war dies die Wir.in Frau Agnes Stock, die heute noch in Lassing bei Liezen lebt; ich traf sie im Vorjahre auf dem Bahnhofe in Selztal. Es ist dies jene Agnes Stock, von der Dr. Pommer viele Lieder hat. Auch ich besaß von ihr Liederhandschriften und überließ sie seinerzeit (1895—96) dem Verein für österreichische Volkskunde in Wien.

Nachdem Riezelmair sagt, daß die gebrachten Lieder auf „Befehl des Pfarrers“ in Lassing gesungen werden mußten, so sei erwähnt, daß mir meine Frau Elise, eine Tochter des Gastwirtes Johann Höpfinger in Donnersbachwald, erzählte, sie sei bereits als zehnjähriges Mädchen unter einem gewissen Laesser, der von 1867 bis 1876 Schulmeister in Donnersbachwald war, Kirchensängerin gewesen. Damals fungierte in Donnersbachwald als Pfarrer ein gewisser Pollay, der vor ein paar Jahren in Stephan ob Leoben starb. Dieser Pfarrer habe auch befohlen, echte Volkslieder in der Kirche zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu singen, unter anderem den „Hoitzerg'song“, ein Krippenlied, das die Strophe enthielt:

Geh, du nur, mei Hoit-zerl und b'sin dich nit
long, stich o a foasts Kit-zerl und brots in der Pfoñ.

Oder man sang:

Ein Kind, geboren zu Bethlehem,
Es freuet sich Jerusalem,
O welch ein süßes Freudenwort,

Der Heiland ist geboren,
Hört Ihr Hirten, laßt Euch sag'n:
Wohl strahlt und prangte einst so sehr.

Wir haben das Lied noch von 1886 bis 1896 als „Lichtmeßlied“ gesungen, weil es die Dorfleute gern hörten. Als der Schulmeister Johann Laresser in Donnersbachwald war, wurden die Krippenlieder in der Kirche mit Blechmusik und Orgel begleitet. Außer meiner Frau war in Donnersbachwald damals die gegenwärtige Gastwirtin Frau Dora Winter in Weyer a. E. Kirchensängerin. Bezeichnend ist, daß jener Pfarrer, beim Altare stehend, die Volkskirchenlieder auch mitsang, wie mir meine Frau erzählte. In Donnersbachwald traf ich die „Sagbäuerin“ Eva Kandler als Vorsteherin einer Sängergesellschaft. Mit ihrer Tochter und ihrem Bruder, dem Franz Rudorfer, vulgo Kalchgruber Franzl, sang besagte Sängerin bei Leichenwachen Totenlieder. Ich habe achtzehn solcher Totenlieder, sogenannte „Nachtwach'sanger“, seinerzeit meinem ehemaligen Professor, dem kaiserlichen Rat Franz Fock, in Originalschrift, wie ich sie samt Melodie fand, überlassen. Auch Hochzeitslieder überließ ich ihm. Solche Hochzeitslieder wurden früher bei Hochzeitsämtern in Obersteier auf dem Kirchenchor zum Offertorium oder beim Einzuge der Hochzeitsgäste in die Kirche gesungen. Eine weitere Sängergesellschaft existierte vor fünfzig Jahren in der Gatschen bei Irnding. Ein Mitglied derselben lebt noch heute, es ist der mir wohlbekannte Grundbesitzer Herr Elsinger, vulgo Keandler in der Gatschen. Auch der Gosch ob Bleiberg (Herr Seebacher) soll noch leben, er war ebenfalls ein alter Volkssänger und Bauernkomödiant. Bemerkte sei, daß fast alle erwähnten Ennstaler Sänger einst Bauernkomödianten waren und im Tale singend und spielend umherzogen. Wie mir mitgeteilt wurde, kamen Genannte bis Mitterndorf im Salzkammergut. Habe von ihnen seinerzeit „Aufführungsbewilligungen“ im Original besessen, sie aber teils drucken lassen, teils in Originalschrift dem steiermärkischen Landesarchiv überlassen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß ich ein Hirtenlied, Wallfahrtslied, Neujahrslied, drei Schutzengellieder, zwei Lichtmeßlieder, zwei Dreifaltigkeitslieder, vier Heilige Geisteslieder, ein Osterlied, ein Lied um heiteres Wetter und ein Lied in allgemeinen Nöten im Ennstalerischen im Jahre 1903 in Originalschrift auffand. Ich erhielt diese Lieder teils in Irnding, teils in Pürgg und St. Martin a. S. Das Wallfahrtslied stammt aus einem Bauernhause, vulgo Stoanbäck in Irnding, das Hirtenlied ist von jenem mehrfach erwähnten Joh. Laresser und das Schutzengellied vom vulgo Filzmoos Hänsel, weshalb es auch im Volksmunde Filzmoos Hansel-Lied heißt. Das Hirtenlied „O welch ein süßes Freudenwort“ wurde auch von meiner Frau als Kirchensängerin in Donnersbachwald gesungen, das Neujahrslied zeichnete Joh. Laresser 1886 auf, als er Organist in St. Martin a. S. war.

No 1.

Ich weiß nicht wie heut ist das Ding, daß

ich nicht schlafen kann, ich weiß nicht bricht der

Tag schon an, oder schein- net nur der Mond, bin erst ein-mal vom

Schlaf er- wacht und mein es sei erst Mit- ter- nacht und

scheint die Sonn' so hell und schön, nicht weit von Beth- le - hem.

2. Aft steh i auf in Gottesnahm,
 Geh außi auf die Weit,
 Da sieh i schon, daß sich anfangt
 Dö schöne Frühlingszeit.
 Es geht der Wind so hübsch und fein,
 Auch singen d' Vöglein groß und klein;
 Der Kuckuck singt, daß 's klingt im Wald,
 Wie auch die Nachtigall.

3. Aft weck i meini Nachbarn auf,
 Den Steffl und den Veit,
 Da kommt ein schöner Engel her,
 Verkünd't uns große Freud.
 Er sprach: „Freut euch, ihr Hirten all,
 Gott ist kommen vom Himmelssaal,
 Gebor'n zu Bethlehem im Stall,
 Wegen des Adams Fall.“

4. O Engel, sag', wie heißt das Kind,
 Vater und Mutter sein?
 Der Engel sprach: „Herr Jesu Christ,
 Die Mutter Maria, rein.
 Sein Nährvater, ein alter Mann,
 Heißt Josef! Beth das Kindlein an,
 Liegt in ein' schlechten Krippelein
 Bei Ochs und Eselein.“

Nº 2.

Gehts i Bua - ma stehts gschwind auf zum
 sieh ja von wei - - ten a

Hü - - ten und schauts nur das Wun - der - ding
Lich - - ten, gehts gehn wir und schau'n wir's recht

an,
an. Wird sein a Ko-met-stern, ja Bru-der, i glaubs gern, es

wird halt be-deu-ten an Krieg, und wanns al-so sein soll so

gehn wir, wer weiß was uns et-wan noch gschieht.

2. Im Himmel dort sieh ich a Luken, viel Tausend sind fertig auf d' Reis',
Wann's sollten zu uns herabrucken, daß ein jeder sein Stecken g'schwind weiß,
Bua, jetzt kimmt schon aner; und nicht gar a klaner,
Er hat an a wunderschön's Kleid.
So geh'n wir nur hurtig und rennan, wer weiß was er uns etwann Neu's zeigt.
3. Jetzt geht ma der Traum schon vonstatten, es rauscht schon ein Engel daher,
Wir dürfen ja gar nit lang fragen, er schreit ja a so schon daher,
Seid fröhlich ihr Hirten, ihr dürft euch nicht fürchten,
I' sag' euch's ja grad zu an Gspäß,
Sei Glorie dem Herrgott im Himmel, dieweil er hat g'halten sein Ghoas.
4. Gott Vater schickt uns zu erlösen, sein allerbest's Gut, das er hat,
Und wie ihn der Mensch thut verstoßen, der kein ruhig's G'wissen nicht hat.
Sein Sohn wird er schicken, der wird uns erquicken,
Hat uns d' Prophezeiung schon zeigt.
Sein Leb'n wird er geb'n für uns Schäflein, sonst fressen uns d' Wölf auf der Heid.

5. Jetzt geh'n wir nur hurtig und rennan, und schau'n, daß wir 's Kindlein erfrag'n.
 Nach Bethlehem war's halt zum Schönerr, dort wissen's uns etwan schon z'sag'n.
 Bua Hiasl geh voran; i trau ma ja nit dran.
 Wir san schon ganz nahe dabei.
 Bua Veitl, du hast es errathen, wir sehen's schon lieg'n auf dem Heu.
6. Jetzt möcht i mich hab'n zum Plunder, was hab'n ma vagessen, schau Bua,
 Wir hab'n ja kein Opfer mitg'nomma, jetzt kommen wir laarer dazu.
 Als i hab' was z'essen, und i hab's vergessen,
 Und i hab' a Sackl voll Bohn.
 An etlich Maß Bier in an Plutzer, daß gleichwohl auf d' Feiertag was hab'n.
7. O Jesu, wir fall'n dir zu Füßen, verleih' uns dein' göttliche Gnad',
 Wenn wir von der Welt scheiden müssen, daß ein jeder den Himmel g'wiß hat,
 Wir woll'n dich stets preisen, und das soll sich erweisen,
 Wir schenken dir 's Herz zu ein Pfand.
 Das lassen wir da bei dein Kripperl, und wir reisen wieder aufs Land.

No 3.



Still, still, still, weil 'sKind - lein
 ru - hen will, die En - - gel thun schön
 mu - si - zie - ren, vor dem Kripp - lein ju - bi - li - ren;
 still, still, still, weil 'sKind - lein ru - hen will.

2. Schlaf, schlaf, schlaf, mein liebes Kindlein
schlaf!
Maria thut sich niedersinken,
Ihre reinen Brüst' hervorbringen.
Schlaf u. s. w.
3. Groß, groß, groß, deine Lieb' ist übergroß!
Du hast den Himmelssaal verlassen
Und willst reisen eine fremde Straßen.
Groß u. s. w.
4. G'schwind, g'schwind, g'schwind anbeten
wir das Kind!
Jesus wird an uns gedenken,
Wenn wir ihm unser Herzlein schenken.
G'schwind u. s. w.
5. Auf! auf! auf! ihr Adamskinder auf!
Fallet Jesum zu sein' Füßen,
Weil er für uns all's will büßen.
Auf u. s. w.
6. Wir, wir, wir schreien all zu dir!
Wann wir einmal sterben müssen,
Thu uns 's Himmelreich aufschließen.
Wir u. s. w.
7. Wann, wann, wann wir kommen vor
dein' Thron,
Laß uns doch dein' Gnad' erlangen,
Und thu' uns doch nicht verdammen.
Wann u. s. w.
8. Nimm, nimm, nimm uns in den Himmel
auf!
Daß wir dich dort ewig loben
In dem hohen Himmel oben.
Nimm u. s. w.

No 4.

He, Bua - ma laßts enk mün - tern, vo -

laßts gschwind en - ka Ruh stehts auf und lögt's enk

geschwind a, losts mir a wen - gerl zu. I

muß enk was neu's sa - gen, es g'freut enk gwiß all - samt,

i sel'n han schon vor Freu - den a Weil ains grozt und zant.

2. A Licht'n hat's schon draußen, als war's schon wirkli Tag,
Und i han hin und her grait, was wohl das Ding sein mag.
[:Daweil kam her a Engel, der war sel'n volla Freud',
Und hat ma als daherzöhlt, was denn das Ding bedeut'.:]
3. Er sagt, es sei geboren, anheut uns jenes Kind,
Das von uns armen Menschen hinweg wird nehma d' Sünd'.
[:Es liegt ganz arm valassen dort drunt grad in an Stall,
Wir sollen alle kemma, wir sollen kemma all.:]
4. Geht's Buama, macht's enk förtig, wir kumman sunsten z'spat,
Bedenkt's na bei enk selba, was is das für a Gnad'.
[:Wir schlechte, arme Hirten, wir derfen zu ihm geh'n,
Geht's g'schwind, thuts enk nit sama, laßt grad all's lieg'n und steh'n.:]
5. Und weil er gar so arm, so wird's wohl nöthig sein,
Daß wir a wenk was mittrag'n, es möcht's halt dena g'freun.
[:A Lampl oda a Milli, an Hahn oda a Henn',
Do thiets enk nit lang sama, daß ma bald können geh'n.:]
6. Und wann ma dorthin kemman, so fallt's fein g'schwind' auf d' Knie,
Nehmt's d' Hüt' vom Schäd'l wöcka und legt's ihm d' Opfa hin.
[:Vor allen andern Sachen, bilt's um den Himmel glei,
Wann wir im Leb'n schon arm sein, so wern ma todta reich.:]

No 5.

Stehts auf lie - be Bua - ma und

losts nur grad zu, es is ja kein

schla - fa i hon ja kein Ruh. Stehts auf weils no

Zeit is und gehts nur fein gschwind, und lögts

an die schön Jop - pen und laufts wie da Wind.

2. Ha, Veitl, was is denn, was hast für an Lärm,
Was hat's denn schon wieder heut' nachten ogeb'n?
[: Es möcht' ain vadrießen, a Hüterbua z'sein,
Es gibt allweil Strapazi, das geht mir nit ein.:]
3. Ha, Veitl, i sag' dir's, verweil di nit z'lang,
Es is ja schon Tag und es scheint ja schon d' Sonn'.
[: Es is ja der Himmel mit Geig'n so voll,
Es is ja so lustig und um und um wohl.:]
4. Schau, wie hat nit nachten, der Zenzl meh(r)*) g'log'n,
Hat g'sagt, es seind d'Engel vom Himmel herg'flog'n.
[: Bist sicher, mei Zenzel, die Engel sind z' Haus,
Und der Himmel is zug'sperrt, es mag keiner aus.:]
5. I woäß schon wos herkommt, es fällt mir schon ein,
Was das Ding bedeutet, was d' Ursach' mag sein:
[: Gott Vater hat nachten das Thürl nit zuthan,
Drum seind ihm die Engel all auf und davon.:]

*) Muß heißen meh = schon wieder einmal. „Bist schon meh do?“ fragt der Bauer, womit er sagen will: „Bist auch wieder einmal da?“

6. Es braucht nit viel reden, es braucht nit viel frag'n,
 Ös derfts mir's wohl glauben, was i enk tua sag'n:
 [: Zu Bethlehem drunten liegt Gott auf dem Heu,
 Und is niamt als sein Vater und Mutter dabei. :]

No 6.

Gott grüß euch, mein Jung - frau, so

gehn ma da recht, ma ke - man vom

hü - ten, gleich wie ihrs wohl seht; sag

uns noch fein, ob es soll sein, daß

da der Welt - hei - land das Kind - lein soll sein.

2. Fall nieda, o Hiesel, und frage nicht viel,
 Schau, wie ihm die Engerl dort machen a Spiel;
 Gut es betracht', was er uns macht,
 Schau, wie er so freundlich auf uns daher lacht.

3. Es ist ihm vorn G'sichterl a feuiger Schein,
Als wollte die Sonne bei Mitternacht schein'.
Liegt da im Heu, mitten im Streu,
Ein Ochs und ein Esel, die stehen dabei.
4. Gott grüaß dich, du herziges, goldenes Kind,
Dieweil du willst zahlen all unsere Sünd'.
Ist das der Lohn, daß dich nimmst an,
Entschulden die Menschen, sie haben's gethan.
5. Wir thun dich anbeten als unseren Gott,
Du wollst uns erretten aus Jammer und Noih.
Streck' aus die Hand, gib uns zum Pfand,
Daß du uns willst führen ins himm'lische Land.

No 7.

Nach - barn stehts auf schreit air glo glu

gla, reißt Maul weit auf sagt drauf Glo-ri - a,

was na öp - pa für a Narr, is her - kemm in uns - re Pfarr, daß

er a so drauf platzt, als wann ihn wer hätt tratzt.

2. Mein aid, mein aid, hiez ban i schon guua,
I steh' glei auf und schlag a brav zua,
I laß mi nit länga fopp'n, gib ihm etla auf die Jopp'n,
Daß er's a weil nimmt wahr, der g'schrieni dalkat Narr!

3. Hiez hätt' i mi wahrla bald vosündt,
Weil i halt von Schlaf no völli blind,
Hat Flüg'l auf der Axl dran, i wollt lafa glei davon,
Sein G'wand is volla Gold, er is mir ja recht hold.
4. Er sagt mir flux, er war gar a Eng'l,
Und hieß mi an rechten groben Beng'l,
Er hat ja brav herdazöhlt, a lang und braits glei hergschnöllt,
Aft hat er ang'fangt z'sing' von einem kleinen Kind.
5. Halta-Buama, schreit er, all herbei,
Losts ma all zua, ich dazöhl was Neu:
Es liegt Jesus, wahrer Gott, im Stall dort in größter Noth,
Ihr Hirten nit verweilt, und ihm geschwind zueilt.
6. Han mein Lebtag wahrla nix g'studiert,
Dös Ding macht mi völli hiez vawirrt,
Han wohl a mahl g'hert davon, daß Gott a mahl kemmat an,
Da bin i volla Freud', daß er is kemma heut.
7. Au weh, schaut's na, wie sō than so schön,
Geht's rund, than ma a all eibi geh'n.
Du, Lipp, laß das Stolpern sein, i wiar mit ihm reden fein,
Mei Veitel, du bist blind, schau, stoß nit an aufs Kind.
8. Buam, gebt's he das Opfa allisam,
I gib Butta und Fisolen-Bohn,
Di Kathl gibt dir in an Wandl a zuckastüses Äpfelmandl,
Di Urschl an Laib Brot, weil's dir halt geht so noth.
9. Da Stefl bringt sein alten Gaisbock her,
Der anbrennt Jackl an großmächtige Laib Schmer,
Di Lenna a klains Pölzlein, kinnis ihn schön warm wickeln drein,
Di grantig Margareith bringt gar a Hefen Meth.
10. Hiez fall'n mir all nieda auf die Knie,
Bitt ma, bet ma, dank ma ihm weiß wia,
Daß mas alli ham dalebt und mit ihm schön selba g'red't,
Hiez woll'n ma erst sein g'scheidt, aft kemma in die Himmelsfreud'.

No 8.

Was gibts schon mehr zum Plun - da, bei der
sind die Mu - si - kan - ten, jetzt schon

Nacht jetz - un - da, für a Met - ten, für a Sin - ge - rei,
mehr vor - han - den, da zu Bet - le - hem in un - sern Gei;

spielen das Hak-ka-bret-tel, Gei-ge-n, Pfei-fen, Flö-tel, habn so -

gar an schö-nen Sum-sa - sa, die ver - boan-ten Af-fen las-sen

d'Leut nit schla-fen ich war schon gut glögn auf mei-ner Strah.

2. Muß geh'n außi speha, das Ding muß i seha,
 Ja es kimmt ma für, i woas nit wir;
 Hat erst d' Nacht ang'fanga, bin spat schlafen ganga,
 Und zum Tagwer'n is mir schier z' früh.
 Was muß das bedeuten, was i sieh vor Weiten,
 Was gibt's lauta heut im Himmel Neu's;
 Daß a so thut glanz'n und die Engel tanzen
 Auf der Welt heruma schiebelweis.

3. Das Ding muß i hören, was denn diese Herren
 Von dem Himmel machen bei den Stall.
 Schau, dort kimmt schon ana, und recht a schön klana,
 Der verkündet uns den Frieden all,
 Daß zum Trutz dem Schratl uns der Himmeldattel
 Zu uns aba g'schickt hat seinen Sohn;
 Der den Tod wird tränken und den Satan henken
 Und uns alle glücklich machen kann.

4. Jetztnd muß ich eilen, ohne zu verweilen,
 Muß mein Nachbarn a die Post erzähl'n.
 Ja er wird dakemma, wann er's wird vernehma,
 Er wird vor Freuden schier zerschnell'n.
 Denn es ist uns heute eine große Freude,
 Von einer reinen Jungfrau auserkor'n,
 Der vom Sündenwesen wird die Welt erlösen,
 Da zu Bethlehem im Stall gebor'n.

5. Nachbar, mach' fein lüftig, sonst machst mich giftig,
 Daß wir kommen zu dem Stall dort an;
 Daß wir uns're Sachen bald zusammen machen,
 Wie's es tragt und wie a jeder kann.
 Du nimmst an Butterstritzl, ich a foastes Kitzlerl,
 Etl'a Taffetäpfl und ein Brein,
 Und an Fladen Hönig nimm i a a wenig,
 Und a Bütscherl süßen rothen Wein.
6. Du nimmst Ei'r im Körberl, i a Schmalz im Scherberl,
 A weng Zibebe und a Kletzenbrod,
 Daß das kleine Lapperl a ein gutes Papperl
 Und bisweilen a ein Zutzerl hat;
 Nacha woll'n wir speha, daß wir 's Kind mög'n seha,
 Thuts nur alle schön manierla sein,
 Thun wir's freundlich grüßen und ihm fall'n zu Füßen,
 Das wird ihm und seine Mutter freu'n.
7. Schaut's das kleine Kindl, völlig ohne Windl,
 Schau, Willkomm' mein lieba großer Gott.
 Bist vom Himmel kuma, hast die G'stalt angnuma,
 Willst uns all erlösen von dem Tod;
 Hätt'st ja leicht a Wiegen bei mir können kriegen,
 Mein Stub'n war a recht schön bachelrwarm,
 Thut mich wohl im Herzen nöd a wenig schmerzen.
 Daß ich sei a gar so bettelarm.
8. Weilst auf uns thust denka, müß'n wir dir was schenka,
 Mutter, da hast a a wengerl was,
 Thut's vom süßen Sacha ihm a Zutzerl macha,
 Schaut's wie 's Büberl schon darüber lacht.
 Thut's auf ihm gut seha, laßt ihm ja nix g'scheha,
 Denn das Kind schaut schon so witzig aus,
 Daß ich schier kann sagen, daß zu seinen Tagen
 Könn't' ein hoher Priester werden draus.
9. Nachbar, jetzt hilf bitten, daß er uns're Hütten
 Auch behütet von der Feuersg'fahr,
 Daß er uns im Summer ohne Sorg' und Kummer
 Vor dem Schauerschlag uns all bewahr'.
 Daß er Traid laßt wachsen und an langen Flachsen
 Und daß d' Wölf nit kemman unter d' Herd';
 Daß er brav laßt regnen und das Vieh thut segnen
 Und den lieben Frieden uns beschert.
10. O, wir bitten dich so herzinniglich,
 Daß du stärken wollest unser Leb'n;
 Daß du uns die Sünden helfest überwinden
 Und den Himmel wollest dafür geb'n;
 Loben wollen wir immer für und für
 Dich im Himmel oben allezeit.
 Mit den Engeln springa und dir heilig singa
 In der ewig süßen Himmelsfreud'.

(Wurde jedesmal nach dem Mettenamte gesungen.)

Lichtmelied.

Sopran.

1. Wohl strahlt und prang-te einst so sehr — weit
 ü - ber Wald und Au, stolz wie ein Leucht-turm aus dem
 Meer, — des Ju - den - tem - pels Bau. Faßt
 kräft sein Haupt den Wol - ken - saum hoch ü - ber die - sen
 Er - den - raum. Doch al - le die - se Herr - lich - keit — ver -
 sank im Strom der Zeit, ver - sank im Strom der Zeit.

2. Und seht! nach des Gesetzes Lauf
 Naht sich voll Seelenruh'
 Die engelreine Jungfrau auch
 Und wallt dem Tempel zu.
 Gehorsam, wie sie keusch und rein,
 Ein Weib wie and're wollt' sie sein.
 Sie, jene Milde, deren Schoß
 Der Heiland uns entsproß.

3. Ihr Kind mit seid'nem Lockenhaar,
 Ihr Jesus sanft und hold.
 Er und ein zartes Taubenpaar
 Dies war ihr Opfergold.
 Und auf Mariens Demuthssinn
 Wie auf ihr armes Opfer hin
 Fiel ein segnendes Geschick:
 Jehovas Vaterblick.

4. Und eben als Mariens Sohn
 Dem Herrn geopfert wird,
 Tritt in den Tempel Simeon
 Von Gott herbeigeführt.
 Wohl hofft schon seines Herzens Drang
 Auf Jesus viele Jahre lang.
 Und sehet seines Lebens Licht,
 Sein Glaube täuscht ihn nicht.

5. Ein heißer Freudenthränenbach
 Aus seinem Auge quillt,
 Denn was der Herr ihm einst versprach,
 Das er jetzt erfüllt.
 Die Hoffnung einer ganzen Welt
 Der Greis auf seinen Armen hält
 Und fühlt in seiner tiefsten Brust
 Des Lebens höchste Lust.

6. „Nun mag!“ rief er voll Wonne aus,
 „Mein Leben stillesteh'n,
 Weil ich in diesem ird'schen Haus
 Den Heiland noch geseh'n.
 Das Heil, das Gott im Angesicht
 Der Völker aufgestellt,
 Das Licht heiter und die Zierde hell
 Des Volkes Israel.“

7. Der Judentempel sank in Staub,
 Die stolze Zion fiel.
 Was irdisch ist, wird Todesraub,
 Weil es die Gottheit will.
 Dein Wort, o Jesus, nur allein
 Kann unser Trost hiernieden sein,
 Denn unberührt vom Strom der Zeit
 Bleibt es in Ewigkeit.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Auseer Volkstrachtenfest am 22. August d. J. Die Veranstaltung teilte sich in vier Gruppen: In Volkstracht, Volksmusik, Volkstanz und Volkskunst einschließlich Volksbräuche. Es erschienen etwa 200 Personen in altsteirischer Tracht aus den Jahren 1800 bis 1840. Vor allem waren es vier Gruppen, die in ihrer Tracht auffielen: Die Gößler (Gößl bei Grundsee), die Ausseer im Hochzeitszug, die Dachstoaner von Schladming und die Bacherlstoaner Schuhplattler aus Wörschach. Den ersten Preis erhielt in Trachten die Gößler Gruppe, den zweiten die Dachstoaner aus Schladming, den dritten der *Auseer Hochzeitszug*. Man staunte, was da an Kleidern aus alten Truben und Schränken entnommen wurde, Zeugen längst vergangener Geschlechter. Von den breitkrämpigen Hüten angefangen bis zur alten Leder- oder Lodenhose war alles echt. Neben der altsteirischen Männer- und Frauentracht sah man auch die neusteirische Tracht stark vertreten. Bei den Trachten erhielten auch Einzelpersonen Preise. In der Abteilung Volksmusik wurden durch Preise für die gediegensten Leistungen ausgezeichnet: die Schladminger Bauernkapelle, das Ausseer Oachler-Quartett, das Zithererzett Amon aus Grundsee, das Kronhütter Jodlerquartett und die Jodlerbläser Zeiringer aus Stainach. In der Abteilung Altsteirertanz errangen Preise die Schladminger Dachstoaner und die Bacherlstoaner Schuhplattler aus Wörschach. Diese führten auf: Den altsteirischen Schuhplattler, 's Rangeln und Hakelzieh'n. In der Abteilung Volkskunst (einschließlich Hausindustrie) erhielten Tischler, Bildhauer, Drechsler und Hutmacher Preise. Der Buchhalter Hermann aus Trieben (mit Stückler und Raffler als Jäger) erhielt für die lebenswahre Darstellung eines Wilderers einen Vereins- und Privatpreis. Im ganzen wurden Preise von über K 600 verteilt. Privatpreise spendeten: Prinz Moritz Hohenlohe (Schmuck für Mädchen in Altsteirertracht und fünf Paar Häute zu Lederhosen), Prinz Konrad Hohenlohe (für die Bacherlstoaner Schuhplattler in Wörschach) und Graf Kesselstatt (für den Darsteller des Wilderers). Außer den Geldpreisen wurden vom Verein auch Preise in Ausseer Hüten, Gamsdecken, Seidentücheln u. s. w. gespendet. Was nun das Fest selbst betrifft, so arrangierte man es als altsteirischen „Kiata mit Bauernhozat“. In zahlreichen Ständen waren die gewerblichen Erzeugnisse, der Volkskunst verwandt, zum Kaufe ausgestellt. Jenseits der Traun produzierten sich die Eselsbacher Stachelschützen, für die Hans v. Rebenburg Preise spendete (K 105), und die Schladminger Wurzhornbläser (unter anderen Max Niederauer und Tritscher). Über die Wurzhornbläser, eine Art Hirtenhorn- recte Schalmeienbläser, sei folgendes bemerkt: Soweit meine Nachforschungen reichten, existieren in Schladming nur mehr Wurzhornbläser. Max Niederauer sagte mir, er kenne nur den Weitgasser in Pichl-Preunegg und Urlbuader in Untertal. Bei einem Ausfluge nach Sonberg teilte mir der evangelische Bauer Kajetan Moser, vulgo Bäckerlechner, ein alter Ramsauer (bei Schladming) mit, er habe folgende Wurzhornbläser gekannt: den Rettenbacher Annerl in Schladming, den Bockwirt in Schladming, den Hofbauer in Rohrmoos und den Stommer in Obertal bei Schladming. Im Bezirk Schladming sind nur mehr drei gut erhaltene Wurzhörner und zwei defekte; die gut erhaltenen sind Eigentum des vulgo jungen Weitgasser. Der alte Weitgasser, der Wurzhörner machte, ist vor ein paar Jahren im hohen Alter gestorben. Bürgermeister Franz Tülter in Schladming erklärte mir, die Wurzhörner des vulgo Weitgasser seien nicht verkäuflich. Die Gemeinde Schladming bot seinerzeit dem Besitzer einen hohen Preis an für die Hörner, aber es war keines erhältlich. Herr Dr. Reinhold in Schladming teilte mir über Wurzhörner mit, sie seien aus dem Holze verwitterter Zirben (Kiefernart). Je höher die Zirben zu treffen seien, desto besser eigne sich das Holz für die Instrumente. Auch teilte mir Neuhold noch mit, die Hörner seien von Wurzeln umflochten, daher Wurzhörner genannt. Ich aber traf am 23. August, wo ich die Wurzhörner in Schladming genau besichtigte, die Hörner mit Birkenrinde umflochten. Ein Horn hat die gestreckte Form und ist zirka drei Meter lang. Die übrigen zwei Hörner haben eine gebogene Form und sind anderthalb Meter lang.

Nach dem Feste produzierten sich die Schladminger beim „Wilden Mann“ und sah ich Ausseer den mir ganz neuen Vogelbeerbamntanz aufführen. Im kommenden Jahre soll das Fest im Ennstalerischen abgehalten werden, in Unterburg oder Schladming. Bemerkt sei zum Schlusse noch, daß sich Hans v. Rebenburg an der Spitze des Lokalkomitees um das Zustandekommen des Festes sehr verdient gemacht hat. v. Rebenburg nahm auch die Preisverteilung vor. Das Reinertragnis des Festes belief sich auf K 425.96. Die Hälfte davon wird den von Hagelschlag Betroffenen in der Oststeiermark zugewendet werden.

Auch in Niklasdorf bei Leoben fand am 15. August d. J. ein Trachtenfest statt.
Karl Reiterer.

Die Volkskundemuseen im südöstlichen Europa.

Von Anton Dachler.

Die alte interessante Volkskunst als Eigentum des ganzen Volkes oder eines großen Bruchteiles desselben ist in West- und Mitteleuropa bis auf dürftige Reste erloschen, auch die allgemeine Hausarbeit in den meisten Gegenden sehr zurückgegangen. Dagegen ist im Süden und Osten der Monarchie und außerhalb derselben, wenn auch die Tätigkeit, besonders was Arbeiten in Holz betrifft, diesfalls sehr abgenommen hat und der Sinn für volkstümliche Ausschmückung des Hauses und der Geräte nahezu verschwunden ist, doch stellenweise die Hausarbeit noch im Gange und stehen vielfach alte Sachen im Gebrauche. Die textile Hauskunst hat etwas weniger abgenommen.

Die jungen Balkanstaaten, welche sich seit ihrer Befreiung mit Eifer der abendländischen Kultur zugewendet haben und wo die Volksarbeit denselben Weg wie im Westen einzuschlagen beginnt, haben rasch volkskundliche Museen angelegt, welche zum Teile reiche Bestände aufweisen und den Fachleuten mannigfache Überraschungen bieten. Im folgenden möchte ich einen kurzen Bericht über die von mir besuchten Museen jener Gegenden bieten, um Forscher darauf aufmerksam zu machen. Ich werde dabei nirgends in Einzelheiten eingehen, nachdem in fast allen Sammlungen Trachten, Stickereien, Teppiche, Hirtenstöcke, Alpenhörner, Spinnrocken, verschiedene Gefäße, Flechtsachen, Kerbhölzer und Werkzeuge zu finden sind, und nur über die Entstehung der Museen und deren auffallende Besonderheiten berichten.

Voran steht Budapest mit den Sammlungen der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums im Stadtwaldchen, welche einen gewaltigen Raum in einer der Bauten der Tausendjahrausstellung einnehmen. Wie alle nationalen Anstalten in Ungarn ist das Museum vom Staate reich bedacht und wird von einem Stabe fachlich gebildeter Ethnographen nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleitet, welche in der Weiterbildung der Sammlung und in schriftstellerischen Arbeiten eine reiche Tätigkeit entfalten. So wie in allen früheren und noch in den meisten jetzigen Volkskundemuseen wurden ehemals auch in Budapest nur exotische Völker berücksichtigt. Nachdem schon Dr. Janko die Anlage geordnet und teilweise Volkskunde einbezogen hatte, wurde sie durch Otto Hermann von 1895 an ausgiebig gefördert. *) Anlaß dazu gab insbesondere die im nachfolgenden Jahre ins Werk zu setzende Tausendjahrausstellung, durch welche dann das Museum dem jetzigen Stande nahegebracht wurde. Alle Zweige der Volkskunde sind reichlich bedacht und mit allen möglichen Mitteln durch Originale, Bilder, Modelle und Stuben zur Anschauung gebracht. Außer den Magyaren sind besonders Slawen und Rumänen berücksichtigt, während von Deutschen weniger vorhanden ist. Der Grund dazu mag darin liegen, daß bei diesen auch in Ungarn die Volkskunst schon lange im Rückgange ist, viele Ansiedlungen verhältnismäßig jung, die Sachsen dagegen in der Heimat in dieser Hinsicht gut vertreten sind.

Von allen Stämmen des Landes sind Stuben mit Einrichtung, Figurinen und Stickereien vorhanden, die Urbeschäftigungen der Hirten, Jäger und Fischer sind in klarer Weise dargestellt, ebenso werden Schnitzerei und Malerei, die Erzeugnisse und Werkzeuge

*) „Ethnol. Mitt. aus Ungarn“ 1895, IV, S. 73, 211.

der Hausarbeit, des kleinen alten Handwerkes samt den Mühlen vorgeführt. Es erscheinen Prachtstücke der Széklerkunst, deren Tore, Malereien der Slawen, zahlreiche geschnitzte Mangeln. Von Sondertechniken sehen wir die Verzierung mit Siegellackeinlagen im Somogyer und Zalaer Komitat und manches andere. Sehr reich sind Modelle und Gegenstände von Weihnachts- und Dreikönigsumzügen. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind nochmals in dem prachtvoll untergebrachten und vorzüglich eingerichteten landwirtschaftlichen Museum ausgestellt.

In Agram, welches eine gute Sammlung römischer Altertümer hat, wurden bisher volkskundliche Gegenstände erworben, die im Gewerbeschulgebäude der Ordnung und Aufstellung harren. In Kunstsachen wird viel stilisiert, die Stickerereien zeigen, offenbar infolge der Anhaltung in der Hausgemeinschaft ungemein mühevollen Ausführungen. Außerdem einige Modelle reichgeschmückter Bauernhäuser.

Sarajewo. Ganz Bosnien war und ist noch teilweise in unseren Augen ein großes volkskundliches Museum, und die Sammelgegenstände liegen sozusagen noch in den Bauernhöfen umher, alte, rein hölzerne Wagen mit plumpen Rädern, ohne Reifen, auch noch ohne Speichen, hölzerne Pflüge, zahlreiche alte Einrichtungsgegenstände und Geräte.

Die verschiedenen Sammlungen entstanden in Sarajewo 1885 bis 1887 und wurden dann vereinigt.*) Im jetzigen Landesmuseum sind Bauernsachen, welche bei den Christen sehr einfach sind, wenig vertreten. Dagegen finden wir als Glanzpunkte mehrere sehr reiche, holzgetäfelte türkische, wohnlich anmutende Stuben mit der gesamten Einrichtung in einer uns vollständig fremden Holztechnik, Schmuck aller Art, reiche Gewänder, weiters zahlreiche Holzschnitzereien verschiedener Art, darunter schöne Spinrocken aus Konjica und zahlreiche Gegenstände der in den türkischen Ländern blühenden, auf Handfertigkeit beruhenden Metallbearbeitung für Geschirre und gravierte metallene Tischplatten. Die ausgestellten Gegenstände sind zumeist das Werk geübter Handwerker und stammen hauptsächlich aus mohammedanischen Häusern.

Belgrad. Das ethnographische Museum ist die Stiftung eines reichen Belgrader Kaufmannes und soll die Volkskunde des serbischen Volkes inner- und außerhalb des Königreiches darstellen.***) Es ist gut und übersichtlich eingerichtet und enthält außer den gewöhnlichen Gegenständen des Hausfleißes zahlreiche Geräte und Werkzeuge der Urarbeit ursprünglicher Art und viele Fahrzeuge. Volkskunst ist nur mäßig vertreten, scheint überhaupt wenig geübt worden zu sein.

Klausenburg. Die gegenwärtig verhältnismäßig sehr reiche ethnologische Sammlung des Ungarischen Karpathenvereines im König Matthias-Hause vertritt hauptsächlich die magyarischen Gegenden bei Klausenburg, in zweiter Linie die Székler in Siebenbürgen. Sie wurde vom Verein 1895 an frühere kleinere Bestände angegliedert, um nach dem Muster der Regierung das magyarische Siebenbürgen in der im Jahre 1896 stattfindenden Tausendjahrsausstellung würdig zu vertreten. Neu geordnet und vermehrt, ist sie eine der größeren Provinzsammlungen. Die Kosten betragen schon damals K 70.000, welche größtenteils aus Staatsmitteln geflossen sind. Das Museum bietet eine sehr eingehende Vertretung aller bäuerlichen Zweige in Wohnung, Arbeit und Schmuck, dieser besonders Székler Art.***)

Die deutschen siebenbürgisch-sächsischen Museen sind gänzlich Erzeugnisse der nationalen Gesinnung dieses kleinen deutschen Stammes im äußersten Südosten der Monarchie. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, die blühenden Geldinstitute, welche jeden den gewöhnlichen Zinsfuß übersteigenden Gewinn dem sächsischen Volke widmen, die Beiträge der Städte und die Opferwilligkeit der einzelnen, welche sich keiner nationalen Leistung entziehen, haben wie in Wissenschaft und Kunst auch auf diesem Felde entsprechend Bedeutendes hervorgebracht. Neben den mehrfachen, der Kunst und Wissenschaft dienenden Museen und der Bibliothek in Hermannstadt, welche auch einer viel größeren Stadt würdig wären, sind noch in Schäßburg und Kronstadt

*) „Wissensch. Mitt. aus Bosnien“, I, S. 3.

***) „Ethnol. Mitt. aus Ungarn“ 1895.

****) „Ethnol. Mitt. aus Ungarn“ 1898—1901.

volkskundliche Museen. Die Vereinigung aller Hermannstädter Anlagen zu einem großen sächsischen Nationalmuseum ist im Werke.

Die Gründung des Hermannstädter ethnographischen Museums wurde durch den dortigen Deutschen Karpathenverein im Jahre 1888 beschlossen und 1895 ins Werk gesetzt. Bisher wurden darauf K 33.000 verwendet, von Geschenken an Gegenständen abgesehen. Ein Name darf dabei nicht verschwiegen werden, Emil Sigerus, der erste Sekretär und Kustos des Museums, jetzt Ehrenmitglied, welcher sowohl durch die Herausgabe einer Reihe zum Teil mit gediegenen Bildwerken versehener Werke über das Sachsenland die Kenntnis desselben kräftig gefördert, als auch für das Museum durch seine umsichtige Betreibung der Mittelbeschaffung und geschickte Sammeltätigkeit die Hauptarbeit geleistet hat. Durch die Schenkung seiner gediegenen, schon längst vorher angelegten Sammlung von 800 Stück an das Museum hat er dasselbe schon an und für sich lebensfähig gemacht. Sigerus wird außerdem jedem wissenschaftlichen Besucher Hermannstadts durch seine weltmännische und unermüdete Dienstfertigkeit in angenehmer Erinnerung bleiben. Im ethnographischen Museum bestehen drei wohl eingerichtete Stuben, eine sächsische, magyarische und rumänische, außerdem sind zahlreiche textile und keramische Gegenstände, Werkzeuge und Trachten vorhanden. Merkwürdig ist der reiche sächsische Schmuck in einer schönen originellen Technik. Eine Eigentümlichkeit der Sachsen bilden ihre Luther-Öfen, aus Kacheln hergestellte Rauchdeckel über dem offenen Herd, von den beiden anderen siebenbürgischen Stämmen mehr oder weniger vollkommen nachgeahmt, sowie die anschließenden Kaleföke, kleine eiserne Kochöfen, Vorgänger der Sparherde in Siebenbürgen.

Das rumänische Museum in Hermannstadt ist eine nationale Gründung der Rumänen, welche, angeeifert durch die sächsischen Erfolge, mit ähnlichen Mitteln arbeiten. Es ist zwar nicht allgemein zugänglich, wird jedoch über Ersuchen gezeigt. Man findet Gegenstände der Hausarbeit und Werkzeuge, textile Arbeiten und die bekannten Truhen aller Rumänen, ihre Teppiche mit geometrischen Ornamenten und der eigentümlichen Farbewahl in ihren Stickereien mit Schwarz und Tiefrot als Grund. Auch Brandtechnik ist vertreten. In allen rumänischen und südslawischen Museen sind Arbeiten der Zigeuner in Holz, Eisen und auch Messingguß vertreten. Sie spielen im wirtschaftlichen Leben jener Gegenden eine nicht unwichtige Rolle als Holzschnitzer, Schmiede und Pferdehändler. Zahlreich sind die Arbeiten der Hirten, welche aus Langweile viele Schnitzarbeiten machen und es dadurch zu einer gewissen Fertigkeit bringen. Schäßburg hat in einem malerischen umfangreichen Befestigungsturm der alten Stadt ein kleines volkskundliches Museum angelegt, welches einen guten Überblick sächsischer, teilweise auch rumänischer Hausarbeit bietet.

Bezeichnend für sächsisches Wesen ist das Museum in Kronstadt, wo die Sachsen nur mehr ein Drittel der Einwohner ausmachen und doch wegen ihrer Intelligenz und Kapitalkraft die Stadtleitung vollständig in der Hand haben. Das dortige Museum, in dem Vorgeschichte, Naturgeschichte und Volkskunde vertreten sind, ist eine Schöpfung von Stadtbürgern, für Wissenschaft begeisterten Autodidakten. Zuerst begann Julius Teutsch mit Vorgeschichte, wobei er allmählich Volkskunde in seinen Bereich zog. Bald schlossen sich ihm Gleichgesinnte an, in ihrer freien Zeit in Dorf, Wald und Feld sammelnd. Mit zäher Beharrung und stets mit eigenen Mitteln brachten sie endlich einen gewissen Bestand zusammen, der in einigen Hofgemächern aufgestellt und auch gezeigt wurde. Gegenwärtig ist die Sammlung nebst Bibliothek in mehreren hellen Räumen in netten Glaskasten wohl geordnet untergebracht. Durch das ernste Streben der Gründer bewogen, hatten die Stadt und Gönner Geldbeiträge gegeben. Der Besuch von seite der städtischen und Landbevölkerung ist ein sehr reger und ein Teil der Mitglieder ist an Besuchstagen zur Führung auf dem Platze.

Bukarest. In der Hauptstadt Rumäniens ist ein Zug nach Großem vorhanden, der sich in Leben, Verkehr und prunkvollen Bauten kundgibt. Die schon länger bestehende archäologische Sammlung ist überraschend reich an prachtvollen antikerömischen und Funden aus der Völkerwanderungszeit. Der aus dem Jahre 1887 stammende

Plan für einen Museumsprachtbau für alle Zweige ist bis jetzt wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht zustande gekommen, doch ist die ethnographische Abteilung gegenwärtig in hohen, hellen Räumen untergebracht. Es wurde dafür schon seit Jahrzehnten, doch nur mit geringem Erfolge, gesammelt, und erst Professor Tzigara-Samurkaş hat es seit 1906 verstanden, nicht nur bedeutende Geldmittel heranzuziehen, sondern auch in kurzer Zeit interessante Erwerbungen in den einzelnen Zweigen der Volkskunde zu machen. Wie überall bei den Rumänen ist die Teppichweberei ausgebreitet und hier gut vertreten, außerdem andere Textilarbeiten und Trachten. Eine andere rumänische Eigentümlichkeit sind die geschmackvoll bemalten Ostereier, allerdings in den besseren Stücken nicht allgemeine Volksarbeit. Reich und unübertroffen ist das Museum an bäuerlichen Holzarbeiten und Schnitzereien; wir sehen ungeheure Wegkreuze in interessanter Ausführungsart, mehrere geschnitzte große Einfriedungsportale und in einem eigenen Saale ein ganzes Bauernhaus, an der Vorderseite fast völlig mit Schnitzereien bedeckt. Daneben gibt es wieder Holzpflüge und ländliche Geräte. Ein ausführlicher, mit zahlreichen guten Abbildungen 1909 erschienener Führer von Professor Tzigara-Samurkaş gibt die wichtigsten Gegenstände wieder.

Das Czernowitzer Museum umfaßt mehrere Zweige der Sammeltätigkeit, doch ist die Volkskunde nicht in dem Umfange vertreten, wie es in der Bukowina möglich wäre, woran wohl bei den sonstigen hohen Kulturaufgaben, in denen dieses kleine Land noch zurück ist, der Geldmangel Schuld tragen dürfte.

In Lemberg findet der Forscher im Dzieduszycki-Museum, ursprünglich für Naturgeschichte bestimmt, eine umfangreiche volkskundliche Abteilung, besonders von den galizischen Huzulen. Es sind dort zahlreiche und mannigfaltige Hausarbeiten in Holz und Stroh, viele Tonwaren und Truben vertreten. Interessant sind Gefäße aus einer Art Fournierbrett in einem Stücke gebogen, Strohkörle bis zu einem Meter Durchmesser, Holzflechtereien, figural bemalte Kacheln volkstümlicher Art, wie sie auch in der Bukowina vorkommen, welche eine bemerkungswerte Leistung bilden.

Die volkskundliche Sektion des Verbandes deutscher volkskundlicher Vereine. Tagung zu Graz im September 1909.

Einem Berichte Prof. Dr. O. Lauffers, der für die „Germanisch-romanische Monatsschrift“ (herausgegeben von Dr. H. Schröder, Kiel) geschrieben ist und mir durch die Freundlichkeit des Herrn Verfassers im Korrekturabzuge vorliegt, seien im folgenden die wesentlichsten Ergebnisse dieser Tage entnommen.

1. Die Fortsetzung der von der hessischen Vereinigung herausgegebenen volkskundlichen Zeitschriftenschau wurde für äußerst wünschenswert erklärt.

2. Die Begründung einer Zentralstelle für deutsche Volkskunde und deren Angliederung an das Museum für Hamburgische Geschichte (Antrag Lauffer) wurde beschlossen. An diese Zentrale sollen die volkskundlichen Vereine ihre Publikationen, Bibliotheksverzeichnisse, Inventare abgeben und durch Überweisung von einschlägigen Photographien, Bildern etc. die Anlage eines zentralen volkskundlichen Bilderarchivs ermöglichen. Die Vervollständigung des Fragebogenmaterials für die Bauernhausforschung des Herrn Prof. Dr. O. Brenner möge tunlichst vervollständigt werden.

Einen Bericht über die Aufnahme der Getreidepuppen übersendete Robert Mielke, Prof. Larsen berichtete über seine Sammlungen alter Soldatenbriefe; Pfarrer Doktor Schuller hielt schließlich einen Vortrag über „Siebenbürger Märchen“ (Zur Methodik der Märchenforschung), der indessen kaum viel Neues bot.

Gründung einer volkskundlichen Sektion des deutschen Philologentages in Graz 1909.

In vier gut besuchten Sitzungen erledigte diese neue, hauptsächlich durch die Bemühungen Prof. Dr. R. Meringers zustande gekommene volkskundliche Arbeitsvereinigung ein bedeutendes Arbeitsprogramm.

An der Spitze stand Dr. W. Peßlers anregender Vortrag: „Über Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethnographie, vornehmlich der Sachgeographie.“ Was in der Ethnologie der außereuropäischen Gebiete methodisch längst geschieht, verlangt Peßler mit Recht auch für die europäischen Kulturgebiete; nur stellt sich Peßler die Anwendung der Methode vielleicht zu mechanisch und äußerlich vor. M. Friedwagner, Czernowitz, behandelte rumänische Volkslieder; W. v. Unwerth, Kopenhagen, sprach über den germanischen Totengott. Sehr hübsche Ausführungen brachte Ferk, Graz, über die Schwämme in volkskundlicher Beziehung, V. v. Geramb, Graz, sprach über das Rauchstübchenhaus; Prof. Dr. Meringer erörterte an der Hand einer kleinen von ihm angelegten instruktiven Universitätsammlung Probleme der Sach- und Wörterkunde des oberdeutschen Kulturgebietes. Hoffmann-Krayer nahm mit seinen „Gedanken über ein Museum für menschliche Ergologie“, wobei er hauptsächlich für ein Museum für vergleichende europäische Volkskunde eintrat, eine Anregung auf, welche Dr. M. Haberlandt schon bei der Wiener Tagung im Jahre 1906 des näheren ausgeführt hatte. In der Schlußsitzung hielt Prof. Dr. O. Lauffer einen ausgezeichneten Vortrag „Über den volkstümlichen Gebrauch der Totenkronen“ (mit Lichtbildern).

Die Nützlichkeit dieser neugewonnenen Pflegestätte unserer Wissenschaft wird sich vielleicht weniger in direkter Arbeit, als vielmehr in ihrer Einwirkung auf den Gesichtskreis der Schulmänner und Philologen äußern, die in den Tatsachen der Volkskunde eine Erweiterung und Durchlichtung ihres Tatensachenmaterials mit Freude erkennen werden,

„Kleiner Führer für das Städtische Museum in Mödling.“ Im Jahrgang XI 1905 S. 41 f., dieser Zeitschrift habe ich über die Bestände des Mödlinger Museums berichtet. Vor kurzem hat dasselbe ein günstigeres Heim erhalten, indem es im Erdgeschoß des Sparkassengebäudes, Hauptstraße Nr. 42, untergebracht wurde. Ideal ist der gebotene Raum auch nicht, da derselbe in manchen Teilen feucht sein soll und schon jetzt zu beschränkt ist. Die Sammlungen geben aber in deren Anordnungen ein schönes und lehrreiches Bild, insbesondere ist die prähistorische Abteilung von besonderem Interesse.

Die Vereinsleitung hat nun einen recht hübsch ausgestatteten Katalog mit beigefügten Erläuterungen herausgegeben. Derselbe gliedert sich wie folgt: I. Vorraum: Eiserne und hölzerne Türen und anderes aus Mödling. II. Archäologische Saal: A. Geologisch-paläontologische Sammlung. B. Prähistorische Abteilung. C. Römische Abteilung. D. Verschiedene ortsgeschichtliche Steinobjekte. III. Kulturhistorischer Saal. — Die Abbildungen, die beigegeben sind, beziehen sich, bis auf die zwei Tafeln der prähistorischen Funde, nicht auf Objekte des Museums, sondern sind verschiedene Ansichten, als Kirchen, Burg Mödling, Feste Liechtenstein, Höfe von alten Mödlinger Häusern, Siegeln, Medaillen, Wappen u. s. w., die, bis auf wenige Abbildungen sowie die oben erwähnten Tafeln dem Werke „Die Geschichte der Stadt Mödling“ von Dr. Karl Giannoni entnommen sind. Die Bezeichnung des Bildes der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Rundkapelle mit „Glockenturm . . .“ ist nicht gut gewählt, da für diese vom Volke der Name „Pantaleonskapelle“ und sonst „Karner“ gebraucht wird. — Was die Gegenstände der volkskundlichen Abteilung anbelangt, habe ich diese in meinem Berichte zumeist erwähnt, und wäre etwa noch beizufügen: die Ignatius-Bohne mit alter Beschreibung und Wiener Pfennige aus der Zeit Przemysl Ottokars II. — Verschiedene Gegenstände, als: reichornamentierter Kasten, geschnitztes Bett und Truhe, führt der Katalog als nicht aus Mödling stammend an, und hat Dr. M. Haberlandt in dieser Zeitschrift XII, S. 175, gelegentlich der Besprechung des Werkes „Geschichte der Stadt Mödling“ auf diesen Umstand, als über den lokalen Interessenkreis hinausgreifend, hingewiesen.

Der Preis des „Kleinen Führers für das Städtische Museum in Mödling“ ist mit 30 h angesetzt und wird derselbe jedem Besucher des Museums recht willkommen sein.

Robert Eder.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

10. Mittelfalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg. Mit Sacherklärungen. Herausgegeben von Dr. Oswald v. Zingerle. Innsbruck 1909. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck.

Für die Geschichte des altdeutschen Hauswesens sind die in den Archiven erliegenden alten Inventare von Burgen und Festungen, Hospizen und Kirchen u. s. w. sowie die Habeverzeichnisse von Bürgern und Geistlichen von bedeutendem Wert und daher schon vielfach für die Kulturgeschichte herangezogen worden. Der verdienstvolle Herausgeber der vorliegenden reichen Sammlung hat nun aus dem k. k. Statthaltereiarhiv zu Innsbruck eine große Zahl aus relativ sehr früher Zeit, dem 15. Jahrhundert, stammende Inventare in dankenswerter Weise mitgeteilt und ihren kulturgeschichtlichen wie sprachhistorischen Gehalt in ausgezeichnet gearbeiteten Wörter- und Sachverzeichnissen fruchtbar zu machen gesucht. Wer sich für Haus- und Kircheneinrichtung, für Waffen und Rüstzeug, für Kleidung und Schmuck, für Wirtschaft und Handwerk, für Jagd und Fischerei interessiert, dem gewährt die vorstehende Sammlung in ihrer übersichtlichen Behandlung reichliche Belehrung, ebenso wie Germanisten und Historiker im engeren Sinne dabei auf ihre Rechnung kommen.

H.

11. Grammatik der Gottscheer Mundart. Von Hans Tschinkel. Mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“. Halle 1908. Verlag von Max Niemeyer.

Von dieser trefflichen Arbeit des mit der Herausgabe eines Wörterbuches der Gottscheer Mundart beschäftigten Verfassers muß, wiewohl sie eigentlich über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausfällt, doch wenigstens in Kürze anerkennendst Notiz genommen werden, da in diesem ersten umfassenden Versuch der Darstellung der Gottscheer Mundart vielfach auch die Kriterien für die Lösung der ethnographisch belangreichen Frage erbracht sind, zu welcher älteren und neueren deutschen Mundarten die Gottscheer Mundart in näheren Beziehungen stehe. Es dürfte auf Grund derselben, in ähnlicher Weise, wie dies für die Siebenbürgener „Sachsen“ gelungen ist, glücken, die verschiedenen deutschen Gaue, aus denen die Besiedler der Gottscheer Sprachinsel zugewandert sind, genauer zu bestimmen.

Bei der vorliegenden Arbeit sind die Arbeiten von Pr. Lessiak über die Mundart von Pernegg in Kärnten sowie diejenigen von Josef Schatz vielfach vorbildlich gewesen. Volle Berücksichtigung erfuhr auch das Verhältnis der Gottscheer zu den slowenischen Nachbarmundarten. Die Beeinflussung von dieser Seite her beschränkt sich allerdings der Hauptsache nach auf das Eindringen einer Anzahl von Lehnwörtern.

Von Interesse und Wert ist die beigegebene Mundartenkarte der Sprachinsel. Man darf sich von dem in Aussicht gestellten Wörterbuch von Gottschee seitens desselben besten Kenners sehr viel versprechen.

Dr. M. Haberlandt.

12. Gsangla as der westbäimischen Haimat. Gesammelt von Dr. Michael Urban. Plan. (Beilage zur „Deutschen Wacht a. d. Miera“.) Zweite, vermehrte Auflage. Mies 1908.

Der verdiente Volksforscher Dr. Urban, dem die Aufsammlung einer großen Reihe von volksdichterischen Produkten aus Westböhmen zu danken ist, hatte vor Jahren unter dem Titel „As der Haimat“ eine umfangreiche Volksliedersammlung veröffentlicht, die, seit langem vergriffen, nun unter neuem Titel erscheint. Als Anhang ist eine Anzahl älterer Egerländer Volkslieder beigegeben, die der Herausgeber in einem Privatarhiv zu Marienbad gefunden hat und die eine Abschrift jener Liedersammlung sind, welche der Magistratsrat Jos. Sebastian Grüner im Jahre 1822 dem in Marienbad zur Kur weilenden Dichterkönig Goethe überreicht hat.

13. Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much und M. Murko. Bd. I. Heft 1 und 2. Heidelberg 1909. K. Winters Universitätsbuchhandlung.

Von diesem schon bei seiner ersten Ankündigung in dieser Zeitschrift (XIV, S. 211 ff.) begrüßten, von R. Meringer in erster Reihe begründeten Organ für Sprach- und Sachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde liegt nunmehr der erste inhaltsreiche Band vollendet vor, und es läßt sich rühmend sagen, daß die Erwartungen, welche man auf das neue wissenschaftliche Unternehmen setzen durfte, sich vollinhaltlich erfüllt haben und auf weitere fruchtbare Arbeit in der eingeschlagenen Richtung Hoffnung geben. Wir wollen hier nur von dem Inhalt des ersten Bandes kurz Kenntnis geben, den der Initiator des ganzen Unternehmens, Prof. Dr. R. Meringer, zum Teil aus Eigenem bestritten hat, zu welchem aber auch andere namhafte Gelehrte, wie W. Meyer-Lübke, R. Much, J. Strzygowski etc. andere höchst wertvolle Beiträge geliefert haben. R. Meringer ist mit einer inhaltsreichen Abhandlung über die Werkzeuge der Pinserei und ihre Namen (Keule, Stampfe, Hammer, Anke) hervorgetreten, zu welcher der vergleichende Ethnologie die belehrenden Analogien aus kulturverwandten und kulturfremden Gebieten zu stellen haben wird. Außerdem bringt R. Meringer zehn kleinere Arbeiten teilweise etymologischen, teilweise sachgeschichtlichen Inhaltes, die über ihre speziellen Lösungen hinaus anregenden Wert besitzen. W. Meyer-Lübke hat sich mit zwei Arbeiten vom romanischen Volks- und Sprachboden eingestellt, von welchen die zweite: „Zur Geschichte der Dreschgeräte“ (mit 40 Abbildungen und Karte) auch für den Volkskundeforscher in hohem Grade interessant und belangreich ist. R. Much verbreitet sich über die kulturgeschichtlich so gehaltvolle Gleichung: Holz und Mensch, mit zahlreichen überraschenden Deutungen hierhergehöriger Wörter und Erscheinungen. Zur Geschichte des Tisches in der mittelländischen Kultur (mit merkwürdigen Zusammenhängen in den Kult hinein) bringt J. Strzygowski einen bedeutenden Beitrag in seiner Arbeit über den sigmaförmigen Tisch und den ältesten Typus des Refektoriums (mit 11 Abbildungen). W. Peßler, R. M. Meyer, Th. Bloch, L. Wenger und J. Janko stellen sich mit kleineren Untersuchungen ein, welche den programmatischen Themenkreis der Zeitschrift in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit bewahren. Die direkte Beziehung zur Volkskunde, auf welche als Erkenntnisquelle die indogermanische Sprach- und Sachforschung immer mehr reflektieren läßt, stellt J. R. Bünkers Arbeit über das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark (mit 47 Textabbildungen) her, in welcher das Prinzip der „Punktforschung“ wohl mit einer gewissen Übertreibung festgehalten erscheint. So verdienstlich an sich die mikrologischen Erhebungen Bünkers sind, in ihrer wissenschaftlichen Darstellung und Auswertung möchte man gern größerer Gedrängtheit begegnen. Im ganzen ist zu hoffen, daß das begonnene Unternehmen genügende Unterstützung finden wird, um in gleicher Art fortgeführt zu werden. Nochmals sei die Anlehnung an die vergleichende Völkerkunde und ihr Museumsmaterial den Mitarbeitern und Lesern von „Wörter und Sachen“ wärmstens empfohlen. Auch die Auseinandersetzung mit der neuen kulturhistorischen Schule, wie sie von W. Foy, F. Gräbner und Ankermann vertreten wird, wird für die Indogermanistik mehr und mehr zur unausweichlichen Notwendigkeit werden.

Dr. M. Haberlandt.

14. Künstlerpostkarten, österreichisch-ungarische Volkstypen, in 12 Serien à 10 Stück. Serie I: Mährische Slowaken nach Originalen von J. Uprka. — Serie II: Ungarische Slowaken nach Originalen von Jar. Augusta. — Serie III und IV: Hannaken bei Kojetein nach Originalen von M. Gardowski. — Serie V: Mährische Volkstypen aus Lösch nach Originalen von M. Gardowski. — Serie VI: Mährische Slowaken. II. Nach Originalen von M. Gardowski. — Serie VII: Mährische Walachen nach Originalen von M. Gardowski. — Serie VIII: Landsleute aus der Haid-Tachauer Gegend nach Originalen von Ad. Kašpar. — Serie IX: Ungarische Slowaken aus dem Tatragebirge. I. Nach Originalen von Jar. Augusta. — Serie X: Dalmatinisch-herzegowinische Albanen bei Ragusa. — Serie XI: Mährische Walachen. II. Nach Originalen von M. Gardowski, —

Serie XII: Slowaken von Unter-Themenau bei Lundenburg nach Originalen von M. Gardowski. Die vorstehend verzeichneten Künstlerkarten des namhaften Verlages von R. Promberger in Olmütz sind wahrhaft entzückende kleine Kunstwerke von wirklich volkskundlichem Wert. Sie dürfen bestens empfohlen werden. Dr. M. Haberlandt.

15. Der Altertümersammler. Ein Handbuch zum Nachschlagen. Von Ludwig Diehl. Mit 324 Illustrationen. W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Dieses sehr geschickt gemachte und inhaltsvolle Büchlein kann als eine praktische und nützliche Unterweisung auf den verschiedensten antiquarischen Sammelgebieten mit gutem Gewissen empfohlen werden. Jeder private Sammler — und wer wäre das heutzutage nicht auf irgendeinem Gebiete? — die kleinen Lokalmuseen und ihre Organe können diesen Leitfaden auf das beste benützen; er gibt ihnen Ratschläge für die Beurteilung, Bestimmung und Erhaltung ihrer Sammlungsobjekte und vermittelt durch Wort und Bild einen sehr großen Wissensstoff in faßlichster Art. Man wird sich Geld und unangenehme Erfahrungen in Menge ersparen, wenn man diesen Ratgeber recht fleißig zur Hand nimmt.

Dr. M. Haberlandt.

16. Prof. Josef Šíma: Studien über nationale Stickereien aus Böhmen, Mähren und der ungarischen Slowakei.

In dieser Publikation, für welche die strebsame Verlagshandlung wirklich Opfer gebracht hat, wird für Kunstgewerbeschulen und praktische Zwecke ein interessanter und beträchtlicher Teil des tschechoslawischen Ornamentenschatzes, wie er auf den textilen volkstümlichen Handarbeiten erscheint, zugänglich und fruchtbar zu machen gesucht. In vier Gruppen werden 1. die geometrischen Ornamente (von den Ärmel- und Halskrägen der slowakischen Ärmelhemdchen), 2. die vegetabilischen Motive (namentlich das Apfelmotiv), 3. verschiedene Bandornamente und 4. die mannigfaltige Ornamentik, wie sie vorwiegend auf hannakischen und slowakischen Trachtenstücken zur Erscheinung kommt, vorgeführt. Das Werk ist mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht und des mährischen Landesausschusses erschienen und wird hoffentlich das Seine dazu beitragen, den nationalen Ornamentenschatz unter dem tschechoslawischen Volksstamme zu erhalten und zeitgemäß weiterzubilden.

17. Unser Egerland. Monatsschrift für Volks- und Heimatkunde. Begründet und herausgegeben von Alois John in Eger. XIII. Jahrg., 1909. (Jährlich 12 Hefte zu K 4.—.)

Der soeben abgeschlossene Jahrgang dieser nun monatlich erscheinenden und mit einem anheimelnden Egerländer Motiv von der Künstlerhand Fritz Pontinis geschmückten volkskundlichen Zeitschrift bietet eine Erweiterung des bisherigen Programms insofern, als außer Volkskunde auch Kunst, Heimatschutz und ländliche Wohlfahrtspflege behandelt werden. Von volkskundlichen Aufsätzen seien erwähnt: Der Satzbau der Egerländer Mundart (von Dr. A. Gebhardt); Beiträge zur Egerländer Wortforschung (J. Kirchberger); Heilige Quellen im Ascher und Tachauer Bezirk (Alberti und Köferl); Egerländer Kolonien in Galizien (Dr. Stark); Römische Funde im Egerlande bei Römersreut (J. Kropp, A. John, v. Weinzierl, Dr. Dorsch); Elbogen und die Universitäten vom 15. bis 17. Jahrhundert (Dr. Richter); das Eucomion Hubae Slaccenwaldensis des Kaspar Bruschi (Dr. Richter); Urkunden über beglaubigte Sühnkreuze (Prof. Wilhelm); Der Einfluß der Volkskunde auf Wissenschaft und Kunst (Prof. Dr. Mogk); Volkskundliche Literatur des Jahres 1908 (Alois John); Chronik der Stadt Hof des E. Widmann (A. John); Die Schrift „Vom Aberglauben“ des Egerer Schärfrichters Karl Huß (Alois John) und andere.

Die Heimatschutzbewegung ist durch Aufsätze von R. Mielke und Alois John vertreten, außerdem durch mehrere kleinere Berichte und Mitteilungen (Erhaltung des Turmes in Markhausen und andere). Das Kapitel Kunst enthält die Biographien zweier Egerländer Künstler: des Malers und Radierers Fritz Pontini und des Bildhauers Karl Wiefert jun., außerdem Aufsätze über Kunstwerke des Egerlandes in der Oberpfalz, Erinnerungen an berühmte Männer der Tonkunst (von Wörl) und anderes.

Unter *Kleine Mitteilungen* finden wir Berichte über Faschingsbräuche aus Königswart, über Trachtenkunde, über das fünfthunderijährige Jubiläum der Universität

Leipzig, über Pfahlbauten im Franzensbader Moor und andere; außerdem zahlreiche Bücheranzeigen, Berichte aus Egerländer Vereinen (in Wien, Berlin, Tetschen-Bodenbach, Leitmeritz, Komotau etc.), weiters ein Verzeichnis der zahlreichen Abbildungen dieses Jahrganges.

Außer der regen Betätigung für Volkskunde, die der Inhalt dieser Zeitschrift ausweist, sei noch auf die im Jänner 1910 erfolgende Ausgabe der Schrift „Vom Aberglauben“ des bekannten Egerer Scharfrichters Karl Huß hingewiesen, von der Bruchstücke bereits in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (VI. Jahrg., 1900, S. 107—26) erschienen sind. Diese von Alois John herausgegebene, in Prof. Ad. Hauffens „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“ (als Heft 2 des IX. Bds.) erscheinende Schrift bringt den Originaltext von K. Huß mit 12 Abbildungen und 4 Farbentafeln und darf als eine wichtige Quellschrift für den Aberglauben des Egerlandes bezeichnet werden. (Verlag von J. G. Calve in Prag.)

18. Natur- und Urgeschichte des Menschen. Von Dr. Moritz Hoernes, Professor an der Universität Wien. Mit 7 Karten, mehreren Vollbildern und über 500 Abbildungen im Text. Das Werk ist vollständig in 25 Lieferungen in Quartformat zu 90 h. (Lieferungen 21 bis 25, Schluß.) Auch zu haben komplett, in zwei Halbfranzbänden geb. zusammen K 30. A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.

Erst unserem Zeitalter war es vorbehalten, zu erkennen, welcher enge und innige Zusammenhang zwischen der geistigen und der körperlichen Natur des Menschen und aller ihm ähnlichen Lebewesen besteht. Die monistische Lehre leugnet ja überhaupt die Existenz zweier verschiedener Bereiche des menschlichen und des tierischen Organismus. Mag sie nun damit recht oder unrecht haben, jedenfalls führt man mit zweifellosem Rechte heute mehr denn je die menschliche Kultur auf physische Grundlagen zurück, und die Biologie lehrt uns, von der Betrachtung der körperlichen Natur die der höheren und höchsten Lebensäußerungen der Organismen nicht auszuschließen. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Werk „Natur- und Urgeschichte des Menschen“ geschrieben. Es stellt in einer noch nicht dagewesenen Art und Weise von beiden Seiten die Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit zusammen und liefert eine umfassende neue Darstellung der Grundlagen der geschichtlichen Kulturentwicklung. Dadurch erfahren die Begriffe der Menschheit, der menschlichen Kultur überhaupt und der zeitgenössischen Kultur insbesondere unbefangene wissenschaftliche Bestimmungen. Die Ergebnisse eigener und fremder Untersuchungen über die Urgeschichte unseres Völkerkreises und der entferntesten Glieder der Menschheit sind zu einem harmonischen Gesamtbilde verarbeitet, das mit einem überreichen Material von vielen hundert Illustrationen, Karten u. s. w. ausgestattet ist und auch alle literarischen Nachweisungen sowie umfangreiche Register der Gegenstände und der Autornamen enthält.

19. Geschichte Salzburgs. Von Hans Widmann. Zweiter Band. (Von 1270 bis 1519.) (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Karl Lamprecht. III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Dr. Armin Tille. 9. Werk.) Gotha 1909. Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Preis brosch. M. 8.

Als der erste Band dieses Werkes (Preis M. 8), der die Geschichte Salzburgs bis zum Jahre 1270 behandelt, 1907 erschien, wurde darauf hingewiesen, daß die Notwendigkeit einer neuen, den Forderungen der modernen Geschichtschreibung Genüge leistenden Geschichte Salzburgs von keinem Kenner der einschlägigen Literatur bestritten werde. Die letzte „Geschichte der Stadt Salzburg“ ist mehr als zwanzig Jahre alt und die zahlreichen seitdem herausgegebenen urkundlichen Quellen sowie die umfangreichen und eindringenden Einzeluntersuchungen zur salzburgischen Geschichte verlangen gebieterisch eine zusammenfassende Neubearbeitung. Professor Hans Widmann in Salzburg hat sich, wie seinerzeit mitgeteilt wurde, zu einer solchen Neuschöpfung entschlossen. Von seiner „Geschichte Salzburgs“ ist soeben der zweite Band, der bis zum Jahre 1519 reicht, fertig geworden. Er schildert in fünf Büchern: 1. Salzburg und die Festsetzung

der Habsburger in den Babenberger Ländern; 2. Salzburg im Kampfe um seine Selbstständigkeit; 3. das Zeitalter der Luxemburger; das kirchliche Schisma und die großen Konzilien; 4. den Niedergang des Erzstiftes; ständische Bewegungen und städtische Bestrebungen; 5. das Erzstift auf dem tiefsten Punkte des politischen und wirtschaftlichen Verfalles und seine Wiedergeburt. Dazu tritt ein Anhang, der nach urkundlichen Quellen die salzburgischen Lehen der Babenberger und Habsburger (der Wittelsbacher und Görzer) und die Handschriften und Inkunabeln in Salzburg behandelt. Den Schluß bildet eine sehr dankenswerte chronologische Zusammenstellung der Bischöfe, Erzbischöfe und Administratoren von Salzburg bis zum Jahre 1519.

Auch in diesem Bande erweist sich der Verfasser als ein trefflicher Kenner des gesamten Quellenmaterials und der Literatur über Salzburgs Geschichte; sein Werk entspricht nicht nur den Anforderungen der Wissenschaft in jeder Hinsicht, sondern empfiehlt sich dem Lesepublikum auch durch flotte und anziehende Darstellung. Es wird daher sowohl in den Kreisen der Fachgelehrten als auch bei den Gebildeten aller Stände Interesse und Anklang finden. Nicht nur den Geschichtsforschern und Geschichtsfreunden im Salzburgischen selbst sei es empfohlen, sondern all denen, die durch das Studium eines geschichtlich als Einheit hervortretenden Teiles des deutschen Volkes einen vertieften Einblick in das Wesen des deutschen Volkscharakters sich verschaffen wollen.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Graf Johann Harrach †.

An der Schwelle des 82. Lebensjahres und doch zu früh für viele wissenschaftliche und künstlerische Institute, an deren Spitze er durch viele Jahre seines arbeitsreichen Lebens stand, ist Seine Erlaucht Graf Johann Harrach, seit 1901 Präsident unseres Vereines und Museums, am 12. Dezember d. J. sanft verschieden. Der hohe Verewigte ist stets mit großer Wärme und nie versagendem Eifer den wissenschaftlich-patriotischen Bestrebungen unseres Vereines gefolgt und hat namentlich die rasche Entwicklung unseres Museums in jeder Weise auf das dankenswerteste gefördert. Graf Johann Harrach ist stets für den Grundgedanken, der uns bei unserer Arbeit leitet: strengste Unparteilichkeit gegenüber allen Volksstämmen des Reiches zu wahren, mit vollem Eifer eingetreten. Er hat, was er so sehnlich wünschte, nicht erlebt, die Zukunft unseres Museums in einem eigenen Hause und durch Übernahme in die staatliche Verwaltung gesichert zu sehen; aber wir übernehmen es als eine teure Erbschaft, diesem Ziele mit allen Kräften nachzustreben, bis es erreicht ist. Unsere unvergängliche Dankbarkeit bleibt dem verewigten Präsidenten immerdar gesichert.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Die Handels- und Gewerbekammer hat die Jahressubvention von K 800 bewilligt, der hohe niederösterreichische Landtag eine Subvention von K 200, die Erste Österreichische Sparkasse K 100, das k. k. Polizeipräsidium K 30, das Bankhaus S. M. v. Rothschild K 100, die hohe niederösterreichische Statthalterei K 200, das Präsidium des Industriellenballes K 200 überwiesen. Das Präsidium hat den verbindlichsten Dank für diese Bewilligungen in geeigneter Form abgestattet.

b) Museum.

1. Herausgabe des Werkes: Österreichische Volkskunst.

Im Verlage der k. u. k. Hofkunstanstalt J. Löwy in Wien erscheint das Werk:

Österreichische Volkskunst.

Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien.

Dargestellt und erläutert von

Dr. Michael Haberlandt.

Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht.

Das Werk wird im Format 37:28 cm (Großquart) erscheinen und 120 Lichtdrucktafeln (davon 20 farbig), zirka 120 Seiten illustrierten Text und die Tafelerklärungen enthalten.

Das Werk wird in zwei Abteilungen zu je 60 Tafeln in einer Auflage von 600 nummerierten Exemplaren ausgegeben. Der Subskriptionspreis für beide Abteilungen in Mappen beträgt K 80. Einzelne Abteilungen werden nicht abgegeben. Am Tage des Subskriptionsschlusses, das ist am 20. Jänner 1910, wird der Preis auf K 120 erhöht. Die I. Abteilung erscheint Ende Jänner 1910, die II. Abteilung Anfang Mai 1910. Die Subskription wird am 20. Jänner 1910 geschlossen.

Einladungen zur Subskription nebst Subskriptionsscheinen sind über Verlangen von der Kunstanstalt J. Löwy in Wien, III. Parkgasse 17, bis 20. Jänner 1910 erhältlich.

2. Vermehrung der Sammlungen.

(Fortsetzung und Schluß.)

a) Ethnographische Hauptsammlung.

Ankäufe:

27. Hausrat, Keramisches, Volkskultobjekte etc. aus verschiedenen Teilen von Niederösterreich, 73 Nummern.
28. Keramisches, Wäschklopper, Bilder etc. aus dem Heußengebiete, 90 Nummern.
29. Kacheln, Keramisches, Hausrat, Glasbilder, Grabkreuze, Kostümstücke aus Oberösterreich, 168 Nummern.
30. Holzschnitzwerke, Schüsseln und Krüge, Kacheln aus Salzburg, 46 Nummern.
31. Freßglocken, Kostümstücke aus Steiermark, 4 Nummern.
32. Krippenfiguren aus Bein, 11 Nummern, nebst zahlreichen Bruchstücken, Kärnten.
33. Hirtenarbeiten, Hausrat, Kostümstücke etc. aus Tirol, 64 Nummern.
34. Keramisches, Holzarbeiten, Kostümstücke, Stickereien aus Istrien, 30 Nummern.
35. Brauttücher, Schmucksachen, Musikinstrumente, Holzbecher aus Dalmatien, 27 Nummern.
36. Keramisches, Hausrat, Kultobjekte aus Mähren, 48 Nummern.
37. Hemdbesätze, Haube aus Böhmen, 9 Nummern.
38. Geschirr, Holz- und Zinnarbeiten, Kostümstücke aus Galizien, darunter ein vollständiges Goralenkostüm von Zakopane und ein Weiberkostüm aus der Umgebung von Krakau, 96 Nummern.
39. Kacheln, Weihnachtsbrummtopf etc. aus der Bukowina, 17 Nummern.
40. Schmucksachen, 4 Bootmodelle, Modell eines Pfahlbaues aus der Savegegend, 3 Knochenschlitten, 20 Nummern, Bosnien.

Geschenke.

22. Von Seiner Majestät dem Kaiser wurden über Vortrag Seiner Exzellenz des Herrn Oberstkämmerers Grafen Leopold Gudenus eine reich inkrustierte Holzkassette und ein Holzstock in gleicher Technik verziert, Arbeiten von Wasil Dewdiuk in Wiznitz, dem Museum huldvollst überwiesen.

23. Hanbenstock, Haube, Kacheln, Keramisches, 20 Nummern, von Herrn Alfred Walcher Ritter v. Mollheim.

24 2 Hauben, Votivkleidchen, Wachsvotive, von Frau Professor *Marie Andree-Eysn*, München.

25. 3 Hauben, gesticktes Kopftuch von Ostrawitzka bei Mistek, Geschenk von Fräulein *Marie Bena*.

26. 2 Wachskrönlein aus Mariazell von Frau *Marie Eder* in Mödling.

27. 2 Bänder für Erntegebräuche, Nordböhmen, von Herrn Oberkurator *Robert Eder* in Mödling.

28. Vier gedruckte Segen, Länge Christi etc. von Lehrer *Fritz Holzinger* in Taufkirchen.

29. 7 Wallfahrtsandenken und 1 Freundschaftsblättchen, Mariazell, von Herrn Oberlehrer *Karl Reiterer* in Trieben.

30. Einblattkalender, 1614, von Frau *Marianne Rießberger*.

31. Kopie eines Holzvotivs, 2 Einkellungen von Krankheiten, 1 Schlüssel aus Graphiton, Schärding, von Herrn Museumsvorstand *Ed. Kyrle*.

32. Lederboot „Coracle“, mit Wasserschwöpfer, nebst 2 Bootmodellen, Irland. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.

33. 20 Kacheln, 1 Holzlarve. Geschenk Seiner Exzellenz des Herrn Grafen *Hans Wilczek*.

34. Vollständiges Slowakenkostüm aus dem Dorfe Likavka bei Rosenberg. Geschenk des Herrn *Konrad Mautner*.

Sämtlichen Spendern wird der wärmste und ergebenste Dank der Museumsleitung ausgesprochen.

Der Gesamteinlauf beträgt somit seit dem letzten Ausweis 760 Nummern; der Sammlungszuwachs im Jahre 1909 beträgt im ganzen 1968 Nummern.

b) Photographien.

24 Photographien. Darunter Geschenke der Herren Robert Eder, Konrad Mautner und Hans Thüring.

c) Bibliothek.

Die Bibliothek erfuhr einen Zuwachs von 41 Nummern. Darunter Geschenke von den Herren Renward Brandstetter, Artur Haberlandt, Dr. M. Haberlandt und Franz Holzinger.

* 3. Museumsarbeiten.

Die vorstehend ausgewiesenen reichen Einläufe wurden vom Volontär des Museums stud. phil. Artur Haberlandt ordnungsmäßig gebucht und zum allergrößten Teile wegen Mangel an Raum weggepackt. Leider mußte auch, um den neuen Einlauf magaziniert zu können, eines der Bauernstubeninterieurs vorläufig geräumt und als Depot verwendet werden. Von dem gleichen tief bedauerlichen Schicksal sind nun der Reihe nach auch die übrigen instruktiven Bauerninterieurs bedroht, wofür nicht in der unerträglichen Platzkalamität ein gründlicher Wandel geschaffen wird. Reichliche Benützung erfuhren die Sammlungen von wissenschaftlicher, künstlerischer und kunstgewerblicher Seite. Herr Maler Jungwirth, der den großen Fremdenverkehrspavillon der nächstjährigen Internationalen Jagdausstellung malerisch auszuschnücken hat, unterstützten wir auf Wunsch des k. k. Arbeitsministeriums durch Beistellung eines reichen Materials. Die Schüler der k. k. Kunstgewerbeschule benützten unter Anleitung des Herrn Prof. Oskar Strnad die Sammlung in wiederholten korporativen Besuchen zu zeichnerischen und malerischen Aufnahmen. Fräulein Maria Bena, Fräulein Edith Haberlandt, Malerin Irene Rust, Maler R. Geyling studierten zu gleichem Zweck einzelne Partien des Museums. Prof. Dr. J. Bolte (Berlin), Dr. K. Brunner (Berlin), Prof. Dr. O. Lauffer (Hamburg), Direktor Dr. H. Ubell (Linz), Prof. J. Robitschek, G. Dorsey (Chicago), H. Freiherr v. Egloffstein (Sofia) u. a. m. sind unter den zahlreichen auswärtigen Besuchern hervorzuheben. Über verschiedene Fragen der österreichischen Volkskunstförderung erstattete die Direktion anlässlich der Berliner Internationalen Volkskunstausstellung dem Ministerium

für Kultus und Unterricht sowie dem Ministerium für öffentliche Arbeiten ausführliche Gutachten. Die angesuchte Beteiligung unseres Museums an der Handwerker Ausstellung in Linz mußte zu unserem Bedauern aus wichtigen Gründen abgelehnt werden. Dagegen beteiligte sich das Museum an der Erzherzog Karl-Ausstellung im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Für die vom k. k. Eisenbahnministerium herausgegebenen Führer durch die Fremdenverkehrsgebiete Österreichs wurde reichliches Material zur Verfügung gestellt. — Dem Mährischen Landesmuseum in Brünn wurde ein Gutachten über die mährische Volkskeramik erstattet. — Die Vorarbeiten und photographischen Aufnahmen für das von der Museumsdirektion vorbereitete große Tafelwerk über „Österreichische Volkskunst“ (siehe oben S. 217) wurden ununterbrochen vom 1. Mai bis 15. Dezember d. J. fortgesetzt und dabei über 1500 ausgewählte Objekte zur Aufnahme gebracht.

4. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

27. Verband der jugendlichen Arbeiter Österreichs.
28. Kunstgewerbeschule aus Moskau.
29. Infanteriekadettenschule aus Kamenitz.
30. Fortbildungskurs für Lehrer der gewerblichen Lehranstalten in Österreich.
31. Österreichischer Metallarbeiterverband.
32. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
33. Kunstgewerbeschule in Wien in wiederholten Partien.
34. K. u. k. Offizierstöchter-Erziehungsinstitut in Hernalz.
35. Neue Wiener Handelsakademie in zwei Abteilungen.
36. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Schützenstraße 42.
37. Gewerbliche Fortbildungsschule, III. Paulausgasse 9.
38. Gewerbliche Fortbildungsschule, X. Herzgasse 27.

Schluß der Redaktion 15. Dezember 1909.

Sachregister zum XV. Band.

- A**berglaube in Gottschee, 169.
Aberglaube in Zauberei, 57.
Absagen, 148.
Adam- und Evaspiel, 156.
Adventspiele (Windau), 41.
Agathabrot, 92.
Alm, Abfahrt von der, in Tirol, 42.
Almbräuche, 41.
- B**acchus, 115.
Bäcker, was backst? (Spiel), 164.
Bäckerbadestuben, 10.
Baden, 6.
Bäder, öffentliche, 8.
Badestuben, 6.
Badl, 10.
Bahäusl, 10.
Bajuwaren, 46.
Balnearius, 7.
Bären aus dem Loch treiben, 164.
Bären ausreiten (Spiel), 164.
Bauernhabe im Böhmerwald, 117.
Bauernhausformen, ostalpine, 138.
Bauernhochzeit in Taufkirchen, 155.
Bauernhochzeit, Tiroler, 56.
Bedmandlspielen (Spiel), 167.
Berškizen, 25.
Blumenstalen aus dem Kaunser Tal, 1.
Bockopfer, 86.
Böhmerwaldhaus, 57.
Bohlenbrot, 93.
Brecherinnenarbeit, 151.
Brechltanz, 152.
Bremberger Gedichte, 55.
Brot als Apotropäon, 92.
Brotopfer, 91.
- C**hersaner, 37.
- D**ampfbäder, 9, 10.
Döns, 14.
Dorfbefestigungen in Niederösterreich, 59.
Dörrhäuschen für Flachs im Altvatergebirge, 151.
Drachenfängen (Spiel), 163.
Dreifaltigkeitssalz, 91.
Drescherspiele im Innviertel, 148.
- E**ggenburg, Ortsanlage von, 147.
Einkeilen von Krankheiten, 184.
Eisen als Wiegenzauber, 91.
Erdställe Niederösterreichs, 60.
Esel, wer reit' ? (Spiel), 168.
- F**austschieben (Spiel), 165.
Feste, deutsche, 53.
Feuerzauber in Gottschee, 171.
Flachsbau im Altvatergebirge, 150.
Flachsdörre, 12.
Flasche, 46.
Flurlage, 139.
Fraisbetter, 184.
Freiung, 12.
Freißglocken, 40.
Fronleichnamsprozession, 183.
- G**änszupfen (Spiel), 168.
Gebildbrote bei der Geburtsfeier, 81.
Geburtsgottheiten, 83.
Geburtsgottheiten der Germanen, 84.
Geburtsgottheiten der Griechen, 83.
Geburtstagskuchen, 107.
Geburtstagskuchen mit Lichtern, 98.
Gerichtsdienstpflichtige Höfe, 149.
Gevatterstück, 103.
Gevatterwecken, 99.
Gewürzkuchen, 97.
Gstanzeln, Kuhländchen-, 43.
- H**aberhandeln (Spiel), 166.
Hase als Schwangerschaftsspeise, 86.
Hauerbevölkerung von Niederösterreich, 182.
Hauerstrafe, 182.
Hausbadestuben, 11.
Hausforschung, 45.
Hauslöcher Niederösterreichs, 60.
Heimatschutz, 61.
Heiratsbräuche der Kroaten in Istrien, 33.
Heißluftbäder, 9.
Herr Müller, was will er ? (Spiel), 168.
Hexen- und Gespensterglaube, 147.
Hirtenspiel, Windau, 41.
Hochzeitsbräuche der Čičen, 29.
Hochzeitslieder aus Tirol, 56.
Hochzeitstänze, 56.

- Holzknechtspiele in Gößl, 161.
 Holzknechtspiele im Innviertel, 157.
 Holzschachtelindustrie im Altvatergebirge, 152.
 Holzstuben, 162.
 Huhnopfer, 85.
Inventare, 119, 212.
 Italiener von Dignano, 36.
Käseopfer, 88 ff.
 Kindbettbrei, 86.
 Kindbettgrütze, 86.
 Kindelkuchen, 98.
 Kindszehe, 101.
 Kirchenbefestigung in Niederösterreich, 60.
 Kletzenweihnachtsbrot, 41.
 Knaufgehäcke, 107.
 Königstöchter ausheiraten, 163.
 Krahbucka (Spiel), 165.
 Krebsskuchen, 96.
 Krippenländer, Steiermark, 192.
 Kroaten in Istrien, 31.
 Kunsttopographie, 54.
Legenden von Gottschee, 177.
 Leinözübereitung im Altvatergebirge, 152.
 Leitkuh, 42.
 Lieder, Kuhländchen-, 43.
Maibaumtragen, Liedlein, 43.
 Mandrieren, 20.
 Medardus, 183.
 Mölzschieben, 165.
 Mölzziehen, 165.
 Mühlfahren, 167.
 Mundart, erzgebirgische, 60.
 — obersächsische, 60.
 — von Gottschee, 212.
 Musealverein, Alt-Braunau, 52.
 Museen, siebenbürgisch-sächsische, 208.
 Museum f. österr. Volksk., 62, 79, 159.
 — in Bukarest, 209.
 — in Czernowitz, 210.
 — in Lemberg, 210.
 — in Mödling, 211.
 Mutterschaf lämmern (Spiel), 63.
Namenstagskuchen, 109.
 Neujahrstag in Gottschee, 170.
 Nornengrütze, 87.
Ofenrichtung, 50.
 Orakel in Gottschee, 170.
Palmsonntagszweige in Westböhmen, 153.
 Patenbrote, 103.
 Polterabend im Böhmerwald, 56—57.
 Postkarten, 214.
 Prangkuchen, 97.
 Preußisch und polnisch exerzieren (Spiel), 164.
 Purzeln, 167.
Rauchbadestube, 14.
 Rumpelkäs, 87.
 Rumpelkuchen, 98.
Salzburgs, Geschichte, 55, 215.
 Sansego, 38.
 Schandstein in Eger, 45.
 — im Steirischen, 45.
 Scheibenglocke, 41.
 Scheune, Rückstellung der, 48.
 Schicksalsschwestern der Germanen, 84.
 Schildkrötenopfer, 85.
 Schildkrötenvotive, 96.
 Schlangenbißbesprechungen i. Gottschee, 173.
 Schmeckostern, Lied beim, 43.
 Schweinsopfer, 85.
 Schwertanz, 157.
 Schwitzbäder, 8.
 Sechswochenwecken, 96.
 Seelenbrot, 90.
 Sein eigenes Maß abschlagen, 162.
 Sie-Mann, 104.
 Slawakuchen, 110.
 Slowenen, 19.
 Sogschneiden (Spiel), 162.
 Sonnwendfeier in Niederösterreich, 179.
 Spahnhinlegen (Spiel), 166.
 Spahnspringen (Spiel), 166.
 Spaltgebäcke, 105.
 Sparrendach, 51.
 St. Otmar, 183.
 St. Urban, 183.
 „Stamma“ (überwerfen, Spiel), 165.
 Steckenschlager (Vogel), 183.
 Sterngucken (Spiel), 162.
 Stierniederbeißen (Spiel), 166.
 Stockheben (Spiel), 163.
 Stockhinaustragen (Spiel), 166.
 Stockschlagen, 167.
 Strängkotzenziehen (Spiel), 166.
 Streichbrett, 48.
 Strohdach, 47.
Taufbrot, 94.
 Taufgang, 89.
 Taufwecken, 99.
 Teiglämpchen, 106.
 Tiergarten (Spiel), 168.
 Tracht der Berškizen, 25.

- Tracht der Italiener von Dignano, 36.
 — der Mandrieren, 20, 23.
 — der Slowenen, 20.
 — der Tschitschen, 28.
 — von Albona, 32.
 — von Cherso, 38.
 — von Sansego, 38.
 Trachtenfest im Innviertl, 155.
 Traubenbock, 181.
 Tschitschen, 26, 28.
- V**erbreitung von Volksliedern, 185.
 Verein für österreichische Volkskunde, 62, 78, 159.
 Verein zur Erhaltung der Volkstrachten in Steiermark, 51.
 Vierzeiler, Innviertel-, 43.
 Volkshelkunde in Gottschee, 173.
 Volkskundemuseen in Südosteuropa, 207.
 Volkskundemuseum in Agram, 208.
 — in Belgrad, 208.
 — in Budapest, 207.
 — in Klausenburg, 208.
 — in Sarajewo, 208.
- Volkskundliche Tagungen, 210, 211.
 Volkskunst, 54.
 Volkslieder der Heaizen, 127.
 — aus Westböhmen, 212.
 Volkssängergesellschaft, 192.
 Volkstrachten, 52.
 Volkstrachtenfest, Aussee, 206.
 Votivkröten, 95.
- W**eihnachtskuchen in Gottschee, 169.
 Weihnachtslied aus dem Böhmerwald, 139.
 Weihnachtslieder, 192.
 Weihnachtswiege, 39.
 Weinberbock, 180.
 Weinberggeiß, 112, 180.
 Wetterregel in Gottschee, 176.
 Wetterzauber in Gottschee, 171.
 Winzersitte, Niederösterreichische, 112.
 Wochenbettfeier bei den Griechen, 94.
 Wochenbettkäse, 87.
 Wöchnerin, 82.
 Wörter und Sachen, 213.
- Z**eilendörfer (angeblich slowakisch), 49.
 Zipf-Adam-Tanz, 157.